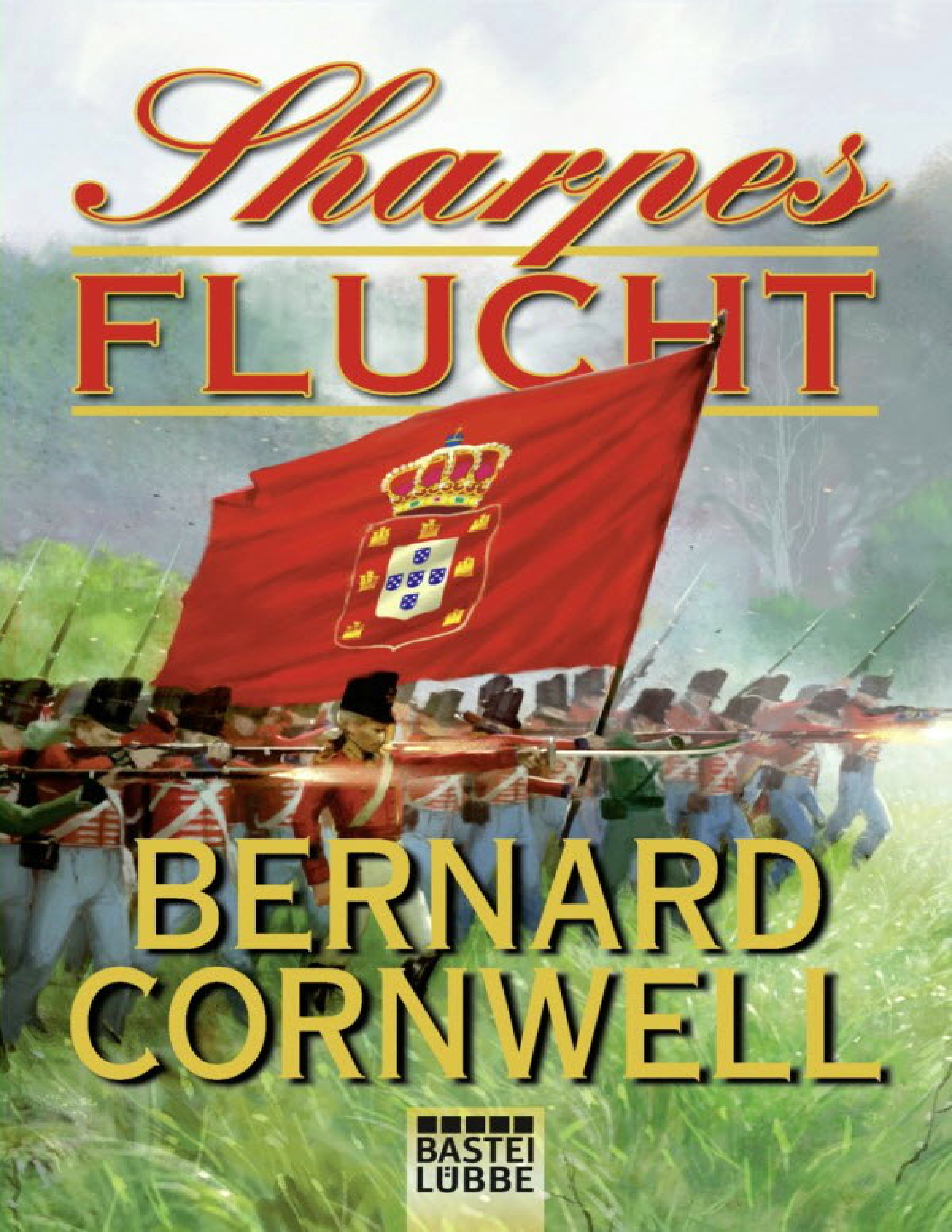

Sharpes
FLUCHT
BERNARD
CORNWELL
BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES FLUCHT

Richard Sharpe und der Bussaco-Feldzug, 1811

Ins Deutsche übertragen von Irene Anders



Lübbe Digital
Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Titel der englischen Originalausgabe

»Sharpe's Escape«

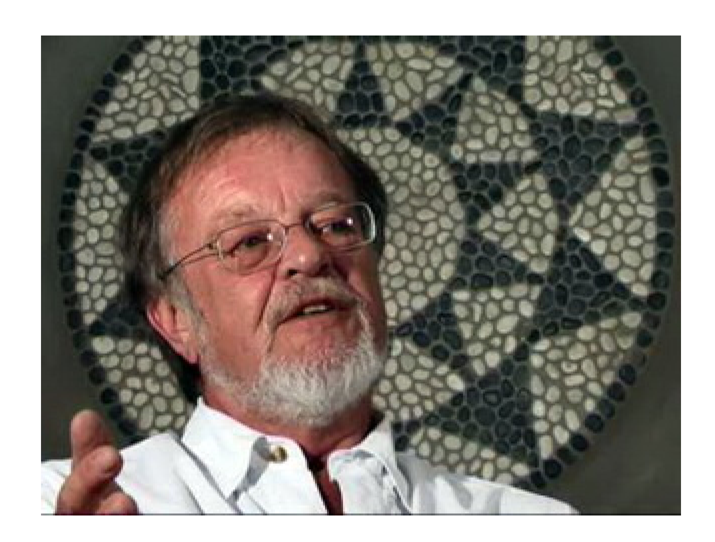
Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN: 978-3-8387-1925-2

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

»Sharpes Flucht«
ist CeCe gewidmet

Erster Teil

KAPITEL 1

Mister Sharpe hatte schlechte Laune. Allerschlechteste Laune. Er suchte Streit, hätte Sergeant Harper gesagt, und mit seiner Meinung über Captain Sharpe lag Sergeant Harper selten falsch. Sergeant Harper wusste nur allzu gut, dass er seinen Captain besser nicht in ein Gespräch verwickelte, wenn Sharpe in derart düsterer Stimmung daherkam. Andererseits liebte Harper die Gefahr. »Wie ich sehe, ist Ihre Uniform geflickt worden«, bemerkte er aufgeräumt.

Sharpe ignorierte die Bemerkung. Er marschierte einfach weiter, erklomm unter sengender Sonne den portugiesischen Berghang. Es war September des Jahres 1810, schon fast Herbst, doch die Hitze des Spätsommers lag wie ein Schmelzfeuer über der Landschaft. Auf dem Gipfel des Hügels, von dem Sharpe noch etwa eine Meile entfernt war, stand ein scheunenartiges, steinernes Gebäude neben einer dürren Signalstation. Die Station bestand aus einem schwarzen Lattengerüst, das einen hohen Mast stützte. Vom Mast aus ragten Signalarme bewegungslos in die Gluthitze des Nachmittags.

»Eine selten hübsche Flickarbeit ist das auf diesem Rock«, fuhr Harper fort, wobei er sich anhörte, als hätte er nicht eine Sorge auf der Welt. »Und ich erkenne, dass Sie das keineswegs selbst gemacht haben. Es sieht aus wie die Arbeit einer Frau, oder etwa nicht?« Die letzten drei Worte sprach er mit fragendem Unterton aus.

Sharpe sagte noch immer nichts. Während er den Hang hinaufstieg, schlug der schwere Kavalleriedegen gegen den Oberschenkel seines linken Beins. Um seine Schulter hatte er sein Baker-Gewehr geschnallt. Es war nicht vorgesehen, dass ein Offizier ebenso wie seine Männer ein Gewehr mit

gezogenem Lauf bei sich trug, aber Sharpe war früher selbst einfacher Soldat gewesen, er war es gewohnt, mit einer ordentlichen Feuerwaffe in den Krieg zu ziehen.

»War es denn jemand, den Sie in Lissabon getroffen haben?«, ließ Harper nicht locker.

Sharpe kochte innerlich, tat aber so, als habe er nichts gehört. Sein Uniformrock, der, wie Harper bemerkt hatte, anständig geflickt worden war, wies die grüne Farbe der Schützen auf. Und ein Schütze war er gewesen. Besser gesagt, er betrachtete sich noch immer als Schütze, einen der Elite-Männer, die mit dem Baker-Gewehr ausgerüstet waren und statt des Rot das dunkle Grün am Leib trugen. Aber die Wellen des Krieges hatten ihn und ein paar seiner Männer in ein Regiment von Rotröcken verschlagen. Inzwischen befehligte er die Leichte Kompanie des South Essex Regiments, die ihm den Hügel hinauf folgte. Die meisten der Männer trugen die roten Röcke der britischen Infanterie und waren mit Musketen mit glattem Lauf ausgerüstet, doch die Schützen hatten ihre alten grünen Röcke behalten und kämpften weiter mit dem Baker-Gewehr.

»Wer also war sie?«, fragte Harper schließlich.

»Sergeant Harper.« Endlich hatte er Sharpe zum Sprechen gebracht. »Wenn Sie sich verdammten Ärger einhandeln wollen, dann reden Sie verdammt noch mal weiter.«

»Sehr wohl, Sir«, erwiderte Harper grinsend. Er war ein Mann aus Ulster, ein Katholik und ein Sergeant, und als solcher hätte er mit einem Engländer, einem Heiden und Offizier, nicht befreundet sein sollen, aber er war es dennoch. Er mochte Sharpe und wusste, dass auch Sharpe ihn mochte, auch wenn er

jetzt so schlau war, kein Wort mehr zu sagen. Stattdessen pfiff er die Anfangstakte von »I Would That the Wars Were All Done«.

Unvermeidlich musste Sharpe an den Text denken, der mit der Melodie einherging: »Eines Morgens in den Wiesen, auf denen der Tau nur so perlte, pflückte ein reizendes Mädchen

ach so blaue Veilchen. Ich wollt', die Kriege wären alle vorbei.« Harpers subtile Unverschämtheit ließ ihn in Gelächter ausbrechen. Dann verfluchte er den Sergeant, der ein triumphales Grinsen aufsetzte. »Es war Josefina«, gab Sharpe sich geschlagen.

»Miss Josefina also – wie geht es ihr denn?«

»Nicht schlecht«, äußerte sich Sharpe vage.

»Es freut mich, das zu hören«, erwiderte Harper mit echtem Gefühl. »Sie haben also Ihren Tee mit ihr eingenommen, ist das richtig, Sir?«

»Ich habe meinen verdammten Tee mit ihr eingenommen, ja, Sergeant, das ist richtig.«

»Selbstredend taten Sie das«, sagte Harper. Ein paar Schritte legte er schweigend zurück, dann beschloss er, erneut sein Glück zu versuchen. »Und ich dachte, Sie hätten eine Schwäche für Miss Teresa, Sir.«

»Miss Teresa?«, fragte Sharpe, als wäre ihm der Name geradezu unbekannt. Dabei hatte er in den letzten paar Wochen beinahe unaufhörlich an das Mädchen mit dem Habichtgesicht, das mit den Partisanentruppen an der Grenze zu Spanien ritt, gedacht. Er blickte den Sergeant an, auf dessen breitem Gesicht ein Ausdruck friedvoller Unschuld lag. »Ja, ich kann Teresa recht gut leiden«, erwiderte Sharpe trotzig. »Aber ich weiß ja nicht einmal, ob ich sie überhaupt je wiedersehe.«

»Aber Sie würden gern«, stellte Harper klar.

»Natürlich würde ich gern. Na und? Mädchen, die man wiedersehen will, gibt es nun einmal, aber deshalb benimmt man sich doch noch lange nicht wie ein verdammter Heiliger und wartet auf sie.«

»Auch wieder richtig«, gestand Harper ein. »Und jetzt verstehe ich auch, weshalb Sie nicht zu uns zurückkommen wollten, Sir. Sie haben dort gesessen und Ihren Tee getrunken, während Miss Josefina nähte, und ich bin sicher, Sie haben sich beide prächtig unterhalten.«

»Ich wollte nicht zurückkommen«, fiel Sharpe ihm scharf ins Wort, »weil mir verdammt noch mal ein Monat Urlaub versprochen worden war. Ein Monat! Und bekommen habe ich eine Woche!«

Harper hegte nicht das geringste Mitgefühl. Der Monat Urlaub war Sharpe als Belohnung zugedacht gewesen, weil er hinter den feindlichen Linien einen Goldschatz erobert und zurückgebracht hatte, aber an diesem Einsatz hatte die gesamte Leichte Kompanie teilgenommen, und niemand hatte vorgeschlagen, auch der Rest von ihnen solle einen Monat Urlaub bekommen. Andererseits konnte Harper Sharpes Ärger verstehen, denn der Gedanke, einen ganzen Monat in Josefinas Bett zu verbringen, hätte selbst einen Bischof dazu gebracht, sich dem Trunk zu ergeben.

»Eine verdammte Woche«, knurrte Sharpe. »Verdammte Armee von Bastarden.« Er trat einen Schritt vom Weg herunter und wartete, bis die Kompanie zu ihm aufgeschlossen hatte. In Wahrheit hatte seine schlechte Laune mit seinem gekürzten Urlaub wenig zu tun, aber er konnte Sergeant Harper gegenüber nicht zugeben, was sie wirklich verursachte. Er starrte auf den Zug, suchte nach der Gestalt von Lieutenant Slingsby. Das war das Problem. Der verdammte Lieutenant Cornelius Verdammt-noch-mal-Slingsby.

Die Kompanie erreichte Sharpe, und die Männer setzten sich am Rand des Weges nieder. Sharpe befehligte jetzt eine Einheit von vierundfünfzig Mann, was einem Sonderkommando aus England zu verdanken war. Die Neuankömmlinge stachen aus der Menge heraus, weil sie leuchtend rote Röcke trugen. Die Uniformen der übrigen Männer waren in der Sonne ausgeblichen und mit braunem portugiesischen Stoff so achtlos geflickt, dass sie von Weitem eher wie Vagabunden und nicht wie Soldaten wirkten. Natürlich hatte Slingsby dagegen aufbegehrt. »Neue Uniformen, Sharpe«, hatte er begeistert geschnattert, »ein paar neue Uniformen, und die Männer werden fescher

aussehen. Schöner neuer Baumwollstoff wird ihnen ein bisschen Schwung verleihen. Wir sollten welche bestellen.« Verdammter Narr, hatte Sharpe gedacht. Die neuen Uniformen würden schon rechtzeitig kommen, im Winter vermutlich, es hatte überhaupt keinen Sinn, früher danach zu fragen. Außerdem mochten die Männer ihre alten, bequemen Röcke, genau wie sie ihre französischen Tornister aus Ochsenleder mochten. Die neuen Männer hatten alle britische, von Trotters gefertigte Tornister, die über der Brust festgeschnallt wurden, bis man auf einem langen Marsch feststellen musste, dass ein glühend heißes Band aus Eisen einem die Rippen zusammenpresste. »Trotters Qualen« wurde dieses verdammte Ding genannt, und die französischen Tornister waren bedeutend bequemer.

Sharpe schritt die Kompanie ab, befahl jedem der Neuankömmlinge, ihm seine Feldflasche zu geben, und wie er erwartet hatte, war jede einzelne leer. »Ihr seid Narren«, sagte Sharpe. »Einteilen solltet ihr das. Nur einen Schluck auf einmal! Sergeant Read!«

»Sir?« Read, ein Rotrock und Methodist, salutierte vor Sharpe.

»Sorgen Sie dafür, dass niemand den Männern Wasser gibt, Sergeant.«

»Das werde ich tun, Sir, das werde ich tun.«

Die neuen Männer würden sich trocken wie Staub fühlen, kaum dass der Nachmittag vorüber war. Keuchend, mit zugeschwollenen Kehlen, würden sie nach Luft schnappen, aber zumindest würden sie sich nie wieder so töricht verhalten. Sharpe schritt die Kompanie weiter ab bis zu der Stelle, an die Lieutenant Slingsby die Nachhut geführt hatte. »Keine Nachzügler«, berichtete Slingsby mit dem Eifer eines Terriers, der glaubt, eine Belohnung zu verdienen. Er war ein kleiner Mann mit geradem Rücken und eckigen Schultern, der vor Tatendurst schier barst. »Mister Iliffe und ich haben sie angetrieben.«

Sharpe sagte nichts. Er kannte Cornelius Slingsby seit einer Woche, und in dieser Woche hatte er einen Hass auf den Mann entwickelt, der an Mordlust grenzte. Es gab keinen Grund für diesen Hass, es sei denn, man ließe Abneigung auf den ersten Blick als Grund gelten. Aber alles an Slingsby regte Sharpe auf, ob es sich um den Hinterkopf des Mannes handelte, der flach wie ein Schaufelblatt war, um seine hervorquellenden Augen, seinen schwarzen Schnurrbart, die geplatzten Äderchen auf seiner Nase, sein schnaufendes Lachen oder um seinen stolzierenden Gang. Bei seiner Rückkehr aus Lissabon hatte Sharpe feststellen müssen, dass sein Lieutenant, der verlässliche Robert Knowles, zum Adjutanten des Regiments ernannt und ersetzt worden war. »Cornelius ist so etwas Ähnliches wie ein Verwandter«, hatte der Lieutenant Colonel, der ehrenwerte William Lawford, Sharpe vage erklärt, »und Sie werden feststellen, dass er ein sehr angenehmer Mann ist.«

»Werde ich das, Sir?«

»Er ist erst spät der Armee beigetreten«, war Lawford fortgefahren, »deshalb ist er nicht mehr als Lieutenant. Gut, er wurde vorübergehend zum Captain ernannt, aber Lieutenant ist er immer noch.«

»Ich bin der Armee früh beigetreten, Sir«, hatte Sharpe erwidert, »und ich bin nicht mehr als Lieutenant. Vorübergehend zum Captain ernannt, natürlich, aber immer noch Lieutenant.«

»Ach, Sharpe.« Lawford schien leicht verzweifelt. »Niemand ist sich Ihrer Qualitäten mehr bewusst als ich. Wenn es einen freien Posten für einen Captain gäbe …« Er ließ diese Bemerkung in der Luft hängen, aber Sharpe kannte den Rest des Satzes zur Genüge. Er war zum Lieutenant befördert worden, und das kam bei einem Mann, der als des Lesens und Schreibens nicht mächtiger Private in die Armee eingetreten war, einem Wunder gleich. Man hatte ihn vorübergehend zum Captain ernannt, was bedeutete, dass er dementsprechend besoldet wurde, aber sein wahrer

Rang blieb der eines Lieutenants. Die tatsächliche Beförderung konnte er nur erlangen, wenn er sich einen freien Posten als Captain kaufte oder – was weit weniger wahrscheinlich war – wenn Lawford ihn beförderte. »Ich schätze Sie, Sharpe«, war der Colonel fortgefahren. »Aber ich hege auch Hoffnungen für Cornelius. Er ist dreißig. Oder vielleicht einunddreißig. Alt für einen Lieutenant, doch er ist so spitz wie ein Wiesel, Sharpe, und er besitzt Erfahrung. Jede Menge Erfahrung.« Das war das Problem. Ehe er dem South Essex Regiment beitrat, war Slingsby im 55. gewesen, einem Regiment, das auf den Westindischen Inseln diente. Das Gelbfieber hatte die Reihen der Offiziere gelichtet, und so war Slingsby vorübergehend zum Captain aufgestiegen. Genauer gesagt hatte er als Captain die Leichte Kompanie des 55. Regiments befehligt, was ihn zu der Ansicht brachte, er verstünde vom Soldatenleben so viel wie Sharpe. Was womöglich stimmte, aber vom Kämpfen verstand er deutlich weniger. »Ich möchte, dass Sie ihn unter Ihre Fittiche nehmen«, hatte der Colonel seine Rede beendet. »Bringen Sie ihn weiter, Sharpe.«

Ins frühe Grab kann ich ihn bringen, hatte Sharpe säuerlich gedacht, aber er musste seine Gedanken für sich behalten. Noch immer tat er sein Bestes, um seinen Hass nicht durchblitzen zu lassen, als Slingsby jetzt hinauf zur Telegrafenstation wies. »Mister Iliffe und ich haben dort oben Männer gesehen, Sharpe. Etwa ein Dutzend, denke ich. Und einer sah aus, als trüge er eine blaue Uniform. Da oben sollte jetzt eigentlich niemand sein, oder etwa doch?«

Sharpe bezweifelte, dass Ensign Iliffe, ein Offizier, der gerade erst aus England herübergekommen war, irgendetwas gesehen hatte, wohingegen er selbst die Männer und ihre Pferde bereits fünfzehn Minuten zuvor entdeckt und sich seither gewundert hatte, was die Fremden dort oben auf dem Hügel zu suchen hatten. Offiziell galt die Telegrafenstation nämlich als verlassen. Für gewöhnlich war sie mit einer Hand voll Soldaten bemannt. Sie bewachten

den Marine-Ensign, der die schwarzen Säcke bediente. Diese wurden an dem hohen Mast hinauf- und herabgezogen, um auf diese Weise Nachrichten von einem Ende Portugals zum anderen zu senden. Die Franzosen aber hatten die Kette bereits weiter im Norden durchtrennt, die Briten hatten sich von den Hügeln zurückgezogen, und aus irgendwelchen Gründen war diese Station nicht zerstört worden. Es war wenig sinnvoll, sie intakt zu belassen, sodass die Franzmänner sie benutzen konnten, also war Sharpes Kompanie vom Bataillon getrennt und damit beauftragt worden, die Station niederzubrennen.

»Könnte es ein Franzose sein?«, fragte Slingsby, eingedenk der blauen Uniform. Er klang beflissen, als wolle er den Hügel hinauf zum Angriff schreiten. Er war nur um drei Zoll größer als fünf Fuß und von einer Aura ständiger Bereitschaft umgeben.

»Macht nichts, wenn es ein verdammter Franzmann ist«, sagte Sharpe säuerlich. »Wir sind in der Überzahl. Ich werde Mister Iliffe nach oben senden, um ihn zu erschießen.«

Iliffe wirkte erschrocken. Er war siebzehn Jahre alt und sah aus wie vierzehn, ein grobknochiger Jüngling, dessen Vater ihm ein Patent gekauft hatte, weil ihm nichts anderes eingefallen war, was sich mit dem Jungen anfangen ließ. »Zeigen Sie mir Ihre Feldflasche«, befahl Sharpe.

Jetzt wirkte Iliffe wirklich schreckensstarr. »Sie ist leer, Sir«, gestand er und krümmte sich zusammen, als erwarte er, dass Sharpe ihn bestrafte.

»Sie wissen, was ich den Männern mit den leeren Feldflaschen gesagt habe?«, fragte Sharpe. »Dass sie Idioten sind. Aber Sie sind kein Idiot, denn Sie sind ja Offizier, und Offiziere, die Idioten sind, gibt es nicht.«

»Gut gesagt, Sir«, warf Slingsby ein und schnaufte gleich darauf. Er schnaufte immer, wenn er lachte, und Sharpe unterdrückte den Wunsch, dem Bastard die Kehle durchzuschneiden.

»Da, nehmen Sie Ihr Wasser«, sagte Sharpe und warf die Feldflasche Iliffe wieder zu. »Sergeant Harper! Weitermarschieren!«

Es dauerte eine weitere halbe Stunde, bis sie die Kuppe des Hügels erreichten. Bei dem scheunenähnlichen Gebäude handelte es sich offenbar um eine Kapelle, denn in eine Nische über der Tür war eine lädierte Statue der Jungfrau Maria montiert. Der Mast des Telegrafen war gegen den Ostgiebel der Kapelle gebaut worden, der half, das Gitterwerk aus dicken Latten zu stützen. Dieses trug wiederum die Plattform, auf der der Ensign seine obskure Tätigkeit ausgeübt hatte. Der Mast war jetzt verlassen, seine zerschlissenen Signalseile schlugen im scharfen Wind, der um die Hügelkuppe blies, gegen den geteerten Mast. Die schwarz gestrichenen Säcke waren abgenommen worden, aber die Seile, um sie in die Höhe zu ziehen und wieder herabzulassen, waren noch vorhanden. An einem von ihnen hing ein quadratisches weißes Tuch. Sharpe fragte sich, ob die Fremden auf dem Hügel diese provisorische Flagge wohl als Signal gehisst hatten.

Diese Fremden, ein Dutzend Zivilisten, standen neben der Tür der Kapelle. Bei ihnen befand sich ein Offizier der portugiesischen Infanterie. Sein blauer Mantel war zu einer Farbe verblichen, die dem französischen Blau täuschend ähnlich sah. Der Offizier trat jetzt vor, um sich Sharpe vorzustellen. »Ich bin Major Ferreira«, sagte er in gutem Englisch. »Und Sie sind?«

»Captain Sharpe.«

»Und Captain Slingsby.« Lieutenant Slingsby hatte darauf bestanden, Sharpe bei der Begegnung mit dem portugiesischen Offizier zu begleiten, genau wie er darauf bestand, seinen vorübergehenden Rang zu nennen, auch wenn er nicht länger das Recht hatte, ihn zu führen.

»Ich führe hier das Kommando«, bemerkte Sharpe lakonisch.

»Und was haben Sie vor, Captain?«, forderte Ferreira zu wissen. Er war ein hochgewachsener Mann, schlank und dunkel, mit einem sorgsam gestutzten Schnurrbart. Er legte das Verhalten und die Haltung eines privilegierten Mannes an den Tag, und dennoch bemerkte Sharpe an dem portugiesischen Major eine gewisse Beklommenheit, die Ferreira durch Schroffheit zu verbergen suchte. Und eben das reizte Sharpe zur Unverschämtheit. Er widerstand der Versuchung und sagte stattdessen die Wahrheit.

»Wir haben Befehl, den Telegrafen niederzubrennen.«

Ferreira wandte den Blick hinüber zu Sharpes Männern, die sich über die Kuppe des Hügels verteilten. Sharpes Worte schienen ihn zu erstaunen, dann aber bemühte er sich um ein Lächeln, das wenig überzeugend geriet. »Ich übernehme das für Sie, Captain. Es wird mir ein Vergnügen sein.«

»Ich führe meine Befehle selbst aus, Sir«, widersprach ihm Sharpe.

Ferreira nahm die Frechheit zur Kenntnis und bedachte Sharpe mit einem zweifelnden Blick. Eine Sekunde lang dachte Sharpe, der portugiesische Major habe vor, ihn zu tadeln, doch stattdessen nickte Ferreira knapp. »Wenn Sie darauf bestehen«, sagte er. »Aber tun Sie es schnell.«

»Schnell, Sir«, fiel Slingsby enthusiastisch ein. »Warum noch warten?« Er wandte sich Harper zu. »Sergeant Harper! Den Brennstoff, wenn Sie so freundlich sein wollen. Beeilung, Mann, Beeilung!«

Harper wandte den Blick Sharpe zu, um zu sehen, ob der die Befehle des Lieutenants guthieß, aber Sharpe ließ sich keine Reaktion anmerken. Also brüllte der große Ire das Dutzend Männer an, die mit Futternetzen der Kavallerie beladen waren. Die Futternetze waren mit Stroh vollgestopft, und sechs weitere Männer trugen Krüge mit Terpentin. Das Stroh wurde um die vier Träger der Telegrafenstation herum ausgebreitet und mit dem Terpentin getränkt. Eine Zeitlang sah Ferreira ihnen bei der Arbeit zu, dann ging er zurück zu

den Zivilisten, die seit der Ankunft der britischen Soldaten einen beunruhigten Eindruck machten. »Alles bereit, Sir!«, rief Harper zu Sharpe hinüber. »Soll ich anzünden lassen?«

Slingsby ließ Sharpe nicht einmal genug Zeit für eine Antwort. »Keine Trödeleien, Sergeant!«, kommandierte er brüsk. »Zünden Sie an!«

»Warten Sie«, knurrte Sharpe in so schroffem Ton, dass Slingsby vor Schrecken blinzeln musste. Von Offizieren wurde erwartet, dass sie vor ihren Männern höflich miteinander umgingen, Sharpe aber hatte Slingsby wutschnaubend angefahren, und der Blick, den er ihm zuwarf, ließ den Lieutenant überrascht zurückweichen. Slingsby runzelte die Stirn, doch er sagte nichts, als Sharpe die Leiter zur Plattform des Mastes hinaufstieg, welche fünfzehn Fuß über dem Gipfel des Hügels schwebte. Drei Kerben in den Dielenbrettern verrieten, wo der Ensign seinen Dreifuß abgestellt hatte, um die benachbarten Telegrafenstationen zu beobachten und ihre Nachrichten zu entziffern. Die Station im Norden war bereits zerstört worden, doch sobald sich Sharpe nach Süden wandte, konnte er ein Stück hinter dem Fluss Criz und noch hinter den britischen Linien das nächste Telegrafengerüst erkennen. Lange würde er nicht mehr hinter den Linien liegen, dachte er. Marschall Massénas Armee flutete ins portugiesische Inland, und die Briten würden sich auf ihre jüngst errichteten Verteidigungslinien in Torres Vedras zurückziehen. Geplant war der Rückzug auf die neuen Befestigungsanlagen, wo man auf die Franzosen warten und ihre Angriffe entweder zurückschlagen oder zusehen wollte, wie die Gegner verhungerten.

Und um ihnen beim Verhungern zu helfen, ließen die Briten und Portugiesen ihnen nichts zurück. Jede Scheune, jede Speisekammer, jedes Vorratslager wurde leer geräumt. Das Getreide wurde auf den Feldern verbrannt, Windmühlen wurden zerstört und Brunnen mit Kadavern vergiftet. Die Einwohner jeder Stadt und jeden Dorfes im portugiesischen

Inland wurden evakuiert und nahmen ihr Vieh mit. Sie erhielten Anweisung, sich hinter die Linien in Torres Vedras zu begeben oder sich ins Hochland zu schlagen, wohin die Franzosen ihnen schwerlich folgen würden. Man wollte erreichen, dass der Feind ein versengtes Land vorfand, in dem es nichts mehr für ihn zu holen gab, nicht einmal Telegrafenseile.

Sharpe löste eines der Signalseile und holte die weiße Fahne daran herab, die sich als großes Taschentuch aus feinem Leinen entpuppte – sorgsam umsäumt und mit den blau eingestickten Initialen PAF in einer Ecke. Ferreira? Sharpe blickte hinunter auf den portugiesischen Major, der ihn beobachtete. »Ihres, Major?«, fragte er.

»Nein«, rief Ferreira zurück.

»Dann ist es meines«, sagte Sharpe und steckte das Taschentuch ein. Er sah den Zorn in Ferreiras Gesicht und hatte sein Vergnügen daran. »Sie sollten vielleicht diese Pferde wegführen«, er nickte in Richtung der Tiere, die neben der Kapelle angepflockt standen, »ehe wir den Mast niederbrennen.«

»Danke, Captain«, erwiderte Ferreira eisig.

»Wird jetzt angezündet, Sharpe?«, fragte Slingsby von unten herauf.

»Nicht, bis ich von dieser verdammten Plattform herunter bin«, bellte Sharpe zurück. Ein letztes Mal blickte er sich um und entdeckte in der Ferne, in südöstlicher Richtung, eine kleine Wolke grauweißen Pulverrauchs. Er zog sein Fernrohr heraus, das kostbare Glas, das Sir Arthur Wellesley – der jetzige Lord Wellington – ihm geschenkt hatte, stützte es auf die Balustrade und kniete dann nieder, um nach dem Rauch zu sehen. Er konnte wenig erkennen, vermutete aber, dass er die britische Nachhut in Aktion beobachtete. Die französische Kavallerie musste ihnen zu nahe gekommen sein, und eins der Bataillone feuerte Salven ab, unterstützt von den Kanonen der Royal Horse Artillery. Er konnte den leisen Donner der weit entfernten Geschütze gerade noch

ausmachen. Dann richtete er das Glas nach Norden, ließ die Linsen über eine raue Landschaft aus Hügeln, Felsen und kahl gefressenen Weiden wandern. Es war nichts zu sehen, nicht das Geringste, bis er plötzlich die Spur eines anderen Grüntons erkannte. Er riss das Glas zurück, brachte es in Position, und dann sah er sie.

Kavallerie. Französische Kavallerie. Dragoner in ihren grünen Röcken. Sie befanden sich mindestens eine Meile weit weg in einem Tal, bewegten sich aber auf die Telegrafenstation zu. Glänzend brach sich das Sonnenlicht auf ihren Schnallen, Verschlüssen und Steigbügeln, während Sharpe versuchte, sie zu zählen. Vierzig? Sechzig vielleicht, es ließ sich schwer schätzen, denn die Schwadron bewegte sich zwischen den Felsen im Herzen des Tals im Zickzack und entglitt immer wieder aus der Sonne in den Schatten. Sie schienen keine besondere Eile zu haben, und Sharpe fragte sich, ob sie entsandt worden waren, um die Telegrafenstation einzunehmen, die den vorstoßenden Franzosen genauso gute Dienste leisten würde wie zuvor den Briten.

»Wir bekommen Gesellschaft!«, rief Sharpe hinunter zu Harper. Anstand und Höflichkeit geboten, dass er es Slingsby mitteilte, aber er konnte sich kaum dazu durchringen, mit dem Mann ein Wort zu wechseln, also sprach er stattdessen mit Harper. »Mindestens eine Schwadron von grün berockten Bastarden. Etwa eine Meile entfernt, aber in ein paar Minuten könnten sie hier sein.« Er schob das Fernrohr zusammen, stieg die Leiter hinab und nickte dem irischen Sergeant zu.

»Stecken Sie’s an«, sagte er.

Die mit Terpentin getränkten Strohballen gingen lichterloh in Flammen auf, doch es dauerte ein paar Augenblicke, ehe die dicken Latten des Gerüsts Feuer fingen. Wie immer fasziniert von mutwilliger Zerstörung, sah Sharpes Kompanie hingerissen zu und ließ ein wenig Jubel ertönen, als die hohe Plattform endlich zu brennen begann.

Sharpe war zum östlichen Rand des kleinen Gipfelplateaus gegangen, aber ohne die Höhe der Plattform konnte er die Dragoner nicht länger ausmachen. Hatten sie sich verzogen? Wenn sie gehofft hatten, den Signalmast intakt einzunehmen, beschlossen sie jetzt, wo sie den Rauch auf dem Gipfel sahen, vielleicht, sich die Mühe zu sparen.

Lieutenant Slingsby schloss sich ihm an. »Ich möchte keine große Sache daraus machen«, sagte er mit gesenkter Stimme, »aber Sie haben gerade äußerst grob mit mir gesprochen, Sharpe, in der Tat, äußerst grob.«

Sharpe sagte nichts. Er stellte sich vor, was es für ein Vergnügen sein musste, den kleinen Bastard auszuweiden.

»Das missfällt mir nicht um meinetwillen«, fuhr Slingsby, der noch immer gedämpft sprach, fort. »Aber es bekommt den Männern nicht gut. Überhaupt nicht gut. Es mindert ihren Respekt vor dem Patent des Königs.«

Sharpe wusste, dass er den Tadel verdiente, aber er war nicht gewillt, Slingsby auch nur um einen Zoll nachzugeben. »Sind Sie der Ansicht, die Männer respektieren das Patent des Königs?«, fragte er stattdessen.

»Selbstverständlich.« Die Frage schien Slingsby zu schockieren. »Ohne Zweifel.«

»Ich habe es nicht getan«, sagte Sharpe und fragte sich, ob das, was er in Slingsbys Atem witterte, Rum war. »Ich habe das Patent des Königs nicht respektiert«, fuhr er fort und beschloss zu glauben, dass er sich den Geruch nur eingebildet hatte. »Nicht, als ich noch zu den Mannschaften gehörte. Für mich waren die meisten Offiziere überbezahlte Bastarde.«

»Sharpe«, protestierte Slingsby, doch was immer er hatte sagen wollen, blieb ihm im Halse stecken, als er die Dragoner am Fuß des Hügels auftauchen sah.

»Ungefähr fünfzig von ihnen«, informierte ihn Sharpe. »Und sie kommen hierher.«

»Wir sollten vielleicht in Stellung gehen?« Slingsby wies auf den Hang im Osten, der mit Felsblöcken übersät war und

somit eine Schützenlinie höchst effizient verbergen würde. Der Lieutenant straffte den Rücken und schlug die Hacken seiner Stiefel zusammen. »Es wäre mir eine Ehre, die Männer den Hügel hinabzuführen, Sharpe.«

»Es mag ja eine verdammte Ehre sein«, entgegnete Sharpe sarkastisch, »aber verdammter Selbstmord wäre es trotzdem. Wenn wir mit den Bastarden kämpfen«, fuhr er fort, »möchte ich lieber auf dem Gipfel sein statt verstreut an einem Hang. Dragoner mögen Schützenlinien, Slingsby. Da haben sie endlich mal Gelegenheit, ihre Säbel einzusetzen.« Er drehte sich zur Kapelle um. Die ihm zugewandte Mauer hatte zwei verrammelte Fenster, die seiner Einschätzung nach gute Schießscharten abgeben würden, falls er den Hügel verteidigen musste. »Wie lange haben wir noch bis zum Sonnenuntergang?«

»Zehn Minuten weniger als drei Stunden«, erwiderte Slingsby prompt.

Sharpe brummte. Er bezweifelte, dass die Dragoner angreifen würden, aber wenn sie es taten, konnte er sie leicht bis zur Dämmerung hinhalten, und nach Einbruch der Dunkelheit würde kein Dragoner in feindlichem Gebiet bleiben, weil er die Angriffe der Partisanen fürchtete. »Sie bleiben hier«, befahl er Lieutenant Slingsby. »Beobachten Sie sie, und tun Sie nichts, ohne mich zu fragen. Haben Sie mich verstanden?«

Slingsby wirkte gekränkt, wozu er durchaus ein Recht hatte. »Natürlich habe ich verstanden«, antwortete er mit Protest in der Stimme.

»Ziehen Sie keine Leute vom Gipfel ab, Lieutenant«, sagte Sharpe. »Und das ist ein Befehl.« Er schritt auf die Kapelle zu und fragte sich, ob seine Männer wohl in der Lage wären, in die vorsintflutlichen Wände ein paar Schießscharten zu hämmern. Das richtige Werkzeug hatten sie nicht dabei, weder Vorschlaghämmer noch Brecheisen, aber das Mauerwerk wirkte alt, und der Mörtel bröckelte.

Zu seiner Verblüffung vertraten Major Ferreira und einer der Zivilisten ihm den Weg zur Kapelle. »Die Tür ist verschlossen, Captain«, sagte der portugiesische Offizier.

»Dann trete ich sie ein«, erwiderte Sharpe.

»Aber es ist eine Kapelle«, sagte Ferreira tadelnd.

»Dann bete ich eben um Vergebung, nachdem ich sie eingetreten habe«, entgegnete Sharpe und versuchte, sich an dem Major vorbeizudrängen. Dieser hob eine Hand, um ihn aufzuhalten. Zornig starrte Sharpe ihn an. »Fünfzig französische Dragoner sind auf dem Weg hierher, Major«, sagte er. »Und ich werde diese Kapelle benutzen, um meine Männer zu schützen.«

»Ihre Arbeit hier ist erledigt«, gab Ferreira brüsk zurück. »Sie sollten jetzt gehen.« Sharpe sagte nichts. Stattdessen versuchte er noch einmal, an den beiden Männern vorbeizugelangen, aber sie schnitten ihm den Weg ab. »Ich erteile Ihnen einen Befehl, Captain«, beharrte der portugiesische Offizier. »Gehen Sie.«

Der Zivilist, der neben Ferreira stand, hatte seine Jacke ausgezogen und sich die Hemdsärmel aufgekrempelt, wobei enorme Arme zum Vorschein kamen, die beide mit zerbrochenen Ankern tätowiert waren. Bisher hatte Sharpe dem Mann wenig Beachtung geschenkt, er war höchstens beeindruckt von seiner imposanten Statur gewesen, jetzt aber sah er dem Zivilisten ins Gesicht und stieß auf pure Feindseligkeit. Der Mann war gebaut wie ein Preisringer, tätowiert wie ein Seemann, und in seinem vernarbten, brutalen Gesicht, das von atemberaubender Hässlichkeit war, stand eine unmissverständliche Botschaft. Er hatte eine breite Stirn, mächtige Kiefer, eine abgeflachte Nase und Augen, die Tieraugen glichen. Sie verrieten nichts als die Gier zu kämpfen, und diesen Kampf wünschte er sich Mann gegen Mann, Faust gegen Faust. Als Sharpe einen Schritt zurückwich, sah er enttäuscht aus.

»Ich sehe, Sie nehmen Vernunft an«, bemerkte Ferreira seidenglatt.

»Ich bin dafür bekannt«, entgegnete Sharpe, dann hob er die Stimme. »Sergeant Harper!«

Der große Ire kam um die Kapelle herum und erkannte die Lage. Der bullige Mann, noch größer und breiter als Harper selbst, der zu den stärksten Männern der Armee gehörte, hatte die Hände zu Fäusten geballt. Er sah aus wie eine Bulldogge, die darauf wartete, von der Leine gelassen zu werden, und Harper wusste, wie man tollwütige Hunde behandelte. Er ließ seine Salvenbüchse von der Schulter gleiten. Es war eine merkwürdige Waffe, die für die Royal Navy gefertigt worden und dazu gedacht war, vom Deck eines Schiffes aus benutzt zu werden. Die Schützen des Gegners sollten damit von ihren Kampfplattformen geschossen werden. Sieben Halbzoll-Läufe waren gebündelt, sie wurden durch ein einziges Flintenschloss abgefeuert, und für den Einsatz auf See hatte sich die mächtige Büchse als zu kraftvoll erwiesen. In bald der Hälfte der Fälle hatte sie dem, der sie abfeuerte, die Schulter gebrochen, aber Patrick Harper war groß genug, um die siebenläufige Büchse in seinen Händen klein erscheinen zu lassen. Wie beiläufig richtete er sie jetzt auf den viehischen Riesen, der Sharpes Weg blockierte. Der Hahn der Waffe war nicht gespannt, aber keiner der Zivilisten schien das zu bemerken. »Haben Sie Schwierigkeiten, Sir?«, fragte Harper unschuldig.

Ferreira wirkte erschrocken, wozu er allen Grund hatte. Harpers Erscheinen hatte ein paar der übrigen Zivilisten dazu gebracht, ihre Pistolen zu ziehen, und auf einmal sorgte das Entsichern der Waffen für Lärm auf dem Hügel. Major Ferreira, der ein Blutbad fürchtete, fuhr sie an, sie sollten die Waffen herunternehmen. Niemand gehorchte, bis der große Mann, der Bulle mit den mächtigen Fäusten, sie anbrüllte. Da erst sicherten sie hastig ihre Schlösser, nahmen die Waffen herunter und sahen verängstigt nach der Miene des großen Mannes. Bei allen Zivilisten handelte es sich um abgebrüht wirkende Kerle – sie erinnerten Sharpe an das Verbrecherpack, das den Osten Londons regierte, in

dem er aufgewachsen war. Ihr Anführer aber, der Mann mit dem viehischen Gesicht und dem muskelbepackten Körper, war der merkwürdigste und Furcht einflößendste von ihnen allen. Er war ein Straßenkämpfer, davon kündeten die gebrochene Nase und die Narben auf Stirn und Wangen mehr als deutlich, aber Geld musste er auch besitzen, denn sein Leinenhemd war von guter Qualität, seine Hose aus dem besten Baumwollstoff geschneidert, und seine Stiefel mit ihren goldenen Troddeln waren aus weichem, teurem Leder gefertigt. Er sah aus, als sei er um die vierzig Jahre alt, auf dem Zenit seiner Lebenskraft, und seine schiere Größe verlieh ihm Selbstbewusstsein. Der Mann warf Harper einen Blick zu, allem Anschein nach schätzte er den Iren als möglichen Gegner ein, dann lächelte er unverhofft und hob seinen Mantel auf, den er, ehe er ihn anzog, abklopfte. »Was sich in dieser Kapelle befindet«, der große Mann machte einen Schritt auf Sharpe zu, »ist mein Eigentum.« Er sprach Englisch mit schwerem Akzent, und seine Stimme klang rau wie Schotter.

»Und wer sind Sie?«, verlangte Sharpe zu wissen.

»Gestatten Sie mir, *senhor …*«, begann Ferreira mit einer Vorstellung.

Der große Mann unterbrach ihn: »Mein Name ist Ferragus.«

»Ferragus«, wiederholte Ferreira, dann stellte er Sharpe vor: »*Capito* Sharpe.« Er starrte Sharpe an und zuckte dann mit den Schultern, wie um ihn wissen zu lassen, dass er auf die Ereignisse keinerlei Einfluss hatte.

Ferragus richtete sich vor Sharpe zu voller Größe auf. »Ihre Arbeit hier ist erledigt, Captain. Den Mast gibt es nicht mehr, also können Sie gehen.«

Sharpe trat aus dem Schatten des großen Mannes, setzte einen Schritt zur Seite, um ihn zu umrunden, und ging dann auf die Kapelle zu, wobei er das unverkennbare kratzende Geräusch vernahm, mit dem Harper den Hahn der Salvenbüchse entsicherte. »Vorsicht«, warnte der Ire. »Ein

Zittern genügt, und dieses verfluchte Ding geht los. Es würde eine fürchterliche Schweinerei auf Ihrem Hemd anrichten, Sir.« Ferragus hatte sich umgedreht, um Sharpe aufzuhalten, aber die mächtige Büchse hielt ihn in Schach.

Die Tür der Kapelle war nicht verschlossen. Sharpe schob sie auf und brauchte einen Moment, bis sich seine Augen vom gleißenden Sonnenlicht auf die schattige Dunkelheit im Innern der Kapelle umgestellt hatten. Dann aber sah er, was sich darin befand, und fluchte.

Er hatte eine kärglich ausgestattete Landkapelle erwartet, wie er ihrer Dutzende gesehen hatte, doch stattdessen war das kleine Gebäude mit Säcken gefüllt – und zwar mit so vielen Säcken, dass nur ein schmaler Gang frei blieb, der zu einem roh gezimmerten Altar mit dem Bild einer blau gekleideten Jungfrau Maria führte. Diese war übersät mit kleinen Fetzen Papier, hinterlassen von verzweifelten Bauern, die auf der Suche nach einem Wunder auf den Gipfel des Hügels gepilgert waren. Jetzt richtete sich der Blick der Jungfrau traurig auf die Säcke. Sharpe zog seinen Degen und stach in einen hinein. Ein wenig Mehl, das aus dem Spalt rieselte, war sein Lohn. Er versuchte es bei einem anderen Sack und sah noch mehr Mehl auf die nackte Erde rieseln. Ferragus hatte beobachtet, was Sharpe getan hatte, und appellierte an Ferreira, der widerwillig die Kapelle betrat. »Meine Regierung hat Kenntnis davon, dass sich dieses Mehl hier befindet«, sagte er.

»Können Sie das beweisen?«, fragte Sharpe. »Sie haben doch sicher ein Dokument dafür, oder?«

»Es ist Angelegenheit der portugiesischen Regierung«, erwiderte Ferreira steif. »Und Sie gehen jetzt.«

»Ich habe Befehle«, konterte Sharpe. »Wir alle haben Befehle. Für die Franzosen sollen keine Nahrungsmittel zurückgelassen werden. Keine.« Er stach in einen weiteren Sack, dann fuhr er herum.

Ferragus betrat die Kapelle, sein Körper warf einen Schatten in den Eingang. In bedrohlicher Weise bewegte er

sich durch den schmalen Gang zwischen den Säcken, den er in Gänze ausfüllte. Sharpe begann plötzlich laut zu husten und mit den Füßen zu scharren, während Ferreira sich zwischen die Säcke quetschte, um Ferragus an sich vorbeizulassen.

Der riesige Mann streckte Sharpe eine Hand entgegen. Darauf lagen Münzen, vielleicht ein Dutzend dicker Goldmünzen, größer als englische Guineen und vermutlich dem Gegenwert von Sharpes Sold für drei Jahre entsprechend. »Wir zwei können miteinander reden«, sagte Ferragus.

»Sergeant Harper«, rief Sharpe an dem aufragenden Ferragus vorbei nach draußen. »Was machen diese verdammten Franzmänner?«

»Halten Abstand, Sir. Bleiben uns hübsch vom Leib.«

Sharpe sah zu Ferragus auf. »Es überrascht Sie nicht, dass französische Dragoner im Anmarsch sind, habe ich recht? Sie haben sie erwartet, oder?«

»Ich bitte Sie, zu gehen«, sagte Ferragus und rückte näher an Sharpe heran. »Ich bin höflich, Captain.«

»Das schmerzt, was?«, fragte Sharpe. »Und was tun Sie, wenn ich nicht gehe?«

Ferragus war sichtlich keine Herausforderungen gewohnt, denn er schien zu zittern, als müsse er sich zwingen, Ruhe zu bewahren. »Ich habe Zugang zu Ihrer kleinen Armee, Captain«, sagte er mit seiner tiefen Stimme. »Ich kann Sie finden und dafür sorgen, dass Sie diesen Tag bereuen.«

»Wollen Sie mir drohen?«, fragte Sharpe ungläubig.

Major Ferreira, der hinter Ferragus stand, gab besänftigende Laute von sich, aber die beiden Männer ignorierten ihn.

»Nehmen Sie das Geld«, sagte Ferragus.

Als Sharpe gehustet und mit den Füßen gescharrt hatte, war er laut genug gewesen, um das Geräusch zu übertönen, das der Hahn seines Gewehrs beim Spannen machte. Es hing ihm von der rechten Schulter, die Mündung neben

seinem Ohr, und jetzt bewegte er die rechte Hand auf den Abzug zu. Er sah auf die Münzen hinab. Ferragus musste den Eindruck gewonnen haben, Sharpe sei in Versuchung, denn er schob das Gold näher zu ihm. Sharpe sah ihm in die Augen und drückte ab.

Das Geschoss schlug in eine der Dachschindeln und füllte die Kapelle mit Rauch und Getöse. Das Geräusch machte Sharpe vorübergehend taub und lenkte Ferragus eine halbe Sekunde lang ab – die halbe Sekunde, die Sharpe brauchte, um sein Knie hochzuziehen und es dem großen Mann in die Lenden zu stoßen, gefolgt von einem Hieb der linken Hand, die er mit gestreckten Fingern in die Augen des Gegners stach. Dann traf die geballte Rechte auf den Adamsapfel. Er vermutete, dass er in einem fairen Kampf keine Chance gehabt hätte, aber genau wie Ferragus fand auch Sharpe, faire Kämpfe seien etwas für Narren. Er wusste, dass er Ferragus schnellstens niederringen und ihm so erheblichen Schmerz zufügen musste, dass sich der Riese nicht wehren konnte, und eben das hatte er innerhalb eines einzigen Herzschlags getan. Der große Mann beugte sich vor Qual vornüber und rang nach Luft. Sharpe schaffte ihn aus dem Weg, indem er ihn vor den Altar zerrte, dann ging er an dem entsetzten Ferreira vorüber. »Haben Sie mir etwas zu sagen, Major?«, fragte Sharpe, und als Ferreira wie betäubt den Kopf schüttelte, setzte er seinen Weg fort und trat hinaus ins Sonnenlicht. »Lieutenant Slingsby?«, rief er. »Was machen diese verdammten Dragoner?«

»Sie halten Abstand, Sharpe«, antwortete Slingsby. »Was war das für ein Schuss?«

»Ich habe einem portugiesischen Kumpan gezeigt, wie so ein Gewehr funktioniert«, erwiderte Sharpe. »Wie viel Abstand halten sie denn?«

»Mindestens eine Meile. Sie sind am Fuß des Hügels.«

»Behalten Sie sie im Auge«, wies Sharpe ihn an. »Und ich will dreißig Mann in dieser Kapelle. Sofort! Mister Iliffe! Sergeant McGovern!«

Er übertrug Ensign Iliffe das Kommando über die dreißig Männer, die die Säcke aus der Kapelle tragen sollten. Draußen sollten die Säcke aufgeschlitzt und ihr Inhalt über den Gipfel des Hügels verstreut werden. Ferragus humpelte aus der Kapelle. Seine Männer wirkten verstört und wütend, aber sie waren bei Weitem in der Unterzahl und konnten nichts tun. Ferragus vermochte wieder zu atmen, hatte jedoch noch immer Schwierigkeiten, aufrecht zu stehen. Erbittert sprach er auf Ferreira ein, doch dem Major gelang es, den Riesen zur Vernunft zu bringen. Endlich bestiegen sie alle ihre Pferde und ritten mit einem letzten zornigen Blick auf Sharpe den westlich gelegenen Weg hinunter.

Sharpe sah ihrem Rückzug zu, dann ging er, um sich zu Slingsby zu gesellen. Hinter ihm brannte der Telegrafenmast noch immer lichterloh, bis er plötzlich mit einem gewaltigen splitternden Geräusch und einer Explosion von Funken zur Seite krachte. »Wo sind die Franzmänner?«

»Dort in der Rinne.« Slingsby wies auf ein Stück totes Land beim Fuß des Hügels. »Sie sind vom Pferd gestiegen.«

Sharpe benutzte sein Fernrohr und entdeckte zwei der grün uniformierten Männer, die hinter ein paar Felsblöcke krochen. Einer von ihnen hatte ein Fernrohr dabei und beobachtete den Gipfel. Fröhlich winkte Sharpe dem Mann zu. »Nicht viel los mit denen, was?«, fragte er.

»Sie könnten vorhaben, uns anzugreifen«, mutmaßte Slingsby beflissen.

»Nur wenn sie lebensmüde sind«, erwiderte Sharpe. Er vermutete, dass sich die Dragoner von der weißen Fahne am Telegrafenmast hatten westwärtslocken lassen und dass sie jetzt, da ihnen statt der Fahne eine Rauchwolke entgegenwehte, nicht wussten, was sie tun sollten. Er richtete das Glas weiter nach Süden und entdeckte in dem Tal, wo die Hauptstraße am Fluss entlangführte, noch immer Rauch. Offensichtlich schlug sich die Nachhut wacker, doch schon bald würde sie sich zurückziehen müssen, denn der Hauptteil der feindlichen Armee kam jetzt als eine Anzahl

dunkler Säulen, die durch die Felder marschierten, in Sicht. Sie waren noch weit entfernt, sogar durch das Glas kaum auszumachen, aber sie waren da, eine umschattete Horde, die gekommen war, um die Briten aus dem portugiesischen Binnenland zu vertreiben. *L'Armée de Portugal* nannten es die Franzosen, die Armee, die die Rotröcke bis nach Lissabon und von dorthinaus aufs Meer jagen sollte, sodass Portugal endlich unter die Trikolore gestellt werden konnte. Aber die *Armee von Portugal* sollte ihr blaues Wunder erleben. Marschall Masséna würde über leer gefegtes Land marschieren und sich dann jäh den Verteidigungslinien von Torres Vedras gegenüberfinden.

»Können Sie etwas sehen, Sharpe?« Slingsby trat näher, offenbar wartete er auf eine Gelegenheit, sich das Fernrohr zu borgen.

»Haben Sie Rum getrunken?«, fragte Sharpe, der schon wieder eine Fahne witterte.

Slingsby schien erst erschrocken, dann beleidigt. »Ich reibe ihn mir auf die Haut«, antwortete er verstimmt und klatschte sich ins Gesicht. »Es hält die Fliegen fern.«

»Sie tun *was?«*

»Ist ein Trick, den ich auf den Inseln gelernt habe.«

»Zum Teufel noch mal.« Sharpe schob das Glas zusammen und steckte es zurück in seine Tasche. »Da drüben sind Franzmänner«, sagte er und wies nach Südosten. »Tausende von gottverdammten, verfluchten Franzmännern.«

Er ließ den Lieutenant, der in die Ferne nach der Armee starrte, stehen und ging, um die Rotröcke anzutreiben, die eine Kette gebildet hatten und die Säcke am Hang des Hügels entleerten. Es sah inzwischen aus, als stünden sie knöcheltief im Schnee. Wie Pulverrauch rieselte das Mehl vom Gipfel, fiel weich, bildete Mulden, und noch immer wurden weitere Säcke aus der Tür geschleppt. Sharpe nahm an, dass es noch zwei Stunden dauern würde, ehe die Kapelle leer war. Er befahl zehn Schützen, bei den Arbeiten zu helfen, und schickte dafür zehn der Rotröcke, die sich

Slingsby auf seinem Beobachtungsposten anschließen sollten. Er wollte vermeiden, dass seine Rotröcke in Klagen ausbrachen, sie hätten die ganze Arbeit zu machen, während die Schützen mit den leichten Aufgaben davonkamen. Er packte selbst mit an, stellte sich in die Reihe und warf Säcke aus der Tür, während der zusammengebrochene Telegrafenmast vor sich hin brannte. Vom Wind verstreute verkohlte Holzstücke übersäten das weiße Mehl mit schwarzen Flecken.

Slingsby erschien, gerade als die letzten Säcke aufgeschlitzt wurden. »Die Dragoner sind weg, Sharpe«, berichtete er. »Ich denke, sie haben uns gesehen und sind ihres Weges geritten.«

»Gut.« Sharpe zwang sich zu einem höflichen Tonfall. Dann ging er hinüber zu Harper, der zusah, wie die Dragoner von dannen ritten. »Hatten die keine Lust, mit uns zu spielen, Pat?«

»Dann hatten sie mehr Verstand als dieser Riese von einem Portugiesen«, sagte Harper. »Sie haben ihm ganz schön Kopfschmerzen verpasst, was?«

»Der Bastard wollte mich bestechen.«

»Ach ja, die Welt ist schlecht«, sagte Harper. »Und dabei träume ich ständig davon, mal ein kleines Bestechungsgeld abzustauben.« Er schlang sich das siebenläufige Gewehr um die Schulter. »Was haben diese Kerle also hier oben gemacht?«

»Nichts Gutes«, antwortete Sharpe und klopfte sich die Hände ab, ehe er seinen geflickten Rock zurechtzupfte, der jetzt mit Mehl bedeckt war. »Der verdammte Mister Ferragus hat dieses Mehl den Franzen verkauft, Pat, und dieser verdammte portugiesische Major steckt bis über seinen Arsch mit drin.«

»Haben sie Ihnen das jetzt erzählt?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Sharpe. »Aber was sollten sie wohl sonst gemacht haben? Jesus! Sie haben eine weiße Fahne gehisst, um die Franzmänner wissen zu lassen, dass

hier oben die Luft rein ist, und wenn wir nicht gekommen wären, Pat, dann hätten sie ihnen dieses Mehl verkauft.«

»Gott und die Heiligen bewahren uns vor dem Bösen«, murmelte Harper belustigt. »Wie schade, dass die Dragoner nicht zum Spielen gekommen sind.«

»Schade? Warum zum Teufel sollten wir ohne Grund kämpfen wollen?«

»Damit Sie sich eins ihrer Pferde hätten verschaffen können«, sagte Harper. »Deshalb natürlich.«

»Und weshalb sollte ich ein verdammtes Pferd wollen?«

»Weil Mister Slingsby eines bekommt, jawohl. Er hat es mir selbst erzählt. Der Colonel gibt ihm ein Pferd, jawohl.«

»Das geht mich verdammt noch mal nichts an«, erwiderte Sharpe, aber die Vorstellung von Lieutenant Slingsby hoch zu Ross ärgerte ihn nichtsdestotrotz. Ein Pferd, ob Sharpe eines wollte oder nicht, war ein Statussymbol. Verdammter Slingsby, dachte er, starrte auf die Hügel in der Ferne und sah, wie tief die Sonne schon gesunken war. »Gehen wir nach Hause«, sagte er.

»Ja, Sir«, sagte Harper. Er wusste genau, weshalb Mister Sharpe so schlechter Laune war, aber er durfte davon nichts verlauten lassen. Offiziere hatten gefälligst Waffengefährten zu sein, keine Erzfeinde.

Sie marschierten in die Dämmerung und ließen den weißen, von Rauch umwölkten Gipfel hinter sich. Vor ihnen lag die Armee und hinter ihnen der Franzose.

Der nach Portugal zurückgekommen war.

Miss Sarah Fry, die ihren Nachnamen immer gehasst hatte, klopfte mit der Hand auf den Tisch. »Auf Englisch«, beharrte sie, »auf Englisch.«

Tomas und Maria, die acht beziehungsweise sieben Jahre alt waren, blickten missmutig drein, gehorchten aber und wechselten von ihrer portugiesischen Muttersprache ins

Englische. »Robert hat einen Ring«, las Tomas. »Sieh mal, der Ring ist rot.«

»Wann kommen die Franzosen?«, fragte Maria.

»Die Franzosen kommen überhaupt nicht«, erwiderte Sarah brüsk. »Weil nämlich Lord Wellington sie aufhalten wird. Welche Farbe hat der Ring, Maria?«

»Rouge«, erwiderte Maria auf Französisch. »Wenn also die Franzosen gar nicht kommen – weshalb beladen wir dann die Wagen?«

»Französisch haben wir dienstags und donnerstags«, sagte Sarah wiederum brüsk. »Und heute ist?«

»Mittwoch«, antwortete Tomas.

»Lies weiter«, sagte Sarah und blickte aus dem Fenster, wo die Bediensteten Möbelstücke auf einen Wagen luden. Die Franzosen kamen, und jeder war angewiesen worden, Coimbra zu verlassen und sich nach Süden in Richtung Lissabon zu begeben. Manche Leute behaupteten, bei der Ankunft der Franzosen handle es sich lediglich um ein Gerücht, und weigerten sich, aufzubrechen. Andere waren längst unterwegs. Sarah wusste nicht, was sie glauben sollte, sie war nur verblüfft, weil all die Aufregung ihr nicht unwillkommen war. Erst seit drei Monaten war sie als Gouvernante im Haushalt der Ferreiras, und sie vermutete, dass sie sich vom Einmarsch der Franzosen die Möglichkeit erhoffte, aus ihrer Stellung, die, wie sie inzwischen wusste, ein Fehler gewesen war, zu entkommen. Sie dachte über ihre ungewisse Zukunft nach, als sie bemerkte, dass Maria kicherte, weil Tomas gerade gelesen hatte, der Esel sei blau. Das war Unsinn, und Miss Fry war keine junge Frau, die Unsinn duldete. Sie schlug Tomas ihre Fingerknöchel auf den Kopf. »Welche Farbe hat der Esel?«, fragte sie.

»Braun«, antwortete Tomas.

»Braun«, stimmte Sarah zu und versetzte ihm einen weiteren gehörigen Schlag. »Und was bist du?«

»Ein Dummkopf«, sagte Tomas und fügte leise zischend hinzu: *Cadela.*

Das bedeutete »Hündin«, und Tomas hatte es ein wenig zu laut gesagt, was ihm einen kräftigen Hieb gegen die Wange eintrug. »Hässliche Sprache ist mir zuwider«, bekannte Sarah wütend und ließ einen zweiten Hieb folgen. »Und Unhöflichkeit ist mir ebenfalls zuwider, und wenn du keine guten Manieren an den Tag legst, werde ich deinen Vater bitten, dir Prügel zu verabreichen.«

Bei der Erwähnung von Major Ferreira waren die beiden Kinder mit einem Schlag aufmerksam. Düstere Stimmung senkte sich über den Unterrichtsraum, während sich Tomas durch die nächste Seite kämpfte. Für ein portugiesisches Kind war es unerlässlich, Englisch und Französisch zu lernen, wenn es als Erwachsener zu den Edelleuten gezählt werden wollte. Sarah fragte sich, warum sie nicht Spanisch lernten, aber als sie dem Major diesen Vorschlag unterbreitet hatte, hatte er sie wutschnaubend angesehen. Die Spanier, so hatte er erläutert, stammten von Ziegen und Affen ab, und seine Kinder würden ihre Zungen nicht mit der Sprache dieser Wilden beschmutzen. Also wurden Tomas und Maria von ihrer zweiundzwanzigjährigen, blauäugigen, blonden Gouvernante, die sich um ihre eigene Zukunft sorgte, in Englisch und Französisch unterrichtet.

Ihr Vater war gestorben, als Sarah zehn Jahre alt gewesen war. Ein Jahr darauf starb auch ihre Mutter, und Sarah war von einem Onkel aufgezogen worden, der widerwillig ihr Schulgeld bezahlt hatte, sich jedoch weigerte, ihr irgendeine Art von Mitgift zur Verfügung zu stellen, als sie achtzehn wurde. Mithin blieb ihr der lukrativere Teil des Heiratsmarkts versperrt, und sie wurde stattdessen Kindermädchen für die Sprösslinge eines englischen Diplomaten, der in Lissabon stationiert war. Dort hatte Major Ferreiras Frau sie kennengelernt und ihr angeboten, ihr ein doppelt so hohes Gehalt zu zahlen, wenn sie ihre beiden Kinder unterrichten würde. »Ich möchte, dass unsere Kinder Schliff erhalten«, hatte Beatriz Ferreira gesagt.

So war Sarah nach Coimbra gekommen, verpasste den Kindern Schliff und zählte die schweren Schläge der großen Uhr in der Halle, während Tomas und Maria abwechselnd aus »Frühe Freuden für kindliche Seelen« vorlasen. »Die Kuh ist nacktfarben«, las Maria.

»Nachtfarben«, verbesserte Sarah.

»Was ist nachtfarben?«

»Schwarz.«

»Und warum steht da dann nicht schwarz?«

»Weil da eben nachtfarben steht. Lies weiter.«

»Warum brechen wir nicht auf?«, fragte Maria.

»Diese Frage musst du deinem Vater stellen«, erwiderte Sarah und wünschte, sie hätte die Antwort selbst gekannt. Coimbra sollte allem Anschein nach den Franzosen überlassen werden, aber die, die das Sagen hatten, bestanden darauf, dass der Feind nichts als nackte Gebäude in der Stadt vorfinden durfte. Jedes Warenlager, jede Vorratskammer, jedes Geschäft sollte leer sein wie das Loch von Kirchenmäusen. Die Franzosen sollten in ein geplündertes Land einmarschieren und Hunger leiden, aber als Sarah sich mit ihren beiden jungen Schützlingen zu ihrem täglichen Spaziergang aufmachte, kam es ihr vor, als wären die meisten Lagerhäuser noch voll, und an den Kais am Fluss häuften sich britische Besitztümer zu Bergen. Ein paar der reichen Leute waren aufgebrochen und hatten ihren Besitz auf Wagen mitgenommen, doch Major Ferreira hatte offenbar beschlossen, bis zum letzten Augenblick zu warten. Er hatte Anweisung gegeben, das beste Mobiliar zur Vorbereitung auf einen Wagen laden zu lassen, aber er schien merkwürdig widerwillig, Coimbra zu verlassen. Bevor der Major nach Norden geritten war, um sich der Armee anzuschließen, hatte Sarah ihn gefragt, warum er den Haushalt nicht nach Lissabon schickte, und er hatte sie mit seinen glühenden Augen angestarrt, sichtlich verstört von ihrer Frage, dann aber hatte er ihr gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen.

Sie tat es aber trotzdem, und um Major Ferreira war sie ebenfalls besorgt. Er war ein großzügiger Arbeitgeber, doch der obersten Schicht der portugiesischen Gesellschaft entstammte er nicht. Unter Ferreiras Vorfahren befanden sich keine Aristokraten, es gab keine Titel und keinen größeren Landbesitz. Sein Vater war ein Professor der Philosophie gewesen, der unerwartet das Vermögen eines entfernten Verwandten geerbt hatte. Dieses Erbe ermöglichte es Major Ferreira, gut, aber keinesfalls im Überfluss zu leben. Eine Gouvernante wurde nicht danach beurteilt, wie gut sie mit den ihr anvertrauten Kindern zurechtkam, sondern nach dem sozialen Status der Familie, bei der sie angestellt war, und in Coimbra konnte Major Ferreira weder die Vorzüge der Aristokratie vorweisen, noch verfügte er über die Gabe großer Intelligenz, wie sie in der Universitätsstadt zutiefst bewundert wurde. Und dann erst sein Bruder! Sarahs Mutter, Gott sei ihrer Seele gnädig, hätte Ferragus als »gewöhnlich wie Straßendreck« beschrieben. Er war das schwarze Schaf der Familie, der mutwillige, missratene Sohn, der als Kind von zu Hause weggelaufen und als reicher Mann zurückgekehrt war, nicht um sich niederzulassen, sondern um die Stadt zu terrorisieren wie ein Wolf, der im Schafstall eine Heimat gefunden hat. Sarah hatte Angst vor Ferragus. Jeder mit Ausnahme des Majors hatte Angst vor Ferragus, und das war kein Wunder. Die Gerüchteküche in Coimbra nannte Ferragus einen üblen Gesellen, einen unehrlichen Gesellen, sogar einen Verbrecher, und dieser Schmutz färbte auf Major Ferreira ab, und sogar Sarah wurde ihrerseits davon beschmutzt.

Aber sie saß bei dieser Familie in der Falle, denn genug Geld, um ihre Rückreise nach England zu bezahlen, besaß sie nicht, und selbst wenn sie auf irgendwelchen Wegen dorthin gelangt wäre, wie hätte sie sich eine neue Stellung verschaffen sollen, ohne ein glänzendes Zeugnis von ihrem früheren Arbeitgeber vorzuweisen? Es war ein Dilemma,

aber Miss Sarah Fry gehörte nicht zu den jungen Frauen, die sich leicht einschüchtern ließen. Sie sah dem Dilemma ins Auge, wie sie der französischen Invasion ins Auge sah – mit dem Gefühl, dass sie überleben würde. Das Leben war nicht dazu gedacht, es zu durchleiden, es war dazu gedacht, es zu genießen.

»Reynard ist rot«, las Maria.

Die Uhr tickte weiter.

Dies war kein Krieg, wie Sharpe ihn kannte. Das South Essex Regiment, das sich in Richtung Westen ins portugiesische Binnenland zurückzog, war nun die Nachhut der Armee, obwohl sich zwei Regimenter der Kavallerie und ein Trupp berittener Gewehrschützen hinter ihnen befanden. Diese dienten als Schutzschild, das die Vorposten der gegnerischen Kavallerieeinheiten abwehren sollte. Die Franzosen übten nicht viel Druck aus, somit hatte das South Essex Regiment Zeit, zu vernichten, was immer sie an Vorräten fanden, ob es sich um eine eingefahrene Ernte handelte, um eine Obstplantage oder um Vieh, denn nichts von alledem sollte dem Feind überlassen bleiben. Im Grunde hätte sich jeder Bewohner und jeder essbare Krumen bereits im Süden befinden sollen, um hinter den Linien von Torres Vedras Zuflucht zu suchen, aber es war verblüffend, wie viele zurückgeblieben waren. In einem Dorf fanden sie eine Herde Ziegen in einer Scheune versteckt, und in einem anderen entdeckten sie einen großen Bottich mit Olivenöl. Die Ziegen fielen ihren Bajonetten zum Opfer, woraufhin die Kadaver eiligst in einer Grube vergraben wurden, und das Öl wurde auf dem Boden ausgeschüttet. Die Franzosen waren dafür bekannt, dass sie vom Land lebten und stahlen, was sie in die Finger bekamen, also musste das Land verwüstet werden.

Es gab keine Anzeichen dafür, dass Franzosen sie verfolgten. Keines der kleinen Artilleriegeschütze wurde

abgefeuert, und keine in kurzen Säbelgefechten verwundeten Kavalleristen tauchten auf. Sharpe sah so gut wie ständig nach Osten und glaubte, am Himmel eine Staubwolke zu erkennen, wie Armeestiefel sie aufwirbelten, aber es konnte sich genauso gut um ein Hitzeflimmern handeln. Am Vormittag gab es eine Explosion, doch sie kam von vorn, wo britische Ingenieure in einem tiefen Tal eine Brücke gesprengt hatten. Die Männer des South Essex Regiments murrten, denn sie mussten durch den Fluss waten, statt ihn auf der Straße zu überqueren. Wäre die Brücke jedoch erhalten geblieben, hätten sie gemurrt, weil sie keine Gelegenheit hatten, beim Waten durch den Fluss Wasser zu schöpfen.

Lieutenant Colonel William Lawford, der befehlshabende Offizier des Ersten Bataillons des South Essex Regiments, verbrachte einen Großteil des Tages am Ende der Reihe, wo er sein neues Pferd ritt, einen schwarzen Wallach, auf den er in geradezu absurder Weise stolz war. »Portia habe ich Slingsby gegeben«, ließ er Sharpe wissen. Portia war sein früheres Pferd gewesen, eine Stute, auf der nun Slingsby ritt, was jemandem, der zufällig vorüberkam, den Eindruck vermitteln musste, er sei der Befehlshaber der Leichten Kompanie. Lawford musste sich des Unterschieds bewusst sein, denn er erklärte Sharpe, dass alle Offiziere beritten sein sollten. »Es gibt den Männern etwas, zu dem sie aufschauen können, Sharpe«, sagte er. »Sie können sich doch ein Pferd leisten, oder etwa nicht?«

Was Sharpe sich leisten oder nicht leisten konnte, gehörte nicht zu den Dingen, die er mit dem Lieutenant Colonel zu teilen wünschte. »Ich ziehe es vor, wenn sie zu mir aufsehen, nicht zu dem Pferd, Sir«, gab er stattdessen zurück.

»Sie wissen sehr wohl, was ich meine.« Lawford weigerte sich, auf die Provokation einzugehen. »Wenn Sie wollen, kann ich mich für Sie umsehen und etwas Geeignetes für Sie finden, Sharpe. Major Pearson von den Schützen sprach

davon, er wolle eines seiner Pferde verkaufen, und ich kann vermutlich einen fairen Preis mit ihm aushandeln.«

Sharpe sagte nichts. Er hatte für Pferde nicht viel übrig, aber nichtsdestotrotz fühlte er einen Anflug von Eifersucht, weil der verdammte Slingsby auf einem ritt. Lawford wartete auf eine Antwort, und als keine kam, gab er dem Wallach die Sporen, der sofort ein paar Schritte weit voraustrabte, sodass Sharpe die Beine in die Hand nehmen musste, um ihm zu folgen. »Also, was halten Sie nun von ihm, Sharpe, he?«, verlangte der Lieutenant Colonel zu wissen.

»Was ich von ihm halte, Sir?«

»Von Lightning! So heißt er nämlich. Lightning.« Der Lieutenant Colonel klopfte dem Pferd den Hals. »Ist er nicht großartig?«

Sharpe starrte das Pferd an, ohne ein Wort zu sagen.

»Jetzt kommen Sie schon, Sharpe«, ermunterte ihn Lawford. »Können Sie etwa seine Qualität nicht erkennen?«

»Er hat vier Beine«, erwiderte Sharpe.

»Ach, Sharpe«, entrüstete sich der Lieutenant Colonel, »ist das wirklich alles, was Sie dazu zu sagen haben?« Lawford wandte sich stattdessen Harper zu. »Und was halten Sie von ihm, Sergeant?«

»Er ist wundervoll, Sir«, antwortete Harper mit ehrlicher Begeisterung. »Einfach wundervoll. Er stammt wohl aus irischer Zucht?«

»Das tut er!« Lawford war hingerissen. »Das tut er in der Tat. Er ist im County Meat gezüchtet worden. Ich erkenne, dass Sie etwas von Pferden verstehen, Sergeant.« Der Lieutenant Colonel kraulte die Ohren des Wallachs. »Er springt über Zäune wie der Wind. Er wird ein fantastisches Jagdpferd abgeben. Ich kann es kaum noch erwarten, ihn nach Hause zu bringen und ihn an ein paar verdammt hohen Hecken auszuprobieren.« Er beugte sich hinüber zu Sharpe und senkte die Stimme. »Er hat mich ein paar Pennys gekostet, das kann ich Ihnen sagen.«

»Ich bin sicher, das hat er, Sir«, entgegnete Sharpe. »Und meine Nachricht wegen der Telegrafenstation, haben Sie die weitergegeben?«

»Das habe ich«, antwortete Lawford. »Aber sie haben viel zu tun im Hauptquartier, verdammt viel zu tun, deshalb habe ich meine Zweifel, dass sie sich wegen ein paar Pfund Mehl die Köpfe zerbrechen werden. Dennoch haben Sie natürlich richtig gehandelt.«

»Ich habe nicht an das Mehl gedacht, Sir«, sagte Sharpe. »Sondern an Major Ferreira.«

»Ich bin sicher, es gibt für alles eine harmlose Erklärung«, erwiderte Lawford nonchalant, dann ritt er voraus und ließ Sharpe in missmutiger Stimmung zurück. Er mochte Lawford, den er Jahre zuvor in Indien kennengelernt hatte und der ein gewitzter, begabter Mann war. Seine einzige Schwäche war möglicherweise die Neigung, Ärger aus dem Weg zu gehen. Ärger im Kampf war damit nicht gemeint. Lawford wäre niemals einen Kampf mit den Franzosen ausgewichen, aber eine Auseinandersetzung mit seinesgleichen versuchte er zu vermeiden. Von Natur aus war er ein Diplomat, der stets versuchte, Kanten zu glätten und zu einer Einigung zu gelangen. Somit konnte es Sharpe kaum überraschen, dass der Lieutenant Colonel davor zurückschreckte, Major Ferreira der Unehrlichkeit zu bezichtigen. In Lawfords Welt war es grundsätzlich das Beste, anzunehmen, dass bellende Hunde in Wahrheit nicht bissen.

Also versuchte Sharpe, sich die Auseinandersetzung des Vortags aus dem Sinn zu schlagen, und trottete weiter. Seine Gedanken beschäftigten sich zur Hälfte mit dem, was die einzelnen Männer der Kompanie gerade taten, und zur anderen Hälfte mit Teresa und Josefina. An die beiden dachte er noch immer, als ein Reiter aus entgegengesetzter Richtung an ihm vorüberritt, in einer Staubwolke herumwirbelte und nach ihm rief. »Wieder in Schwierigkeiten, Richard?«

Sharpe schreckte aus seinem Tagtraum, blickte auf und erkannte Major Hogan, der unverschämt gut gelaunt dreinschaute. »Ich bin in Schwierigkeiten, Sir?«

»Sie hören sich grimmig an«, erwiderte Hogan. »Sie sind wohl mit dem falschen Fuß aus dem Bett gestiegen, was?«

»Mir war ein Monat Urlaub versprochen worden, Sir. Ein ganzer verdammter Monat. Und eine Woche habe ich bekommen.«

»Ich bin sicher, die haben Sie nicht verschwendet«, bemerkte Hogan. Er war ein Ire, Captain der Königlichen Pioniere, dessen Durchtriebenheit ihn von seinen Pflichten als Ingenieur weggeführt hatte, sodass er nun Wellington diente, indem er jeden Fetzen Information über den Feind zusammentrug. Hogan musste Gerüchte durchsieben, die ihm von Hausierern, Händlern und Deserteuren zugetragen wurden, er musste jede einzelne Nachricht überprüfen, die von den Partisanen gesandt wurde, die die Franzosen auf beiden Seiten der Grenze zwischen Spanien und Portugal bedrängten, und er musste die Depeschen entziffern, die die Partisanen von französischen Kurieren abfingen und von denen manche noch mit Blut befleckt waren. Darüber hinaus war er ein alter Freund von Sharpe, einer, der den Schützen jetzt mit gerunzelter Stirn betrachtete.

»Letzte Nacht kam ein Gentleman ins Hauptquartier«, sagte er, »um eine offizielle Beschwerde gegen Sie einzureichen. Er wollte den Peer sprechen, aber Wellington hat viel zu viel damit zu tun, diesen Krieg auszufechten, also wurde der Mann mir aufgehalst. Das war Ihr Glück.«

»Ein Gentleman?«

»Ich dehne den Begriff bis an seine äußersten Grenzen aus«, sagte Hogan. »Ferragus.«

»Der Bastard.«

»Uneheliche Geburt ist vermutlich das Einzige, dessen man ihn nicht beschuldigen kann«, bemerkte Hogan.

»Was hat er also gesagt?«

»Dass Sie ihn geschlagen haben«, antwortete Hogan.

»Dann ist er also in der Lage, die Wahrheit zu sagen«, bekannte Sharpe.

»Guter Gott, Richard!« Hogan musterte Sharpe. »Sie scheinen unverletzt. Und Sie haben ihn wirklich geschlagen?«

»Flachgelegt habe ich den Bastard«, antwortete Sharpe. »Hat er Ihnen auch gesagt, warum?«

»Nicht in Einzelheiten, aber das kann ich mir denken. Hatte er vor, Lebensmittel an den Feind zu verkaufen?«

»Nahezu zwei Tonnen Mehl«, sagte Sharpe. »Und er hatte einen gottverdammten portugiesischen Offizier bei sich.«

»Seinen Bruder«, sagte Hogan. »Major Ferreira.«

»Seinen Bruder?«

»Sie sehen sich nicht besonders ähnlich, was? Aber trotzdem, sie sind Brüder. Pedro Ferreira blieb zu Hause, ging zur Schule, schloss sich der Armee an, ging eine anständige Ehe ein und führt ein respektables Leben. Sein Bruder dagegen riss von zu Hause aus, um sein Heil in Missetaten zu suchen. Ferragus ist nur sein Spitzname, den er sich von irgendeinem legendären portugiesischen Riesen geborgt hat, der angeblich eine Haut hatte, die von keiner Klinge durchbohrt werden konnte. Nützlich so etwas. Aber sein Bruder ist nützlicher. Major Ferreira tut für die Portugiesen, was ich für den Peer tue, obwohl ich mir einbilde, er ist nicht ganz so effizient wie ich. Aber er hat Freunde im Hauptquartier der Franzosen.«

»Freunde?« Sharpe klang skeptisch.

»Mehr als nur eine Hand voll Portugiesen haben sich den Franzosen angeschlossen«, sagte Hogan. »Zum größten Teil handelt es sich dabei um Idealisten, die glauben, sie kämpften für Freiheit, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und all diesen hohlen Unsinn. Major Ferreira schafft es irgendwie, mit ihnen in Verbindung zu bleiben, was verdammt nützlich ist. Was nun aber diesen Ferragus betrifft …« Hogan machte eine Pause und starrte den Hügel hinauf, wo ein Habicht über dem ausgedörrten Gras seine Kreise zog. »Unser Riese

ist ein übler Geselle, Richard, übler als der geht es kaum noch. Wissen Sie, wo er Englisch gelernt hat?«

»Woher soll ich das denn wissen?«

»Er heuerte als Matrose auf einem Schiff an, nachdem er von zu Hause weggerannt war«, sagte Hogan und ignorierte Sharpes übellaunige Antwort. »Und dann hatte er das Pech, in die Royal Navy gepresst zu werden. Er hat das Englisch der unteren Decks gelernt, hat sich einen Ruf als brutalster Faustkämpfer der gesamten atlantischen Flotte erworben und ist dann auf den westindischen Inseln desertiert. Angeblich hat er auf einem Sklavenschiff angeheuert und ist dort Rang um Rang aufgestiegen. Jetzt bezeichnet er sich selbst als Händler, aber dass er mit irgendetwas Legalem handelt, glaube ich kaum.«

»Mit Sklaven?«

»Jetzt nicht mehr«, antwortete Hogan. »Aber damit hat er sein Vermögen gemacht. Er hat die armen Teufel von der Küste von Guinea nach Brasilien verschifft. Jetzt lebt er als reicher Mann in Coimbra, wo er sein Geld auf mysteriöse Weise vermehrt. Er ist ein ziemlich imposanter Kerl und nicht ohne Vorzüge, meinen Sie nicht auch?«

»Vorzüge?«

»Major Ferreira behauptet, sein Bruder verfüge über Kontakte in ganz Portugal und Westspanien, was sich ziemlich wahrscheinlich anhört.«

»Also lässt man ihn mit Verrat davonkommen?«

»Das könnte man ungefähr so sehen«, stimmte Hogan gleichmütig zu. »Zwei Tonnen Mehl sind nicht gerade viel, nicht wenn man die größeren Zusammenhänge im Auge hat, und Major Ferreira hat mich davon überzeugt, dass sein Bruder auf unserer Seite steht. Wie auch immer, ich habe mich also bei unserem Riesen entschuldigt, habe ihm gesagt, Sie wären ein ungehobelter Bursche ohne jede Erziehung, und habe ihm versichert, dass Sie strengstens getadelt werden würden, was Sie hiermit als erledigt

betrachten dürfen. Ich habe ihm auch versprochen, dass er Sie nie wieder zu Gesicht bekommen würde.«

»Ich tue also meine Pflicht«, bemerkte Sharpe, »und lande dafür in der Scheiße.«

»Nun haben Sie also endlich den eigentlichen Sinn des Soldatenlebens erfasst«, erwiderte Hogan fröhlich. »Und Marschall Masséna landet dort ebenfalls.«

»Tut er das?«, fragte Sharpe nach. »Ich dachte, wir wären auf dem Rückzug und er auf dem Vorstoß?«

Hogan lachte. »Es gibt drei Wege, die er hätte wählen können, Richard, drei ausgezeichnete und einen ziemlich fürchterlichen, und in seiner Weisheit hat er sich für diesen hier, für den fürchterlichen, entschieden.« Die Straße war in der Tat fürchterlich, sie bestand aus nicht viel mehr als zwei ausgefahrenen Radfurchen zu beiden Seiten eines mit Gras und Unkraut bewachsenen Streifens. Darüber hinaus war sie mit Steinen übersät, die groß genug waren, um die Räder eines Wagens oder einer Kanone zum Bersten zu bringen. »Und diese üble Straße«, fuhr Hogan fort, »führt geradewegs zu einem Ort mit Namen Bussaco.«

»Sollte dieser Ort mir bekannt sein?«

»Ein höchst übler Ort«, berichtete Hogan weiter, »übel für alle, die versuchen, ihn anzugreifen. Und der Peer zieht ebenda Truppen zusammen, weil er hofft, Monsieur Masséna dort eine blutige Nase zu verpassen. Das ist doch ein Grund zur Vorfreude, Richard, ein Grund, gespannt zu sein.« Er hob die Hand, trat mit den Absätzen zu und sprengte voraus, wobei er Major Forrest, der aus der anderen Richtung kam, zunickte.

»Im nächsten Dorf gibt es zwei Backöfen, Sharpe«, teilte Forrest ihm mit. »Und der Lieutenant Colonel hätte gern, dass sich Ihre Leute damit befassen.«

Bei diesen Backöfen handelte es sich um große Hohlräume aus Ziegeln, in denen die Dorfbewohner ihr Brot zu backen pflegten. Die Männer der Leichten Kompanie benutzten Spitzhacken, um sie zu Geröll zu zerschlagen,

sodass die Franzosen sie nicht mehr nutzen konnten. Sie ließen die wertvollen Öfen zerstört zurück und marschierten weiter.

Einem Ort mit Namen Bussaco entgegen.

KAPITEL 2

Robert Knowles und Richard Sharpe standen auf dem Höhenzug von Bussaco und starrten hinunter auf die *l'Armée de Portugal,* die portugiesische Armee, die Bataillon für Bataillon, Batterie für Batterie und Schwadron für Schwadron zwischen den im Osten gelegenen Hügeln hervorströmte und das Tal ausfüllte.

Die britischen und portugiesischen Armeen hatten einen großen Höhenzug eingenommen, der sich sowohl nach Norden als auch nach Süden erstreckte und damit die Straße blockierte, die die Franzosen auf ihrem Vorstoß nach Lissabon benutzten. Der Höhenzug, so schätzte Knowles, erhob sich nahezu tausend Fuß über der umliegenden Landschaft, und seine Ostflanke, die den Franzosen zugewandt lag, war halsbrecherisch steil. Zwei Straßen führten in Serpentinen diesen Abhang hinauf, schlängelten sich durch Heide, Stechginster und Felsen, bis die bessere der beiden Straßen schließlich am nördlichen Ende die Kuppe des Höhenzugs erreichte, ein kurzes Stück über einem kleinen Dorf, das sich auf einen Felsvorsprung am Hang schmiegte. Unten im Tal, hinter einem glitzernden Fluss, lagen eine Reihe weiterer kleiner Dörfer verstreut, und die Franzosen marschierten die Wege der Bauern entlang, um diese tiefer gelegenen Siedlungen einzunehmen.

Die Briten und Portugiesen konnten den Feind somit aus der Vogelperspektive betrachten. Die Franzosen kamen aus einem bewaldeten Hohlweg, marschierten an einer Windmühle vorüber und wandten sich dann nach Süden, wo sie ihre Stellungen bezogen. Sie konnten von dort den hohen, nackten Hang hinaufblicken und eine Hand voll britischer und portugiesischer Offiziere ausmachen, die sie beobachteten. Die Armee selbst blieb den Franzosen mit

dem Großteil ihrer Waffen verborgen. Der Höhenzug war zehn Meilen lang, ein natürlicher Schutzwall, und General Wellington hatte seinen Männern befohlen, sich von seinem breiten Kamm fernzuhalten, sodass die Franzosen bei ihrer Ankunft keine Ahnung haben würden, welcher Teil der Anhöhe am heftigsten verteidigt werden würde.

»Ein ziemliches Privileg«, bemerkte Knowles ehrfürchtig.

»Ein Privileg?«, fragte Sharpe übellaunig.

»So etwas zu sehen zu bekommen«, erklärte Knowles und vollführte eine Geste in Richtung der Feinde. Er hatte recht, es war wirklich ein prächtiger Anblick, so viele Tausende von Männern auf einmal zu sehen. Die Infanterie marschierte in lockeren Formationen, ihre blauen Uniformen wirkten gegen das Grün des Tals blass. Die Reiter dagegen, befreit von der Disziplin des Marsches, galoppierten am Ufer des Flusses entlang und wirbelten Wolken von Staub auf. Und noch immer quollen sie – die Stärke Frankreichs – in Scharen aus dem Hohlweg. Nahe bei der Windmühle spielte eine Kapelle, und obwohl die Musik zu weit weg war, um sie zu hören, bildete sich Sharpe ein, er könne das Dröhnen der großen Trommel vernehmen wie einen entfernten Herzschlag. »Eine komplette Armee«, begeisterte sich Knowles. »Ich hätte meinen Zeichenblock mitbringen sollen, das wäre wirklich ein schönes Bild geworden.«

»Ein noch schöneres Bild würde sich ergeben«, sagte Sharpe, »wenn die Kerle diesen Hügel hochmarschierten und hingemetzelt würden.«

»Glauben Sie, das werden sie nicht?«

»Ich denke, sie könnten verrückt genug sein, es zu versuchen«, antwortete Sharpe, dann runzelte er in Knowles’ Richtung die Stirn. »Gefällt es Ihnen, Adjutant zu sein?«, fragte er abrupt.

Knowles zögerte, weil er spürte, dass sich das Gespräch auf gefährliches Terrain zubewegte, aber er war Sharpes Lieutenant gewesen, bevor er Adjutant wurde, und er

mochte den Befehlshaber seiner alten Kompanie gern. »Nicht besonders«, gab er zu.

»Das war immer der Job eines Captains«, sagte Sharpe. »Warum hat er ihn also Ihnen übertragen?«

»Der Colonel hat wohl das Gefühl, die Erfahrung könne von Vorteil für mich sein«, erwiderte Knowles steif.

»Von Vorteil«, wiederholte Sharpe bitter. »An Ihrem Vorteil ist er überhaupt nicht interessiert, Robert. Er will, dass dieses Stück Scheiße meine Kompanie übernimmt. Das ist es, was er will. Er will, dass der verdammte Slingsby Captain der Leichten Kompanie wird.« Sharpe hatte dafür keinerlei Beweise, der Colonel hatte nie etwas davon gesagt, aber es war die einzige Erklärung, die in seinen Augen einen Sinn ergab. »Also musste er Sie aus dem Weg schaffen«, beendete Sharpe seine Rede, wohl wissend, dass er zu viel gesagt hatte, aber die Bitterkeit nagte an ihm, und Knowles war ein Freund, der Sharpes Wutausbruch diskret behandeln würde.

Knowles furchte die Brauen, dann schlug er eine hartnäckige Fliege beiseite. »Ich glaube wirklich«, sagte er, nachdem er einen Augenblick lang nachgedacht hatte, »dass der Colonel annimmt, er tue Ihnen einen Gefallen.«

»Mir? Einen Gefallen? Indem er mir Slingsby aufdrängt?«

»Slingsby verfügt über Erfahrung, Richard«, sagte Knowles. »Über viel mehr Erfahrung als ich.«

»Aber Sie sind ein guter Offizier, und er ist ein Weichei. Wer zum Teufel ist er überhaupt?«

»Er ist der Schwager des Colonels«, erklärte Knowles.

»Das weiß ich auch«, knurrte Sharpe ungeduldig. »Aber wer ist er?«

»Der Mann, der Mrs Lawfords Schwester geheiratet hat«, antwortete Knowles, der sich weigerte, sich provozieren zu lassen.

»Das sagt einem alles, was man verdammt noch mal wissen muss«, bemerkte Sharpe grimmig. »Aber mir kommt

er nicht wie die Art von Kerl vor, die sich Lawford als Schwager wünschen würde. Er hat zu wenig Substanz.«

»Wir können uns unsere Verwandten nicht aussuchen«, entgegnete Knowles. »Und ich bin sicher, er ist ein Gentleman.«

»Zum Teufel noch mal«, brummte Sharpe.

»Und er muss heilfroh gewesen sein, aus dem 55. Regiment herauszukommen«, fuhr Knowles fort, indem er Sharpes Missmut ignorierte. »Bei Gott, der größte Teil dieses Regiments ist auf den Westindischen Inseln am Gelbfieber krepiert. Er ist wesentlich sicherer hier, auch wenn diese Kerle uns bedrohen.« Mit einem Kopfnicken wies Knowles auf die französischen Truppen.

»Warum zum Teufel hat er sich denn kein Captainspatent gekauft?«

»Ihm fehlen sechs Monate an der geforderten Zeit«, antwortete Knowles. Einem Lieutenant war es nicht gestattet, ein Captainspatent zu erwerben, ehe er nicht drei Jahre lang in einem der unteren Ränge gedient hatte. Diese gerade neu eingeführte Vorschrift war Anlass zu heftigem Murren unter den wohlhabenden Offizieren, die sich einen schnelleren Aufstieg wünschten.

»Und warum ist er der Armee erst so spät beigetreten?«, wollte Sharpe wissen. Wenn Slingsby jetzt dreißig war, hätte er Lieutenant werden können, noch ehe er siebenundzwanzig war, also in einem Alter, in dem manch anderer Mann bereits Major war. Die meisten Offiziere, wie beispielsweise der junge Iliffe, traten, lange bevor sie zwanzig waren, in die Armee ein, und es war merkwürdig, auf einen Mann zu treffen, der sich der Armee erst so spät angeschlossen hatte.

»Ich glaube …«, begann Knowles, dann errötete er und überdachte seine Worte. »Neue Truppen«, sagte er stattdessen und wies den Hang hinab auf eine Stelle, wo ein französisches Regiment, dessen blaue Röcke unnatürlich hell waren, an der Windmühle vorbeimarschierte. »Ich habe

gehört, der Kaiser soll Verstärkung nach Spanien geschickt haben«, fuhr Knowles fort. »Die Franzosen haben im Moment ja sonst keinen Ort, wo sie kämpfen können. Die Österreicher sind aus dem Krieg draußen, und die Preußen tun nichts, was bedeutet, dass Boney lediglich uns zu besiegen hat.«

Sharpe ignorierte Knowles Zusammenfassung der Strategie des Kaisers. »Sie glauben was?«, fragte er.

»Nichts. Ich habe schon zu viel gesagt.«

»Sie haben nicht ein verdammtes Wort gesagt«, widersprach Sharpe und wartete ab, aber Knowles blieb bei seinem Schweigen. »Wollen Sie, dass ich Ihnen Ihre dürre Kehle aufschlitze, Robert?«, fragte Sharpe. »Und zwar mit einem äußerst stumpfen Messer?«

Knowles lächelte. »Sie brauchen das nicht zu wiederholen, Richard.«

»Sie kennen mich, Robert. Ich sage nie irgendwas zu irgendwem. Ich lege die Hand aufs Herz und schwöre, wie ein Grab zu schweigen, also erzählen Sie es mir jetzt, bevor ich Ihnen die Beine abschneide.«

»Ich glaube, Mrs Lawfords Schwester steckte in Schwierigkeiten. Sie musste feststellen, dass sie ein Kind erwartete, sie war nicht verheiratet, und der Mann, um den es ging, war allem Anschein nach ein Wüstling.«

»Ich war es nicht«, warf Sharpe hastig ein.

»Natürlich waren Sie es nicht«, sagte Knowles. Er konnte zuweilen auf pedantische Weise alles wörtlich nehmen.

Sharpe grinste. »Also wurde Slingsby rekrutiert, um eine ehrenwerte Frau aus ihr zu machen?«

»Genau. Er entstammt natürlich nicht gerade der obersten Schublade, aber seine Familie ist mehr als akzeptabel. Sein Vater ist Priester irgendwo an der Küste von Essex, glaube ich, aber vermögend sind sie nicht, also belohnte Lawfords Familie Slingsby mit der Aufnahme ins 55. Regiment und dem Versprechen, er dürfe ins South Essex wechseln, sobald dort eine Position frei würde. Was der Fall war, als der arme Herrold starb.«

»Herrold?«

»Dritte Kompanie«, antwortete Knowles. »Am Montag kam er an, am Dienstag hat ihn ein Fieber erwischt, und am Freitag war er tot.«

»Geplant ist also«, murmelte Sharpe, während er zusah, wie unten ein französisches Geschütz den Weg am Fluss entlanggezerrt wurde, »geplant ist, dass dieser verdammte Slingsby rasch zu einer Beförderung kommt, damit er für die Frau, die ihre Beine nicht zusammenhalten konnte, einen würdigen Ehemann abgibt.«

»So würde ich es nicht sagen«, erwiderte Knowles entrüstet, dann dachte er eine Sekunde lang nach. »Nun schön, ich würde es so sagen. Aber der Colonel will, dass er sich bewährt. Schließlich hat Slingsby der Familie einen Gefallen getan, und nun wollen sie ihm ebenfalls einen tun.«

»Indem sie ihm meinen verdammten Job geben«, knurrte Sharpe.

»Benehmen Sie sich nicht absurd, Richard.«

»Weshalb ist der Idiot denn sonst hier? Erst schaffen sie Sie aus dem Weg, dann geben sie dem Bastard ein Pferd, und jetzt hoffen sie nur noch, dass die Franzosen mich kaltmachen.« Er verfiel in Schweigen, nicht nur, weil er bereits zu viel gesagt hatte, sondern auch weil sich Patrick Harper zu ihnen gesellte.

Der große Sergeant grüßte Knowles gut gelaunt. »Wir vermissen Sie, Sir. Das tun wir wirklich.«

»Dasselbe gilt für mich, Sergeant«, antwortete Knowles mit echter Freude. »Geht es Ihnen gut?«

»Ich atme noch, Sir, und nur darauf kommt es an.« Harper drehte sich um und blickte hinunter ins Tal. »Sehen Sie sich doch nur diese dämlichen Bastarde an. Da stellen sie sich in Reihen auf, um abgeschlachtet zu werden.«

»Sie werden nur einen Blick diesen Hügel hinaufwerfen«, sagte Sharpe, »und dann einen anderen Weg suchen.«

Es gab jedoch keine Anzeichen dafür, dass die Franzosen vorhatten, diesen klugen Rat zu befolgen, denn die blau

uniformierten Bataillone marschierten stetig weiter aus dem Osten auf, und die französischen Geschütze trafen mit Staub aufwirbelnden Rädern in den tiefer gelegenen Dörfern ein. Ein paar der französischen Offiziere ritten auf einem Vorsprung entlang, der sich östlich des Höhenzugs erstreckte. Durch ihre Ferngläser beobachteten sie die paar britischen und portugiesischen Offiziere, die dort, wo die bessere Straße den Kamm des Höhenzuges überquerte, sichtbar wurden. Jene Straße, die nördlichere der beiden, führte in Serpentinen den Hang herauf, wand sich zunächst durch Stechginster und Heide und schnitt dann zwischen den kleinen Dörfern, die sich an den Hang schmiegten, durch die Weingärten. Es war die Straße, die nach Lissabon führte – und zur Ausführung der Befehle des Kaisers, die sie anwiesen, die Briten aus Portugal zu vertreiben, sodass die gesamte Küste des europäischen Kontinents in französischer Hand sein würde.

Lieutenant Slingsby, der seinen roten Rock frisch aufgebürstet und seine Rangabzeichen poliert hatte, kam hinzu, um seine Meinung über den Feind zu äußern, und Sharpe, der die Gesellschaft des Mannes einfach nicht ertrug, trollte sich in Richtung Süden. Er sah zu, wie die Franzosen Bäume fällten, um Feuer zu machen und Unterstände zu bauen. Ein paar kleine Wasserfälle stürzten von den entfernten Hügeln und vereinigten sich zu einem größeren Fluss, der nach Süden floss, dem Fluss Mondego entgegen, der das südliche Ende der Anhöhe streifte. Die Ufer des größeren Flusses wurden jetzt von Pferden zertrampelt, von denen einige zu den Geschützeinheiten, andere zur Kavallerie gehörten. Wieder andere waren die Pferde der Offiziere, und sie alle wurden nach dem Ritt getränkt.

Die Franzosen sammelten sich vor allem an zwei Stellen. Eine Anzahl von Bataillonen scharte sich um das Dorf, von dem aus sich die bessere Straße zum nördlichen Ende der Anhöhe emporschlängelte, während sich andere etwa zwei

Meilen weiter südlich trafen. Sie sammelten sich bei einem anderen Dorf, von dem aus ein Weg, der für Packpferde und Männer zu Fuß passierbar war, hinauf zum Kamm der Anhöhe führte. Eine richtige Straße war es nicht, es gab keine Wagenspuren, und hier und dort verschwand der Pfad nahezu völlig im Heidekraut, aber er zeigte den Franzosen, dass es durchaus einen Weg gab, auf dem man den steilen Hang hinaufgelangen konnte. Französische Geschütze wurden jetzt an allen Seiten des Dorfes aufgestellt, sodass die Kanonen den vorstoßenden Truppen ihren Weg bereiten konnten.

Hinter sich hörte Sharpe den Lärm von Axthieben und fallenden Bäumen. Eine Kompanie aus jedem Bataillon war abgestellt worden, um kurz hinter dem Kamm der Anhöhe eine Straße zu bauen, eine Straße, die es Lord Wellington ermöglichen würde, seine Streitkräfte überallhin entlang des zehn Meilen langen Hügels zu verlagern. Bäume wurden gefällt, Büsche entwurzelt, Felsbrocken wurden beiseitegerollt und die Erde geglättet, sodass britische oder portugiesische Geschütze schnell zu jedem Ort, an dem Gefahr im Verzug war, verlegt werden konnten. Es war ein gewaltiges Stück Arbeit, und Sharpe vermutete, sie würden es völlig umsonst tun, da die Franzosen unmöglich so verrückt sein konnten, den Hügel heraufzumarschieren.

Sofern man von denen absah, die bereits mit dem Aufstieg begonnen hatten. Eine Gruppe berittener Offiziere, die aus der Nähe einen Blick auf die Stellungen der Briten und Portugiesen werfen wollten, trieben ihre Pferde oben auf dem Vorsprung entlang, der aus dem langen Hang herausragte. Der Vorsprung war nicht einmal halb so hoch wie der Kamm der Anhöhe, aber er bot ihnen eine Plattform, und die portugiesischen Kanoniere hatten ihn eindeutig als ihr Ziel markiert. Als sich die französischen Reiter dem Punkt näherten, wo der Vorsprung in den Hang überging, wurde eine Kanone abgefeuert. Das Geräusch schreckte Tausende von Vögeln aus den Bäumen auf, die auf dem hinteren Hang

der Anhöhe dicht beieinander wuchsen. Der Rauch der Kanone ballte sich in einer grau-weißen Wolke, die vom leichten Wind ostwärts davongetragen wurde. Die Granate ließ von ihrer brennenden Zündschnur eine kleine Spur Pulverrauch zurück, während sie im Bogen niederging und ein paar Schritte hinter den französischen Reitern explodierte. Eines der Pferde geriet in Panik und stürmte den Weg zurück, den es gekommen war, doch die anderen schienen unbeeindruckt. Ihre Reiter nahmen ihre Ferngläser heraus und starrten zu den Feinden über ihren Köpfen hinauf.

Zwei weitere Kanonen wurden abgefeuert. Ihr Echo schallte von den Hügeln im Osten zurück. Bei einer handelte es sich offensichtlich um eine Haubitze, denn der Rauch ihrer brennenden Zündschnur fuhr hoch in den Himmel, bevor er den Franzosen entgegenstürzte. Dieses Mal wurde ein Pferd zur Seite geschleudert und hinterließ eine Blutspur auf dem ausgetrockneten, farblosen Heidekraut. Sharpe beobachtete die Szene durch sein Fernglas und entdeckte den aus dem Sattel geworfenen, aber dem Augenschein nach unverletzten Franzosen, der sich auf die Füße rappelte. Er klopfte sich den Staub ab, zog eine Pistole und erlöste sein zuckendes Pferd von seinen Leiden. Dann kämpfte er darum, den teuren Sattel unter dem Kadaver hervorzuziehen.

Weitere Franzosen, einige zu Pferd und andere zu Fuß, erreichten den Vorsprung. Es schien Wahnsinn, sich genau an den Ort zu begeben, den die Kanonen im Visier hatten, aber Dutzende von Franzosen wateten durch den Fluss und stiegen dann den niedrigen Hügel hinauf, um zu den Briten und Portugiesen nach oben zu starren. Das Kanonenfeuer wurde fortgesetzt. Es handelte sich nicht um das Stakkato eines Beschusses in der Schlacht, sondern um vereinzelte Schüsse, wobei die Kanoniere mit verschiedenen Pulverladungen und Zündschnurlängen experimentierten. Nahm man zu viel Pulver, konnte das Geschoss über den

Vorsprung hinwegfegen und irgendwo oberhalb des Flusses explodieren. War hingegen die Zündschnur zu lang geschnitten, würde die Granate zu kurz landen, nachfedern und mit noch rauchender Zündschnur zum Stillstand kommen, sodass die Franzosen Zeit hatten, aus dem Weg zu springen, ehe die Granate explodierte. Jede Detonation erfolgte mit einem Ausstoß von schmutzigem Rauch, verblüffend klein zwar, aber Sharpe konnte nicht sehen, wie die tödlichen Splitter der explodierten Granate nach jedem Schuss davonzischten.

Weitere französische Männer oder Pferde wurden nicht getroffen. Sie hatten sich in großen Abständen verteilt, und die Granaten gingen hartnäckig in den Lücken zwischen den kleinen Gruppen von Männern nieder, die so sorglos wie Leute auf einem Spaziergang durch den Park wirkten. Sie starrten zur Anhöhe hinauf und versuchten auszumachen, wo die Verteidigungslinien am dichtesten standen, auch wenn es offensichtlich war, dass die Stellen, an denen sich die beiden Straßen trafen, wohl auch die Stellen waren, die verteidigt werden mussten. Ein weiterer Trupp Kavalleristen, einige in grünen Röcken und einige in Himmelblau, platschte durch den Fluss und stürmte den niedrigeren Hügel hinauf. Die Sonne spiegelte sich glitzernd auf Messinghelmen, polierten Säbelscheiden, Steigbügeln und Kandarenketten. Es war, stellte Sharpe fest, als würden die Franzosen mit dem sporadischen Granatenfeuer Katz und Maus spielen. Er sah, wie eine Granate nahe bei einer Gruppe von Infanteristen explodierte, aber als sich der Rauch legte, standen sie alle noch aufrecht, und obwohl sie so weit entfernt waren, kam es ihm vor, als lachten sie. Sie waren zuversichtlich, stellte er fest, hielten ihre Truppen zweifellos für die besten der Welt, und dass sie den Beschuss überlebten, überschüttete die Verteidiger oben auf dem Hügelkamm mit Spott.

Der Spott wurde offenbar zu weit getrieben, denn ein Bataillon der braun gewandeten portugiesischen Leichten

Infanterie tauchte auf dem Hügelkamm auf und stieß, in eine doppelte Gefechtsreihe aufgeteilt, hinunter auf den Vorsprung vor. Stetig bewegten sie sich in zwei aufgelösten Linien hügelabwärts, die eine etwa fünfzig Schritte hinter der anderen und beide weit auseinandergezogen. So demonstrierten sie, wie Plänkler in die Schlacht marschierten. Die meisten Truppen kämpften Schulter an Schulter, aber Plänkler wie Sharpe gingen ihrer Linie voran und versuchten auf dem zum Töten geeigneten Boden zwischen den beiden Heeren die Plänkler des Gegners abzufangen und dann die Offiziere direkt dahinter niederzumachen, damit der Feind bereits ohne Führer war, wenn die beiden Heere – Linien gegen massive Aufstellung – aufeinanderprallten. Plänkler rückten nur selten dicht zusammen. Sie kämpften in unmittelbarer Nähe des Feindes, wo eine Gruppe von Männern ein leichtes Ziel für feindliche Schützen abgegeben hätte. Deshalb kämpften die Leichten Truppen in aufgelöster Formation, in Paaren, wobei der eine Mann schoss und dann seine Waffe nachlud, während sein Gefährte ihm Feuerschutz gab.

Die Franzosen sahen zu, wie die Portugiesen näher kamen. Sie wirkten nicht beunruhigt und schickten auch keine eigenen Plänkler los. Die Granaten flogen weiter im Bogen die Hänge hinunter, und das Echo ihrer Explosionen hallte dumpf von den Hügeln im Osten wider. Die große Masse der Franzosen war mit der Vorbereitung ihrer Biwaks beschäftigt und ignorierte das kleine Drama auf der Anhöhe, doch ein Dutzend Kavalleristen, die in den verstreuten portugiesischen Plänklern wohl leichte Beute witterten, trieben ihre Pferde den Hügel hinauf.

Im Grunde hätten die Kavalleristen in der Lage sein müssen, die Plänkler niederzumachen. Männer in aufgelöster Formation waren schnellen Kavalleristen nicht gewachsen, und die Franzosen, bei denen es sich zur Hälfte um Dragoner und zur anderen um Husaren handelte, hatten ihre langen Degen oder Säbel gezogen und freuten sich

darauf, sich an hilflosen Männern ein wenig zu üben. Die Portugiesen waren mit Musketen und Gewehren bewaffnet, aber wenn die Waffen einmal abgefeuert waren, würde ihnen keine Zeit bleiben, nachzuladen, bevor die überlebenden Reiter sie erreichten. Und ein Gewehr ohne Munition taugte zur Verteidigung gegen die lange Klinge eines Dragoners gar nichts. Die Kavalleristen schlugen einen Bogen, um die Portugiesen auf der Flanke anzugreifen. Ein Dutzend Reiter stürmten auf vier Fußsoldaten los, aber der Hang war zu steil für die Pferde, die begannen, um jeden Schritt zu kämpfen. Der Vorteil der Kavallerie bestand in Geschwindigkeit, aber diese Geschwindigkeit kam ihnen am Hang abhanden, die Pferde hatten Schwierigkeiten. Ein Gewehr wurde abgefeuert. Der Rauch zischte über das Gras, und ein Pferd stolperte, zuckte zur Seite und brach zusammen. Zwei weitere Gewehre feuerten, dann wurde den Franzosen klar, dass der Hang ihr Feind war. Sie zogen ihre Pferde um die Hand und galoppierten kopflos in die Tiefe. Der gestürzte Husar folgte ihnen zu Fuß und ließ sein sterbendes Pferd samt seiner kostbaren Ausrüstung für die Portugiesen zurück, die ihren kleinen Sieg bejubelten.

»Ich bin mir nicht sicher, dass die *Cazadores* den Befehl hatten, das zu tun«, ließ sich eine Stimme in Sharpes Rücken vernehmen. Er drehte sich um und sah, dass Major Hogan auf die Anhöhe gekommen war. »Hallo, Richard«, sagte Hogan vergnügt. »Sie sehen unglücklich aus.« Er streckte die Hand nach Sharpes Fernglas aus.

»Cazadores?«, fragte Sharpe.

»Jäger. So nennen die Portugiesen ihre Plänkler.« Während er sprach, starrte Hogan in Richtung der Plänkler in ihren braunen Röcken. »Das ist ein ziemlich treffender Name, finden Sie nicht auch? Jäger! Besser als Grünröcke.«

»Ich bleibe lieber ein Grünrock«, erwiderte Sharpe.

Ein paar Augenblicke lang beobachtete Hogan die *Cazadores*. Sie hatten begonnen, die Franzosen auf dem Vorsprung zu beschießen, und der Feind war klug genug,

sich zurückzuziehen. Die Portugiesen blieben, wo sie waren, sie begaben sich nicht hinunter auf den Vorsprung, wo die Reiter sie hätten angreifen können, sondern gaben sich mit ihrer Demonstration zufrieden. Zwei Geschütze wurden abgefeuert, ihre Granaten landeten auf dem leeren Streifen zwischen den *Cazadores* und den verbliebenen Franzosen. »Der Peer wird höchst ungehalten sein«, sagte Hogan. »Er hasst es, wenn auf hoffnungslose Ziele gefeuert wird. Damit wird nur verraten, wo seine Batterien platziert sind, und dem Feind wird nicht der geringste Schaden zugefügt.« Er richtete das Fernglas hinunter ins Tal und verbrachte eine ganze Weile damit, sich die Lagerplätze des Feindes am Ufer des Flusses anzusehen. »Wir gehen davon aus, dass Monsieur Masséna über etwa sechzigtausend Mann verfügt«, sagte er. »Und vielleicht über hundert Geschütze.«

»Und wir, Sir?«, fragte Sharpe.

»Fünfzigtausend und sechzig«, antwortete Hogan und gab Sharpe das Fernglas zurück. »Und die Hälfte der Unsrigen sind Portugiesen.«

Etwas in seinem Tonfall ließ Sharpe aufmerken. »Ist das schlecht?«, fragte er.

»Das werden wir sehen, oder nicht?«, bemerkte Hogan, dann stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. »Aber wir haben das hier.« Damit meinte er die Anhöhe.

»Diese Jungs scheinen mir ziemlich eifrig.« Sharpe nickte in Richtung der *Cazadores*, die sich inzwischen den Hügel hinauf zurückzogen.

»Bei neuen Truppen wird Eifer im Handumdrehen durch Kanonenfeuer ausgelöscht«, erwiderte Hogan.

»Ich glaube nicht, dass wir das herausfinden werden«, sagte Sharpe. »Die Franzmänner werden hier nicht angreifen. Sie sind ja nicht verrückt.«

»Ich würde ganz bestimmt einen solchen Hang hinauf nicht angreifen wollen«, stimmte Hogan ihm zu. »Ich habe den Verdacht, dass sie einen Tag damit verbringen werden, uns zu beglotzen, und dann ihres Weges ziehen.«

»Zurück nach Spanien?«

»Guter Gott, nein. Auch wenn sie es jetzt noch nicht wissen, es gibt eine ordentliche Straße, die um den Kamm dieses Hügels herumführt.« Er wies nach Norden. »Sie brauchen hier also überhaupt nicht mit uns zu kämpfen. Früher oder später werden sie diese Straße finden. Wirklich schade. Hier wäre der ideale Ort, um ihnen blutige Nasen zu verpassen. Aber vielleicht kommen sie ja doch. Sie vermuten wohl, die Portugiesen sind der Sache nicht gewachsen, also glauben sie womöglich, es sei einen Versuch wert.«

»Und sind die Portugiesen der Sache gewachsen?«, fragte Sharpe.

Das Kanonenfeuer war verklungen, ließ verkohltes Gras und kleine Rauchwolken auf dem Vorsprung zurück. Die Franzosen, denen ihr tollkühnes Spiel verdorben worden war, zogen sich in Richtung ihrer Linien zurück.

»Was die Portugiesen sind, können wir nur herausfinden, wenn die Franzosen beschließen, sich uns vorzunehmen«, erwiderte Hogan grimmig, doch dann lächelte er. »Können Sie heute zum Abendessen kommen?«

»Heute Abend?« Die Frage überraschte Sharpe.

»Ich habe mit Colonel Lawford gesprochen«, berichtete Hogan. »Er ist bereit, auf Sie zu verzichten, solange die Franzosen keinen Ärger machen. Also um sechs im Mönchskloster, Richard. Wissen Sie, wo das ist?«

»Nein, Sir.«

»Gehen Sie in Richtung Norden«, Hogan wies die Anhöhe hinauf, »bis Sie eine große Steinmauer sehen. Suchen Sie darin nach einer Lücke, dann gehen Sie zwischen den Bäumen hindurch nach unten, bis Sie einen Pfad entdecken. Dem folgen Sie, bis Sie Dächer sehen können. Wir werden zu dritt sein.«

»Zu dritt?«, erkundigte Sharpe sich argwöhnisch.

»Sie«, erwiderte Hogan, »ich und Major Ferreira.«

»Ferreira!«, entfuhr es Sharp. »Warum isst das schleimige Stück Verräterscheiße mit uns zu Abend?«

Hogan seufzte. »Ist Ihnen schon einmal in den Sinn gekommen, Richard, dass die zwei Tonnen Mehl auch zur Bestechung gedacht gewesen sein könnten? Um sie im Austausch gegen Informationen anzubieten?«

»Und war es so?«

»Ferreira behauptet es. Ob ich ihm glaube? Ich bin mir nicht sicher. Aber wie auch immer, Richard, ich denke, er bereut, was geschehen ist, und möchte Frieden mit uns schließen. Das gemeinsame Abendessen war seine Idee, und ich muss sagen, ich finde das anständig von ihm.« Sharpes Widerstreben entging Hogan nicht. »Wirklich, Richard, wir wollen nicht, dass sich Vorbehalte zwischen Verbündeten einnisten, oder?«

»Wollen wir das nicht, Sir?«

»Also um sechs, Richard«, sagte Hogan fest. »Und versuchen Sie, den Eindruck zu vermitteln, als fühlten Sie sich wohl.« Der Ire lächelte. Dann kehrte er auf den Kamm des Hügels zurück, wo Offiziere das Gelände abschritten, um festzulegen, wo welches Bataillon positioniert werden sollte.

Sharpe wünschte, ihm wäre eine gute Ausrede eingefallen, um sich dieses Abendessen zu ersparen. Es war nicht Hogans Gesellschaft, die er meiden wollte, sondern die des portugiesischen Majors, und er fühlte wachsende Bitterkeit in sich aufsteigen, während er in der für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Wärme saß und zusah, wie der Wind das Heidekraut bewegte. Unterhalb der Heide hatte sich eine Armee von sechzigtausend Mann versammelt, um den Hügelkamm von Bussaco zu erstürmen.

Sharpe verbrachte den Nachmittag damit, die Bücher der Kompanie auf den neuesten Stand zu bringen. Dabei half ihm Clayton, der Schreiber der Kompanie, der die nervtötende Angewohnheit hatte, die Worte, die er schrieb, laut vor sich herzusagen. »Isaiah Tongue, verstorben«, sagte

er zu sich selbst, dann pustete er, um die Tinte zu trocknen. »Hat er eine Witwe, Sir?«

»Ich glaube nicht.«

»Er hat noch vier Schilling, sechs Pennys und einen Halfpenny ausstehen, deshalb frage ich.«

»Stecken Sie's in die Kompaniekasse.«

»Falls wir überhaupt je irgendwelchen Sold bekommen«, sagte Clayton finster. In die Kompaniekasse wanderte herrenloses Geld. Nicht dass es viel herrenloses Geld gegeben hätte, aber der ausstehende Sold der Toten wurde dort eingezahlt, und hin und wieder wurde dafür Brandy gekauft, oder die Frauen der Kompanie wurden dafür bezahlt, dass sie die Wäsche erledigten. Einige dieser Frauen waren auf den Kamm des Hügels gekommen, und gemeinsam mit Horden von Zivilisten schauten sie hinab auf die Franzosen. Die Zivilisten waren alle angewiesen worden, sich nach Süden zu begeben, um sich auf dem Land rund um Lissabon, das von den Linien von Torres Vedras verteidigt wurde, in Sicherheit zu bringen. Zweifellos hatten sich jedoch viele diesen Befehlen widersetzt, denn eine Menge Portugiesen bestaunten jetzt die aufmarschierte Armee. Einige der Zuschauer hatten Brot, Käse und Wein mitgebracht. In Gruppen saßen sie beieinander, aßen, redeten und zeigten immer wieder auf die Franzosen. Unter ihnen befanden sich ein Dutzend Mönche, die sämtlich barfuß gingen.

»Wieso tragen die keine Schuhe?«, fragte Clayton.

»Gott weiß, warum.«

Missbilligend blickte Clayton einem der Mönche nach, der sich einer kleinen Gruppe zum Essen auf dem Hügelkamm angeschlossen hatte. *»Déjeuner* á *la fourchette«,* murmelte er und schnaufte vor Missfallen.

»Day-jay wie bitte?«, fragte Sharpe.

»Abendessen mit einer Gabel«, erklärte Clayton. Er war in einem großen Haushalt Lakai gewesen, ehe er sich dem South Essex Regiment angeschlossen hatte, und verfügte

über ausgezeichnete Kenntnisse über die seltsamen Gewohnheiten des Adels. »So machen es die Leute von Stand, Sir, wenn sie nicht zu viel Geld ausgeben wollen. Sie verteilen Essbares und Gabeln und lassen das Volk herumstreunen und an den verdammten Blumen schnüffeln. Lauter Geschwätz und Gekicher im Garten.« Er runzelte die Stirn in Richtung der Mönche. »Verdammte Papistenmönche ohne Schuhe«, stieß er hervor. Die Männer in den langen Gewändern waren Brüder des barfüßigen Karmeliterordens. Zwei von ihnen unterzogen eine Neunpfünder-Kanone einer ernsthaften Inspektion. »Und Sie sollten sich in deren verdammten Kloster mal umsehen«, schimpfte Clayton weiter. »Auf dem Altar in einer der Kapellen liegen hölzerne Titten herum.«

Sharpe sah Clayton mit offenem Mund an. »Liegen *was?«*

»Hölzerne Titten, Sir, alle bemalt, damit sie echt aussehen. Die haben Brustwarzen und alles! Ich habe den Rest der Rationen dorthin gebracht, und einer der Wächter hat es mir gezeigt. Ich konnte meinen Augen nicht trauen! Nun ja, man muss bedenken, dass diese Mönche an die echten Sachen ja nicht randürfen, also verschaffen sie sich auf diese Weise Ersatz. Machen wir jetzt das Strafbuch, Sir?«

»Sehen Sie lieber zu, dass Sie irgendwo Tee auftreiben«, schlug Sharpe vor.

Er trank seinen Tee auf dem Hügelkamm. Die Franzosen planten für diesen Tag eindeutig keinen Angriff mehr, denn ihre Truppen hatten sich auf die Biwaks rund um die Dörfer verteilt. Ihre Zahl war noch angewachsen, sodass die Ebene dort unten jetzt schwarz von Männern war. Näher bei der Anhöhe scharten sich dagegen Kanoniere in Hemdsärmeln um die gerade erst aufgestellten Geschütze. Die Positionen dieser Geschütze ließen erraten, wo die Franzosen angreifen würden, wenn sie es überhaupt taten, und Sharpe erkannte, dass sich das South Essex Regiment gerade rechts von einem Angriff befinden würde, der gegen den steinigen südlichen Weg gerichtet war. Dieser Weg war kurz vor dem

Gipfel mit gefällten Baumstämmen verbarrikadiert worden – vermutlich um die Franzosen daran zu hindern, ihre Artillerie zum Kamm hinaufzuschleppen. Weitere französische Geschütze standen geballt in der Nähe der Straße am nördlichen Ende der Anhöhe, was vermuten ließ, dass es zwei Angriffe geben würde. Sharpe nahm an, dass sie sich wie alle französischen Angriffe abspielen würden, die er bisher erlebt hatte: Breite Reihen von Männern würden im Takt zahlloser Trommeln vorrücken und hoffen, sie könnten sich wie gigantische Rammböcke ihren Weg durch die englisch-portugiesische Linie bahnen. Diese enormen Reihen waren dazu gedacht, unerfahrene Truppen einzuschüchtern, und Sharpe blickte zur Linken, wo Offiziere eines portugiesischen Bataillons die Feinde beobachteten. Würden sie standhalten? Die portugiesische Armee war während der letzten Monate neu organisiert worden, aber sie erlebten bereits die dritte Besetzung ihres Landes innerhalb von drei Jahren, und bisher konnte niemand behaupten, dass sich die portugiesische Armee dabei mit Ruhm bekleckert hatte.

Am späten Nachmittag gab es eine Parade und dann eine Überprüfung der Ausrüstung, und sobald das erledigt war, ging Sharpe die Anhöhe entlang nach Norden, bis er eine hohe Steinmauer sah, die einen weitläufigen Wald einschloss. Die portugiesischen und britischen Soldaten, die die Mauer durchqueren wollten, hatten Löcher hineingetrieben. Eine solche Bresche suchte sich Sharpe, dann schlug er sich ins Dickicht der Bäume, wo er kurz darauf einen Pfad fand, der in die Tiefe führte. Am Rand des Pfads standen merkwürdig wirkende, aus Ziegeln gemauerte Häuschen, und an der ersten blieb Sharpe stehen, um durch die Tür zu spähen, die aus Eisenstangen gefertigt war. Im Inneren befanden sich lebensgroße Statuen aus Lehm. Es handelte sich um eine Gruppe Frauen, die sich um einen halb nackten Mann versammelt hatten, und dann entdeckte Sharpe die Dornenkrone und erkannte, dass es sich bei der

Figur in der Mitte um Jesus handeln musste und dass die Ziegelhäuschen somit wohl zum Mönchskloster gehörten. In jedem der kleinen Gebäude befanden sich solche unheimlichen Statuen, und vor mehreren dieser Kapellen knieten verschleierte Frauen im Gebet. Neben einer weiteren stand ein äußerst hübsches portugiesisches Mädchen, das schüchtern der leidenschaftlichen Rede eines portugiesischen Offiziers lauschte. Selbiger verstummte verlegen, als er Sharpe vorbeigehen sah. Sobald Sharpe eine Anzahl steinerner Stufen, die zum Mönchskloster führten, hinabgestiegen war, nahm der Offizier seine Tirade wieder auf. Ein uralter, verkrüppelter Olivenbaum wuchs neben dem Eingang, und an seinen Ästen waren ein Dutzend gesattelter Pferde angebunden. Zwei Männer in roten Röcken bewachten den Eingang. Sie ignorierten Sharpe, der sich unter dem niedrigen Türbogen hindurchduckte und in einen dunklen Gang trat, der mit Türen gesäumt war – sämtlich mit einer dicken Schicht Kork getäfelt. Eine der Türen stand offen, und als Sharpe hineinsah, entdeckte er einen Chirurgen in Hemdsärmeln, der in der winzigen Zelle eines Mönchs stand. Der Chirurg war dabei, ein Skalpell zu schleifen. »Ich stehe zu Ihren Diensten«, verkündete er vergnügt.

»Heute lieber nicht, Sir. Wissen Sie, wo ich Major Hogan finden kann?«

»Am Ende des Gangs, hinter der Tür auf der rechten Seite.«

Das Abendessen verlief in unbehaglicher Stimmung. Sie aßen in einer der kleinen Zellen, die mit Kork getäfelt war, um die Kälte des bevorstehenden Winters abzuhalten, und ihre Mahlzeit bestand aus einem Eintopf mit Ziegenfleisch und Bohnen, grobem Brot, Käse und Wein in rauen Mengen. Hogan tat sein Bestes, um ein Gespräch in Gang zu halten, aber Sharpe hatte Major Ferreira wenig zu sagen, und dieser

erwähnte die Ereignisse auf dem Hügel, wo Sharpe den Telegrafenmast niedergebrannt hatte, mit keinem Wort. Stattdessen sprach er von seiner Zeit in Brasilien, wo er in einer der portugiesischen Siedlungen den Befehl über ein Fort innegehabt hatte. »Die Frauen sind so schön!«, rief Ferreira aus. »Sie sind die schönsten Frauen auf der ganzen Welt.«

»Einschließlich der Sklavinnen?«, fragte Sharpe, was dazu führte, dass Hogan, der wusste, dass Sharpe das Gespräch auf den Bruder des Majors bringen wollte, die Augen verdrehte.

»Die Sklavinnen sind die hübschesten«, antwortete Ferreira. »Und so bereitwillig.«

»Sie haben ja nicht gerade eine Wahl«, bemerkte Sharpe säuerlich. »Ihr Bruder hätte sie kaum frei entscheiden lassen, oder?«

Hogan versuchte einzuschreiten, aber Major Ferreira brachte seinen Protest zum Schweigen. »Mein Bruder, Sir?«

»Er war doch Sklavenhändler, richtig?«

»Mein Bruder war vieles«, erwiderte Ferreira. »Als Kind bekam er Prügel, weil die Mönche, die uns unterrichteten, wollten, dass er fromm war. Er war nicht fromm. Mein Vater prügelte ihn, weil er wollte, dass er seine Bücher las, aber die Prügel machten auch keinen Leser aus ihm. Am glücklichsten war er mit den Kindern der Dienstboten, er rannte wild mit ihnen herum, bis meine Mutter seine Wildheit nicht länger ertragen konnte und dafür sorgte, dass er zu den Nonnen von Santo Espírito geschickt wurde. Dort haben sie versucht, ihm die Seele aus dem Leib zu prügeln, aber er riss ihnen aus. Damals war er dreizehn, und erst sechzehn Jahre später kam er zurück. Er kehrte als reicher Mann zurück, Mister Sharpe, und ziemlich entschlossen, dass niemand ihn jemals wieder prügeln würde.«

»Ich habe es getan«, sagte Sharpe.

»Richard!«, tadelte Hogan.

Ferreira schenkte Hogan keine Beachtung, sondern blickte Sharpe über die Kerzen hinweg an. »Er hat das nicht vergessen«, sagte er ruhig.

»Aber das ist jetzt alles geregelt«, warf Hogan ein. »Ein Missverständnis. Man hat sich entschuldigt. Probieren Sie doch etwas von diesem Käse, Major.« Er schob einen angeschlagenen Teller mit Käse über den Tisch. »Major Ferreira und ich haben den ganzen Nachmittag über Deserteure befragt, Richard.«

»Franzosen?«

»Herr des Himmels, nein! Portugiesen.« Hogan erklärte, dass sich nach dem Fall von Almeida Scharen aus der portugiesischen Garnison jenes Stützpunkts freiwillig der portugiesischen Legion, einer französischen Einheit, angeschlossen hatten. »Wie es aussieht«, erklärte Hogan, »haben sie es getan, um in die Nähe unserer Linien zu gelangen und dann zu desertieren. Über dreißig sind heute Abend zu uns gekommen. Und sie sagen alle einstimmig, dass die Franzosen morgen angreifen werden.«

»Glauben Sie ihnen?«

»Ich glaube, dass sie die Wahrheit sagen, soweit sie ihnen bekannt ist«, antwortete Hogan. »Und sie hatten Befehle, sich für einen Angriff bereitzuhalten. Nicht wissen können sie natürlich, ob Monsieur Masséna seine Meinung geändert hat.«

»Monsieur Masséna«, bemerkte Ferreira ätzend. »Der ist zu sehr mit seiner Mätresse beschäftigt, um vernünftig über eine Schlacht nachzudenken.«

»Seine Mätresse?«, fragte Sharpe.

»Mademoiselle Henriette Leberton«, gab Hogan amüsiert zur Antwort. »Sie ist achtzehn Jahre alt, Richard, und Monsieur Masséna ist wie alt? Einundfünfzig? Nein, zweiundfünfzig. Nichts lenkt einen alten Mann so wirkungsvoll ab wie junges Fleisch, was Mademoiselle Leberton zu einer unserer hoch zu schätzenden

Verbündeten macht. Die Regierung Seiner Majestät sollte ihr ein Einkommen stellen. Vielleicht eine Guinee pro Nacht?«

Als das Abendessen verzehrt war, bestand Ferreira darauf, Hogan und Sharpe die Kapelle zu zeigen, in der, wie Clayton berichtet hatte, hölzerne Brüste auf dem Altar lagen. Zahlreiche kleine Kerzen flackerten rund um die seltsamen Objekte, und Dutzende weiterer Kerzen waren bis auf die letzten Pfützen Wachs heruntergebrannt. »Frauen bringen diese Brüste her«, erklärte Ferreira, »um von Krankheiten geheilt zu werden. Von Frauenkrankheiten.« Er gähnte, dann zog er eine Taschenuhr aus seiner Westentasche. »Ich muss zurück auf den Hügelkamm«, sagte er. »Ich werde früh schlafen gehen, denke ich. Vielleicht kommen im Morgengrauen ja die Feinde.«

»Hoffen wir's«, sagte Hogan.

Ferreira bekreuzigte sich, verneigte sich vor dem Altar und verließ die Kapelle. Sharpe lauschte, bis das Geräusch, das die gespornten Stiefel des Majors verursachten, auf dem Gang verhallten. »Was zum Teufel sollte das alles?«, fragte er Hogan.

»Was sollte was, Richard?«

»Dieses Abendessen.«

»Er wollte nur freundlich sein. Ihnen beweisen, dass Ihnen niemand etwas übel nimmt.«

»Aber das tut jemand! Er hat gesagt, sein Bruder hat es nicht vergessen.«

»Er hat es nicht vergessen, aber er ist überredet worden, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Und dasselbe sollten Sie auch tun.«

»Dem Bastard würde ich nicht mal so weit trauen, wie ich spucken kann«, sagte Sharpe. Dann musste er zurücktreten, denn die Tür schwang weit auf, und eine fröhlich lärmende Gruppe britischer Offiziere drängte in den kleinen Raum. Nur ein einziger Mann war nicht in Uniform, sondern trug einen blauen Mantel und eine weißseidene Halsbinde. Es

war Lord Wellington, der in Sharpes Richtung blickte, ihn jedoch nicht zu bemerken schien.

Stattdessen nickte der General Hogan zu. »Sie sind gekommen, um zu beten, Major?«, fragte er.

»Ich habe Mister Sharpe die Sehenswürdigkeiten gezeigt, Mylord.«

»Ich glaube nicht, dass Mister Sharpe es nötig hat, sich Nachbildungen anzuschauen«, versetzte Wellington. »Er bekommt vermutlich mehr von den echten Vorbildern zu sehen als die meisten von uns, was?« Seine Stimme klang einigermaßen freundlich, wenn auch mit einem verächtlichen Unterton. Dann blickte er Sharpe direkt an. »Ich habe gehört, Sie haben vor drei Tagen Ihre Pflicht getan, Mister Sharpe«, sagte er.

Sharpe war verwirrt, zuerst vom plötzlichen Wechsel des Tonfalls und dann von diesem Satz, der ihm nach Hogans Tadel vorhin merkwürdig vorkam. »Ich hoffe es«, gab er vorsichtig zur Antwort.

»Wir können schließlich das Essen nicht den Franzosen überlassen«, sagte der General und wandte sich wieder den modellierten Brüsten zu. »Und ich hätte gedacht, ich hätte mich bezüglich dieser Kriegslist völlig unmissverständlich ausgedrückt.« Die letzten Worte waren in harschem Ton gesprochen worden, sodass die übrigen Offiziere in Schweigen verfielen. Dann lächelte Wellington und wies mit der Hand auf die heiligen Brüste. »In St. Paul's kann ich mir diese Dinger nicht so richtig vorstellen«, fuhr er fort. »Sie etwa, Hogan?«

»Sie könnten den Ort durchaus verschönern, Mylord.«

»Ja, das könnten sie in der Tat. Ich werde dem Dekan die Angelegenheit vortragen.« Er brach in sein wieherndes Gelächter aus, dann schaute er abrupt wieder Hogan an. »Gibt es irgendeine Nachricht von Trant?«

»Nein, Mylord.«

»Hoffen wir, keine Nachrichten sind gute Nachrichten.« Der General nickte Hogan zu, ignorierte Sharpe von Neuem

und führte seine Gäste irgendwohin, wo sie ihr Abendessen einnehmen würden.

»Trant?«, fragte Sharpe.

»Es gibt eine Straße, die um den Kamm der Anhöhe führt«, sagte Hogan, »und wir haben eine Kavallerieeinheit dort und, so glaube ich, eine Gruppe der portugiesischen Bürgerwehr unter Colonel Trant. Sie haben Befehl, uns zu benachrichtigen, sobald sie das geringste Zeichen des Feindes wahrnehmen, aber bisher hat uns keine Nachricht erreicht, also dürfen wir hoffen, dass Masséna die Route unbekannt ist. Wenn er glaubt, die einzige Straße nach Lissabon führe diesen Hügel hinauf, dann muss er diesen Hügel heraufkommen. Ich muss sagen, so unwahrscheinlich es klingt, wird er vermutlich angreifen.«

»Und vielleicht im Morgengrauen«, sagte Sharpe. »Also muss ich ein bisschen schlafen.« Er grinste Hogan an. »Ich hatte also recht mit dem verdammten Ferragus, und Sie lagen falsch?«

Hogan grinste zurück. »Es gehört sich überhaupt nicht für einen Gentleman, darüber zu frohlocken, Richard.«

»Wie hat Wellington davon erfahren?«

»Ich vermute, Major Ferreira hat sich bei ihm beschwert. Er hat gesagt, er würde es nicht tun, aber …« Hogan zuckte mit den Schultern.

»Sie dürfen diesem portugiesischen Bastard nicht vertrauen«, sagte Sharpe. »Holen Sie sich einen Tunichtgut aus Ihrem Haufen, der ihm die Kehle durchschneidet.«

»Der einzige Tunichtgut, den ich kenne, sind Sie«, erwiderte Hogan. »Und Sie hätten längst im Bett sein sollen. Also, gute Nacht, Richard.«

Es war noch nicht spät, vermutlich nicht später als neun, aber der Himmel war bereits pechschwarz, und die Temperatur war erheblich gesunken. Von Westen her war ein Wind aufgekommen und hatte vom weit entfernten Meer

kalte Luft herübergebracht. Nebel bildete sich in den Bäumen, als Sharpe den Pfad entlang zurückkletterte, vorbei an den merkwürdigen Statuen in ihren Ziegelhäuschen. Der Pfad war jetzt menschenleer. Der größte Teil der Armee befand sich oben auf dem Hügel, und die Truppen, die hinter dem Hügelkamm lagerten, hatten ihre Quartiere rund um das Mönchskloster aufgeschlagen. Ihre Feuer boten ein wenig Licht, das durchs Dickicht des Waldes drang und Sharpes monströsen Schatten über die Stämme der Bäume tanzen ließ. Dieses schwache Licht verlosch jedoch, je höher Sharpe stieg. Auf dem Hügelkamm gab es keine Feuer, weil Wellington befohlen hatte, keine zu entzünden, damit ihr Schein den Franzosen nicht verraten konnte, wo sich die Armee der Alliierten konzentrierte, wenngleich Sharpe den Verdacht hegte, dass der Feind das längst erraten haben musste.

Das Fehlen von Lagerfeuern ließ den oberen Teil der Anhöhe stockfinster erscheinen. Der Nebel verdichtete sich. In der Ferne, hinter der Mauer, die das Mönchskloster und seinen Wald einschloss, konnte Sharpe ein Singen von den Lagern der Briten und Portugiesen vernehmen, doch das lauteste Geräusch verursachten seine eigenen Schritte auf den Fichtennadeln, die auf dem Pfad einen Teppich bildeten.

Die erste der geziegelten Kapellen kam in Sicht. Aus dem Inneren drang der Schein von Altarkerzen, der ein schwaches, verschwimmendes Licht durch den Kältenebel warf. Ein Mönch in schwarzer Robe kniete im Gebet bei der letzten Kapelle, und im Vorübergehen erwog Sharpe, dem Mann einen Gruß zu entbieten, entschied sich jedoch schließlich dagegen, die Andacht des Mannes zu stören. Dann aber holte der Mann, der eine Kapuze trug, aus, erwischte Sharpe in der linken Kniekehle, und hinter der Kapelle sprangen zwei weitere Männer hervor, einer mit einem Knüppel, mit dem er Sharpe in den Bauch drosch. Hart prallte er auf, wobei seine metallene Degenscheide auf dem Boden schepperte. Er warf sich zur Seite und

versuchte, seinen Degen zu ziehen, aber die beiden Männer, die hinter der Kapelle hervorgekommen waren, packten ihn bei den Armen und schleiften ihn ins Gebäude, wo vor den Statuen nur wenig Platz war. Um mehr Platz zu schaffen, traten sie ein paar der Kerzen beiseite. Einer zog Sharpe den schweren Kavalleriedegen aus der Scheide und warf ihn nach draußen auf den Pfad, während sich der Mönch die Kapuze vom Kopf zog.

Es war Ferragus, hochgewachsen und ausladend. Bedrohlich füllte er die Kapelle aus. »Sie haben mich eine Stange Geld gekostet«, sagte er in seinem stark gebrochenen Englisch. Sharpe lag noch immer auf dem Boden. Er versuchte aufzustehen, aber einer von Ferragus' beiden Gefährten trat ihm gegen die Schulter und zwang ihn zurück. »Eine Stange Geld«, wiederholte Ferragus mit schwerer Stimme. »Würden Sie es gern zurückzahlen?«

Sharpe sagte gar nichts. Er brauchte eine Waffe. Er hatte ein Klappmesser in der Tasche, aber er wusste, er würde niemals genug Zeit bekommen, es herauszuholen, geschweige denn, die Klinge aufzuklappen.

»Wie viel Geld haben Sie bei sich?«, fragte Ferragus.

Sharpe sagte noch immer nichts.

»Oder möchten Sie lieber mit mir kämpfen?«, fuhr Ferragus fort. »Mit den bloßen Fäusten, Captain, Mann gegen Mann.«

Sharpe brummte kurz zur Antwort, wohin sich Ferragus seinen Vorschlag stecken konnte. Der große Mann lächelte und sprach auf Portugiesisch mit seinen Männern. Diese griffen mit ihren Stiefeln an und traten Sharpe, der die Knie an den Leib zog, um seinen Bauch zu schützen. Er vermutete, dass sie die Anweisung hatten, ihn außer Gefecht zu setzen, damit er Ferragus auf Gedeih und Verderben ausgeliefert war, aber die Kapelle war klein, der Platz, den die Statuen ihnen ließen, war eng, und die beiden Männer gerieten einander in den Weg. Ihre Tritte schmerzten trotzdem. Sharpe versuchte, sie abzufangen, aber ein Stiefel

traf sein Gesicht von der Seite, sodass er nach hinten fiel und auf dem Abbild der knienden Maria Magdalena aufschlug. Das verschaffte ihm die Waffe, die er brauchte! Sein rechter Ellbogen traf die Statue und prallte so hart auf deren Knie, dass der Ton zersprang. Sharpe schnappte sich eine Scherbe, die nahezu einen Fuß lang war und eine scharfe Spitze hatte. Mit diesem provisorischen Dolch stach er auf den Mann ein, der ihm am nächsten stand. Er zielte auf die Lendengegend, aber der Mann schwang herum, sodass die Tonscherbe die Innenseite seines Oberschenkels aufschlitzte. Der Mann stöhnte. Jetzt sprang Sharpe vom Boden auf und benutzte seinen Kopf als Rammbock, den er dem verwundeten Mann in den Bauch donnerte. Ein Faustschlag traf ihn auf den Nasenflügel, ein Stiefel knallte in seine Rippen, er aber hieb mit dem tönernen Dolch nach Ferragus und schlitzte dem großen Mann den Kiefer auf. Dann warf ihn ein gewaltiger Schlag, der ihn seitlich am Kopf traf, zurück, sodass er Jesus Christus in den tönernen Schoß fiel. Ferragus befahl seinen Männern, die Kapelle zu verlassen, um ihm Platz zu machen, dann schlug er Sharpe von Neuem, versetzte ihm einen harten Schlag an die Schläfe. Sharpe ließ seinen provisorischen Dolch fallen, schlang seinen Arm dem Gottessohn um den Hals und riss so heftig daran, dass sich der Kopf mit einem Ruck löste. Ferragus vollführte einen linken Schwinger, und Sharpe wich ihm aus, dann erhob er sich vom Boden, um den abgebrochenen Kopf samt seiner Dornenkrone Ferragus ins Gesicht zu rammen. Beim Aufprall platzte der hohle Tonkopf auseinander, die scharfen Kanten hinterließen tiefe Schnitte auf den Wangen des Mannes, und während sich Ferragus krümmte, warf sich Sharpe nach links. Er stolperte zur Tür hinaus und versuchte, seinen Degen zu erreichen, aber die beiden Männer warteten draußen und stürzten sich auf ihn. Sharpe rappelte sich auf und schaffte es, sich halb umzudrehen, da erhielt er einen Tritt in den Magen, der ihm den Atem nahm.

Es war Ferragus, der ihn getreten hatte und der nun seinen Männern befahl, Sharpe in die Höhe zu zerren. »Sie können nicht kämpfen«, sagte er zu Sharpe. »Sie sind ein Schwächling.« Er begann ihn zu schlagen, wobei er kurze, harte Fausthiebe einsetzte, die aussahen, als stecke wenig Kraft dahinter, die sich für Sharpe jedoch anfühlten, als werde er von einem Pferd getreten. Die Schläge zielten zunächst auf seinen Bauch, dann auf seine Brust, und schließlich traf einer seine Wange, dass ihm das Blut in den Mund schoss. Er versuchte, sich aus dem Griff der beiden Männer zu befreien, aber sie hielten ihn zu fest, und er war benommen, verwirrt, nur noch halb bei Bewusstsein. Ein Fausthieb traf ihn an der Kehle, er konnte kaum noch atmen und schnappte nach Luft.

Ferragus lachte. »Mein Bruder meinte, ich solle Sie nicht umbringen, aber warum eigentlich nicht? Wer würde Sie schon vermissen?« Er spuckte Sharpe ins Gesicht. »Lasst ihn los«, sagte er auf Portugiesisch zu den beiden Männern, dann wechselte er wieder ins Englische. »Sehen wir mal, ob dieser Engländer kämpfen kann.«

Die beiden Männer traten von Sharpe zurück, der Blut spuckte, blinzelte und zwei Schritte rückwärtstaumelte. Sein Degen befand sich außer Reichweite, und selbst wenn er ihn sich hätte schnappen können, bezweifelte er, dass er noch die Kraft besaß, ihn zu benutzen.

Ferragus belächelte seine Schwäche und machte einen Schritt auf ihn zu. Wieder taumelte Sharpe, dieses Mal fiel er halb zur Seite und streckte die Hand aus, um sich Halt zu verschaffen. Er ertastete einen Stein, einen faustgroßen Stein, und er hob ihn gerade in dem Moment auf, in dem Ferragus zu einem Schlag mit der Rechten ausholte, der Sharpe ein für alle Mal zu Boden schicken sollte.

Sharpe, der noch immer nur halb bei Bewusstsein war, reagierte instinktiv, fing die Faust mit dem Stein ab und hörte, wie Ferragus' Knöchel auf den Stein krachten. Der große Mann zuckte zusammen und sprang zurück, von dem

plötzlichen Schmerz überrascht. Sharpe versuchte, auf ihn zuzutreten und den Stein noch einmal einzusetzen, aber ein linker Schwinger traf ihn auf der Brust und schmetterte ihn wieder nieder auf den Pfad.

»Jetzt sind Sie ein toter Mann«, sagte Ferragus. Er massierte sich die gebrochenen Knöchel, die ihn derartig schmerzten, dass er Sharpe zu Tode treten wollte. Er begann, indem er mit seinem riesigen Stiefel auf Sharpes Lendengegend zielte, aber der Tritt verfehlte sein Ziel und traf den Oberschenkel, da es Sharpe gelungen war, sich mühsam auf die Seite zu wälzen. Ferragus trat ihm das Bein weg, holte erneut mit seinem Stiefel aus, und dann glomm hinter ihm auf dem Pfad auf einmal Licht auf, und eine Stimme ertönte.

»Was geht da vor?«, rief die Stimme. »Keine Bewegung! Wer immer Sie auch sind, rühren Sie sich nicht vom Fleck!« Stiefeltritte von zwei oder drei Männern polterten den Pfad herauf. Die Männer, die sich näherten, mussten den Kampflärm gehört haben, aber im sich verdichtenden Nebel konnten sie gewiss nichts sehen, und Ferragus hatte nicht vor, auf sie zu warten. Er brüllte seinen beiden Männern etwas zu, und diese rannten an Sharpe vorbei und tauchten zwischen den Bäumen unter. Sharpe krümmte sich am Boden und versuchte, sich den Schmerz aus den Rippen und dem Bauch zu pressen. Im Mund schmeckte er große Klumpen Blut, und auch seine Nase blutete. Der Lichtschein kam näher, er stammte von einer Laterne, die von einem Rotrock gehalten wurde. »Sir?«, fragte einer der drei Männer. Es war ein Sergeant, und er trug die dunkelblauen Besätze der Profosen, der Militärpolizisten.

»Mir geht’s gut«, stöhnte Sharpe.

»Was ist passiert?«

»Diebe«, erwiderte Sharpe. »Gott weiß, wer die waren. Einfache Diebe. Jesus Maria. Helfen Sie mir auf.«

Zwei von ihnen hoben ihn in die Höhe, während der Sergeant ihm seinen Degen und seinen Tschako holte. »Wie

viele waren es?«, fragte der Sergeant.
»Drei. Die Bastarde sind davongerannt.«
»Wollen Sie zum Arzt, Sir?« Der Sergeant zuckte zusammen, als er im Laternenlicht Sharpes Gesicht sah. »Ich denke, das sollten Sie tun.«
»Um Himmels willen, nein.« Er schob den Degen in die Scheide, setzte sich den Tschako auf den malträtierten Schädel und lehnte sich an die Mauer der Kapelle. »Ich komme schon klar«, sagte er.
»Wir können Sie zum Kloster bringen, Sir.«
»Nein, ich gehe nach oben auf den Hügelkamm.« Er bedankte sich bei den drei Männern, wünschte Ihnen eine friedliche Nacht und wartete, bis er ein bisschen Kraft gesammelt hatte. Dann humpelte er weiter bergauf, durch eine Lücke in der Mauer und den Kamm entlang, um seine Kompanie zu finden.

Lieutenant Colonel Lawford hatte sich in der Nähe der neuen Straße, die den Hügelkamm entlang geschlagen worden war, ein Zelt aufgestellt. Die Klappen am Eingang des Zeltes waren offen und gaben den Blick auf einen Tisch im Kerzenschein frei, auf dem Silber und Kristall schimmerten. Der Colonel hörte, wie ein Wachtposten Sharpe ansprach, hörte Sharpes gebrummte Antwort und rief durch die geöffneten Klappen: »Sharpe? Sind Sie das?«
Flüchtig spielte Sharpe mit dem Gedanken, so zu tun, als habe er nichts gehört, aber er befand sich nun einmal in Hörweite, also wandte er sich in Richtung des Zeltes. »Ja, Sir.«
»Kommen Sie und trinken Sie einen Brandy mit uns.« Lawford hatte Major Forrest und Major Leroy zu Gast, und bei ihnen befand sich Lieutenant Slingsby. Alle trugen ihre grünen Jacken, denn nach der brutalen Hitze der letzten paar Tage war die Nacht auf einmal winterlich kalt.

Forrest machte ihm auf einer Bank, die aus hölzernen Munitionskisten zusammengezimmert war, Platz. Dann blickte er zu Sharpe auf. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Bin gestolpert«, murmelte Sharpe. Seine Stimme war belegt, und er musste sich zur Seite beugen und einen klebrigen Klumpen Blut ausspucken. »Bin gestolpert.«

»Gestolpert?« Mit entsetztem Gesichtsausdruck starrte Lawford Sharpe an. »Ihre Nase blutet.«

»Hat jetzt schon fast aufgehört«, erwiderte Sharpe und schnaubte Blut aus. Das Taschentuch fiel ihm ein, das auf der Telegrafenstation als weiße Fahne benutzt worden war, und er holte es aus der Tasche. Es war eine Schande, das feine weiße Leinen mit Blut zu beflecken, trotzdem legte er es sich über die Nase und fuhr vor Schmerz zusammen. Dann bemerkte er, dass seine rechte Hand verwundet war, vermutlich durch den improvisierten Dolch.

»Gestolpert?«, kam es wie ein Echo auf die Frage des Colonels von Major Leroy.

»Ja, der Pfad da draußen ist tückisch, Sir.«

»Sie haben auch noch ein blaues Auge«, bemerkte Lawford.

»Wenn Sie sich nicht auf der Höhe fühlen«, sagte Slingsby, »dann übernehme ich morgen gern das Kommando über die Kompanie für Sie, Sharpe.« Slingsby war rot im Gesicht und schwitzte, als hätte er zu viel getrunken. Er sah Colonel Lawford an, und weil er nervös war, entfuhr ihm ein bellendes Lachen. »Ich würde mich geehrt fühlen, das Kommando übernehmen zu dürfen«, fügte er hastig hinzu.

Sharpe warf dem Lieutenant einen geradezu tödlichen Blick zu. »Ich bin schon schlimmer verletzt gewesen«, gab er eisig zurück. »Als Sergeant Harper und ich den verdammten Adler geholt haben, den Sie auf Ihrem Abzeichen tragen.«

Angewidert von Sharpes Tonfall versteifte sich Slingsby, und die übrigen Offiziere blickten verlegen vor sich hin.

»Trinken Sie einen Brandy, Sharpe«, sagte Lawford besänftigend, schenkte ihm aus einer Karaffe ein Glas ein und schob es ihm über den aufgebockten Tisch hinweg zu. »Wie geht es Major Hogan?«

Sharpe hatte Schmerzen. Seine Rippen fühlten sich an, als stünden sie in Flammen, und er brauchte einen Augenblick, um die Frage zu verstehen und eine Antwort zu finden. »Er ist zuversichtlich, Sir.«

»Das möchte ich doch hoffen«, entgegnete Lawford. »Sind wir das nicht alle? Sind Sie dem Peer begegnet?«

»Dem Peer?«, fragte Slingsby. Er schien Schwierigkeiten mit dem Wort zu haben, dann stürzte er den Rest seines Brandys hinunter und schenkte sich noch welchen ein.

»Lord Wellington«, erklärte Lawford. »Also, was ist, sind Sie ihm begegnet?«

»Ja, Sir.«

»Ich hoffe, Sie haben ihn an mich erinnert.«

»Aber selbstverständlich, Sir«, log Sharpe, wie es von ihm erwartet wurde, und zwang sich, eine weitere Lüge hinzuzufügen. »Und er bat mich, Ihnen seine Grüße zu übermitteln.«

»Sehr aufmerksam von ihm«, erwiderte Lawford, sichtlich erfreut. »Und was denkt er, kommen die Franzosen morgen zu einem Tänzchen hierherauf?«

»Darüber hat er nichts gesagt, Sir.«

»Vielleicht wird dieser Nebel sie abhalten, Sir«, sagte Major Leroy und spähte aus dem Zelt, wo sich der Nebel eindeutig verstärkte.

»Oder es wird sie ermutigen«, hielt Forrest dagegen. »Unsere Schützen können in den Nebel hinein nicht zielen.«

Leroy beobachtete Sharpe. »Brauchen Sie einen Arzt?«

»Nein, Sir«, log Sharpe. Seine Rippen schmerzten, in seinem Schädel pochte es, und in seiner oberen Zahnreihe wackelte ein Zahn. Sein Bauch war eine einzige Masse von Schmerz, sein Schenkel tat ihm weh, und wütend war er

obendrein. »Major Hogan glaubt, die Franzosen werden angreifen«, zwang er sich selbst zu einem Themenwechsel.

»Dann sind wir morgen früh besser hellwach und auf der Hut«, sagte Lawford und machte damit deutlich, dass der Abend zu Ende war. Die Offiziere verstanden den Wink, standen auf und dankten dem Colonel, der Sharpe die Hand entgegenstreckte. »Wenn Sie können, bleiben Sie noch einen Moment, Sharpe.«

Slingsby, der einigermaßen betrunken wirkte, leerte sein Glas, knallte es auf den Tisch und schlug die Hacken zusammen. »Danke, William«, sagte er. Indem er den Vornamen des Colonels benutzte, betonte er ihr Verwandtschaftsverhältnis.

»Gute Nacht, Cornelius«, erwiderte Lawford und wartete, bis die Offiziere das Zelt verlassen hatten und im Nebel verschwunden waren. »Er hat eine ganze Menge getrunken. Aber ich denke, am Vorabend seiner ersten Schlacht kann man einem Mann eine kleine Stärkung nicht verdenken. Setzen Sie sich, Sharpe, setzen Sie sich. Trinken Sie noch einen Brandy.« Er nahm sich selbst ein Glas. »Sind Sie wirklich gestolpert? Aussehen tun Sie, als kämen Sie aus dem Krieg.«

»Da draußen zwischen den Bäumen ist es dunkel«, erwiderte Sharpe hölzern. »Und ich bin eben auf ein paar Stufen ausgeglitten.«

»Sie müssen vorsichtiger sein, Sharpe«, sagte Lawford und beugte sich vor, um sich an einer der Kerzen eine Zigarre anzuzünden. »Es ist verdammt kalt geworden, finden Sie nicht auch?« Er wartete auf eine Antwort, aber Sharpe schwieg. Der Colonel seufzte. »Ich wollte mit Ihnen sprechen«, fuhr er zwischen Zügen an der Zigarre fort. »Über Ihre neuen Leute. Der junge Iliffe macht sich gut, oder nicht?«

»Er ist ein Ensign, Sir. Wenn er ein Jahr überlebt, könnte er eine Chance haben, erwachsen zu werden.«

»Wir waren alle einmal Ensigns«, sagte Lawford. »Und es werden mächtige Eichen aus recht winzigen Eicheln, was?«

»Er ist noch eine verdammt winzige Eichel«, erwiderte Sharpe.

»Aber sein Vater ist ein Freund von mir, Sharpe. Sein Hof liegt nur ein paar Äcker von Benfleet entfernt, und er hat mich gebeten, ein Auge auf seinen Sohn zu haben.«

»Ich habe ein Auge auf ihn«, sagte Sharpe.

»Ich bin sicher, das werden Sie tun«, sagte Lawford. »Und was ist mit Cornelius?«

»Cornelius?«, fragte Sharpe, um sich Zeit zum Überlegen zu verschaffen. Er spülte sich den blutigen Mund mit Brandy aus, spuckte alles auf den Boden, dann trank er etwas. Er bildete sich ein, es lindere den Schmerz ein wenig.

»Wie stellt Cornelius sich an?«, fragte Lawford freundlich. »Er macht sich nützlich, oder?«

»Er muss sich an unsere Art zu leben gewöhnen«, antwortete Sharpe vorsichtig.

»Selbstverständlich muss er das, selbstverständlich. Aber mir war besonders daran gelegen, dass er mit Ihnen zusammen ist.«

»Warum, Sir?«

»Warum?« Der Colonel schien von der direkten Frage überrumpelt. Dann aber wedelte er mit seiner Zigarre, wie um zu sagen, dass die Antwort doch auf der Hand liege. »Ich glaube, er ist ein prächtiger Kerl, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Sharpe, ich bin nicht sicher, dass der junge Knowles das richtige Temperament besitzt, um sich als Schütze zu eignen.«

»Er ist ein guter Offizier«, widersprach Sharpe entrüstet, und dann wünschte er, er hätte nicht ganz so heftig gesprochen, denn der Schmerz in seinen Rippen schien ihm geradewegs ins Herz zu fahren.

»Oh, er könnte nicht besser sein«, stimmte Lawford ihm hastig zu. »Und er hat einen bewundernswerten Charakter, aber ihr Schützen seid keine gemächlichen Kerle, habe ich

recht? Ihr seid die Einpeitscher! Ich brauche meine Leichte Kompanie tollkühn! Angriffslustig! Scharfsinnig!« Jede dieser Tugenden wurde von einem Faustschlag auf den Tisch begleitet, der das Glas und das Silber klirren ließ. Nach der dritten legte der Colonel jedoch eine Pause ein, weil ihm offensichtlich auffiel, dass Scharfsinn nicht so viel Nachdruck benötigte wie Angriffslust und Tollkühnheit. Er überlegte ein paar Sekunden lang, suchte nach einem ähnlich beeindruckenden Wort, dann aber fuhr er fort, ohne dass ihm eines eingefallen war. »Ich glaube, dass Cornelius über diese Tugenden verfügt, Sharpe, und von Ihnen erhoffe ich mir, dass Sie ihn einsetzen.« Wieder machte Lawford eine Pause, als erwarte er eine Antwort von Sharpe, doch als der Schütze nichts sagte, wirkte der Colonel auf einmal äußerst verlegen. »Der Kern der Sache ist, dass Cornelius das Gefühl zu haben scheint, dass Sie ihn nicht mögen, Sharpe.«

»Das Gefühl haben die meisten Leute, Sir«, antwortete Sharpe hölzern.

»Tun Sie das?« Lawford schien überrascht. »Ich nehme an, das ist möglich. Nicht jeder kennt Sie so gut, wie ich es tue.« Er hielt inne, um an seiner Zigarre zu ziehen. »Sehnen Sie sich jemals zurück nach Indien, Sharpe?«

»Indien«, antwortete Sharpe vorsichtig. Er und Lawford hatten zusammen dort gedient, als Lawford Lieutenant und Sharpe einfacher Soldat gewesen war. »Gefallen hat es mir dort schon.«

»Es gibt Regimenter in Indien, die einen erfahrenen Offizier gut gebrauchen könnten«, sagte Lawford beiläufig, und Sharpe verspürte den Stich des Verrats, denn diese Worte bedeuteten, das der Colonel ihn loswerden wollte. Er erwiderte nichts, und Lawford schien sich nicht bewusst zu sein, dass er etwas Verletzendes gesagt hatte. »Ich kann Cornelius also beruhigen und ihn wissen lassen, dass alles in Ordnung ist?«

»Ja, Sir«, antwortete Sharpe, dann erhob er sich. »Ich muss gehen und die Feldposten inspizieren.«

»Natürlich müssen Sie das«, sagte Lawford, ohne zu verhehlen, wie enttäuscht er vom Verlauf des Gesprächs war. »Wir sollten öfter miteinander reden, Sharpe.«

Sharpe nahm seinen verbeulten Tschako und trat hinaus in die nebelverhangene Nacht. Er machte seinen Weg durch die tiefe Dunkelheit, ging zunächst über den breiten Kamm des Hügels und dann einen kurzen Pfad den östlichen Hang hinab, bis er in der schwarzen Finsternis des Tals die vom Nebel verhüllte Reihe der feindlichen Feuer gerade so erkennen konnte. Sollen sie nur kommen, dachte er, sollen sie nur kommen. Wenn er schon Ferragus nicht ermorden konnte, so würde er seine Wut eben an den Franzosen auslassen. Er hörte Schritte hinter sich, drehte sich aber nicht um. »’n Abend, Pat«, sagte er.

»Was ist denn mit Ihnen passiert?« Harper musste Sharpe im Zelt des Colonels gesehen haben und war ihm den Hang hinunter gefolgt.

»Dieser verdammte Ferragus und zwei von seinen Spießgesellen.«

»Haben versucht, Sie umzubringen?«

Sharpe nickte. »Um ein verdammtes Haar wär’s ihnen gelungen. Sie hätten es geschafft, wenn nicht drei Militärpolizisten vorbeigekommen wären.«

»Militärpolizisten! Ich hätte nie gedacht, dass die zu etwas nütze wären. Und wie geht es Mister Ferragus?«

»Verletzt habe ich ihn, aber nicht schwer genug. Er hat mich geschlagen, Pat. Er hat mich blutig geschlagen.«

Harper dachte darüber nach. »Und was haben Sie dem Colonel erzählt?«

»Dass ich gestolpert bin.«

»Das erzähle ich dann also auch den Jungs, falls ihnen auffällt, dass Sie besser aussehen als sonst. Und morgen halte ich Ausschau nach Mister Ferragus. Glauben Sie, er hat noch nicht genug und kommt zurück?«

»Nein, er ist abgehauen.«

»Wir werden ihn finden, Sir. Wir werden ihn finden.«

»Aber nicht morgen, Pat. Morgen sind wir beschäftigt. Major Hogan nimmt an, dass die Franzosen diesen Hügel heraufkommen werden.«

Das war ein tröstlicher Gedanke, um den Tag zu beenden, und die beiden saßen still da und hörten dem Singen zu, das aus den dunklen Feldlagern hinter ihnen drang. Irgendwo in den britischen Linien begann ein Hund zu bellen, und augenblicklich schlossen sich Dutzende andere zu einem Echo an, was zu wütenden Rufen führte, mit denen die Tiere zum Schweigen gebracht werden sollten. Allmählich stellte sich wieder Frieden ein, mit Ausnahme eines Hundes, der einfach nicht aufhörte. Hartnäckig bellte und bellte er, bis der jähe, harsche Knall einer Muskete oder Pistole dem ein Ende setzte.

»So macht man das«, stellte Harper fest.

Sharpe sagte nichts. Er starrte den Hügel hinab in die Tiefe, wo die französischen Feuer als trüber, verhangener Lichtschein durch den Nebel sichtbar waren. »Aber was machen wir jetzt mit Mister Ferragus?«, fragte Harper. »Er darf nicht einfach einen Schützen angreifen und damit davonkommen.«

»Wenn wir morgen verlieren«, sagte Sharpe, »dann müssen wir uns durch Coimbra zurückziehen. Und dort wohnt er.«

»Dann finden wir ihn also dort«, sagte Harper grimmig. »Und dann verpassen wir ihm, was er verdient. Aber was, wenn wir morgen gewinnen?«

»Gott weiß was«, entgegnete Sharpe und nickte den Hügel hinab in Richtung des verhangenen Feuerscheins. Es waren Tausende von Feuern. »Dann verfolgen wir diese Bastarde bis zurück nach Spanien, denke ich«, fuhr er fort, »und kämpfen dort gegen sie.« Und kämpfen weiter gegen sie, dachte er, Monat um Monat, Jahr um Jahr, bis zum Jüngsten Gericht. Aber morgen würde es seinen Anfang

nehmen, mit sechzigtausend Franzosen, die den Hügel erobern wollten. Morgen.

Marschall Ney, der zweithöchste im Rang der *l'Armée de Portugal,* nahm an, das gesamte feindliche Heer müsse sich auf der Anhöhe befinden. Es gab auf der finsteren Höhe keine Feuer, die ihre Anwesenheit verraten hätten, aber Ney konnte sie wittern. Das war der Instinkt eines Soldaten. Die Bastarde bereiteten eine Falle vor, sie hofften, die Franzosen würden den Hügel hinauftrotten und sich abschlachten lassen, und Ney fand, der Wunsch sollte ihnen erfüllt werden. Man sollte die Adler dort nach oben schicken und die Bastarde durch den Fleischwolf drehen, aber Ney war nicht der Mann, der eine solche Entscheidung traf, also rief er einen seiner Offiziere, Hauptmann D'Esmenard, zu sich und befahl ihm, Marschall Masséna aufzusuchen. »Sagen Sie Seiner Hoheit«, wies Ney ihn an, »dass die Feinde darauf warten, getötet zu werden. Sagen Sie ihm, er soll schnellstens hierher zurückkommen. Sagen Sie ihm, wir haben hier eine Schlacht auszufechten.«

Hauptmann D'Esmenard hatte einen Weg von mehr als zwanzig Meilen vor sich, und er musste von zweihundert Dragonern begleitet werden, die lange nach Einbruch der Nacht in die kleine Stadt Tondella einfielen. Über der Veranda des Hauses, in dem Masséna logierte, war eine Trikolore gehisst. Sechs Wachtposten standen draußen, auf ihren Musketen steckten Bajonette, in denen sich der Feuerschein des Kohlebeckens spiegelte, das in der plötzlichen Kälte ein wenig Wärme verbreitete.

D'Esmenard stieg die Stufen hinauf und hämmerte an die Tür des Marschalls. Stille antwortete ihm.

D'Esmenard klopfte noch einmal. Diesmal vernahm er das Kichern einer Frau, gefolgt von dem unverwechselbaren Geräusch einer Hand, die auf Fleisch klatscht, und dann lachte die Frau. »Wer ist da?«, rief der Marschall.

»Eine Nachricht von Marschall Ney, Eure Hoheit.« Marschall André Masséna war Herzog von Rivoli und Prinz von Essling.

»Von Ney?«

»Die Feinde haben eindeutig haltgemacht, Sir. Sie sind auf der Anhöhe.«

Das Mädchen kreischte.

»Die Feinde haben was?«

»Haltgemacht, Sir!«, schrie D’Esmenard durch die Tür. »Der Marschall ist der Meinung, Sie sollten zurückkommen.«

Masséna war am Nachmittag ein paar Augenblicke lang in dem Tal unterhalb der Anhöhe gewesen, hatte seiner Meinung Ausdruck verliehen, dass die Feinde hier nicht haltmachen und kämpfen würden, und war dann nach Tondela zurückgeritten. Das Mädchen sagte etwas, es ertönte das Geräusch eines weiteren Klapses, und erneutes Gekicher folgte.

»Marschall Ney glaubt, dass es eine Schlacht geben wird«, sagte D’Esmenard.

»Wer sind Sie?«, fragte der Marschall.

»Hauptmann D’Esmenard, Sir.«

»Also einer von Neys Jungs, richtig?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie schon gegessen, D’Esmenard?«

»Nein, Sir.«

»Gehen Sie nach unten, Captain, sagen Sie meinem Koch, er soll Ihnen ein Abendessen servieren. Ich schließe mich Ihnen gleich an.«

»Sehr wohl, Sir.« D’Esmenard hielt inne. Er hörte ein Stöhnen, ein Seufzen und dann das Geräusch der Bettfedern, die rhythmisch quietschten.

»Sind Sie immer noch da, Hauptmann?«, schrie der Prinz von Essling.

D’Esmenard schlich sich nach unten, glich seine Schritte auf den knarrenden Stufen dem regelmäßigen Hüpfen der Bettfedern an. Er aß kaltes Huhn. Und wartete.

Pedro und Luis Ferreira hatten einander immer nahegestanden. Luis, der Ältere, der Rebell, der große, unbezähmbare Junge, war der intelligentere der beiden gewesen, und wäre er nicht von der Familie ausgestoßen worden, hätte man ihn nicht zu den Nonnen geschickt, die ihn prügelten und demütigten, wäre er nicht aus Coimbra davongerannt, um die Welt zu sehen, hätte er womöglich Bildung erworben und wäre ein Gelehrter geworden, obwohl das in Wahrheit kein sehr wahrscheinliches Schicksal für Luis gewesen wäre. Er war zu groß, zu widerspenstig, er ging zu sorglos mit seinen eigenen und den Gefühlen anderer Männer um, und so war er eben Ferragus geworden. Er hatte die Welt umsegelt, hatte Männer in Afrika, Europa und Amerika getötet, hatte zugesehen, wie die Haie die Sklaven gefressen hatten, die vor der brasilianischen Küste über Bord geworfen wurden, und dann war er nach Hause zu seinem jüngeren Bruder zurückgekehrt, und die beiden, die so verschieden waren und sich doch so nahestanden, waren einander in die Arme gefallen. Sie waren Brüder. Ferragus war reich genug nach Hause zurückgekehrt, um sich ein Geschäft einzurichten, und auch reich genug, um eine Reihe von Anwesen in der Stadt zu besitzen, aber Pedro bestand darauf, dass er ein Zimmer in seinem Haus erhielt, das er nutzen konnte, wann immer er es wünschte. »Mein Haus ist dein Haus«, hatte er Ferragus versprochen, und auch wenn Major Ferreiras Frau womöglich andere Wünsche hegte, wagte sie nicht, dagegen aufzubegehren.

Ferragus benutzte das Zimmer im Haus seines Bruders nur selten, aber an dem Tag, an dem die beiden Heere einander in Bussaco gegenüberstanden, nachdem sein Bruder versprochen hatte, Captain Sharpe zu einer Prügelei ins Dickicht zu locken, hatte Ferragus Pedro versprochen, dass er nach Coimbra zurückkehren und dort über den Haushalt Ferreiras wachen würde, bis klar war, wohin der französische

Feldzug führen würde. Das Volk war angewiesen worden, aus der Stadt zu fliehen und nach Lissabon zu gehen, aber wenn die Franzosen aufgehalten wurden, würde eine solche Flucht nicht nötig sein, und ob sie nun aufgehalten wurden oder nicht, es herrschte Aufruhr in der Stadt, denn die Leute waren mit dem Befehl, ihre Häuser zu verlassen, nicht einverstanden. Ferreiras Haus, das groß und prächtig und mit dem Erbe seines Vaters erworben worden war, würde Dieben und Plünderern ein willkommenes Ziel bieten, aber niemand würde wagen, es anzurühren, wenn Ferragus und seine Männer dort waren. Somit ritt der große Mann, nachdem es ihm nicht gelungen war, den unverschämten englischen Schützen zu töten, los, um sein Versprechen zu halten.

Die Entfernung zwischen dem Höhenzug von Bussaco und der Stadt Coimbra betrug weniger als zwanzig Meilen, aber der Nebel und die Dunkelheit zwangen Ferragus und seine Männer, langsamer zu reiten, sodass sie erst kurz vor der Morgendämmerung an den imposanten Gebäuden der Universität und dann den Hügel hinunter zum Haus seines Bruders ritten. Die Scharniere der Tore zu den Stallungen quietschten, und Ferragus sprang ab, ließ sein Pferd einfach stehen und stürmte in die Küche, wo er seine verletzte Hand in einen Bottich mit kühlem Wasser tauchte. Jesus Maria, dachte er, der verfluchte Engländer musste sterben. Sterben musste er. Ferragus grübelte über die Unfairness des Lebens nach, während er ein Tuch benutzte, um das Blut von den Wunden auf seinem Kiefer und seinen Wangen abzuwischen. Der Schmerz ließ ihn zusammenzucken, obwohl er nicht so schlimm war wie das Pochen in seiner Leistengegend, das seit der Auseinandersetzung bei der Kapelle nicht ausgesetzt hatte. Das nächste Mal, versprach Ferragus sich selbst, das nächste Mal würde er Mister Sharpe mit nichts als seinen bloßen Fäusten gegenübertreten, und er würde den Engländer töten, wie er so viele andere getötet hatte, indem er ihn in eine blutende, wimmernde Masse Fleisch

verwandelte. Sharpe musste sterben, das hatte sich Ferragus geschworen, und wenn er diesen Schwur nicht erfüllte, dann würden seine Männer glauben, dass er geschwächt war.

Geschwächt war er ohnehin. Dafür hatte der Krieg gesorgt. Viele seiner Opfer waren aus Coimbra und dem umliegenden Farmland geflohen, um in Lissabon Schutz zu suchen. Dieser kurzzeitige Rückschlag würde vorübergehen, und außerdem hatte es Ferragus kaum nötig, weiter Geld zu erpressen. Er war reich, aber er zog es vor, den Geldstrom am Laufen zu halten, denn den Banken traute er nicht. Er mochte Landbesitz, und die enormen Einkünfte aus seinen Jahren im Sklavenhandel hatte er in Weinberge, Güter, Häuser und Geschäfte investiert. Jedes Bordell in Coimbra befand sich in seinem Besitz, und kaum ein Student der Universität wohnte nicht in einem Haus, das Ferragus gehörte. Er war reich, weit über seine Kinderträume hinaus reich, aber reich genug konnte er niemals sein. Er liebte Geld. Er verzehrte sich danach, betete es an und träumte davon.

Wieder spülte er seinen Mund aus und sah zu, wie das Wasser rosafarben aus dem Tuch tropfte. *»Capitâo* Sharpe.« Er sprach den Namen laut vor sich hin und verspürte den Schmerz in seinem Mund. Er betrachtete seine schmerzende Hand. Er vermutete, dass er sich ein paar Knöchel angebrochen hatte, aber seine Finger ließen sich noch bewegen, also konnte der Schaden nicht allzu groß sein. Er tauchte die Knöchel ins Wasser, dann fuhr er plötzlich herum, weil die Küchentür geöffnet wurde und die Gouvernante seines Bruders, Miss Fry, hereintrat. Sie trug ein Nachthemd und einen schweren, wollenen Schlafrock. In der Hand hielt sie eine Kerze und zuckte ein wenig zusammen, als sie den Bruder ihres Arbeitgebers sah. »Ich bitte um Entschuldigung, *senhor«,* sagte sie und wandte sich zum Gehen.

»Kommen Sie rein«, knurrte Ferragus.

Sarah wäre lieber in ihr Zimmer zurückgekehrt, aber sie hatte die Pferde im Hof vor den Stallungen lärmen hören und hatte gehofft, Major Ferreira sei mit Neuigkeiten vom Vorstoß der Franzosen eingetroffen. Deshalb war sie in die Küche gekommen. »Sie sind verletzt«, stellte sie fest.

»Ich bin vom Pferd gefallen«, erwiderte Ferragus. »Warum sind Sie aufgestanden?«

»Um Tee zu machen«, antwortete Sarah. »Das mache ich jeden Morgen. Und ich frage mich, *senhor*«, sie nahm einen Kessel aus einem Regal, »ob sie vielleicht etwas Neues von den Franzosen wissen.«

»Die Franzosen sind Schweine«, sagte Ferragus. »Das ist alles, was Sie wissen müssen, also machen Sie sich Ihren Tee, und machen Sie mir auch welchen.«

Sarah stellte die Kerze ab, öffnete den Herd und legte Anmachholz in die Glut. Sobald das Anmachholz begann, Feuer zu fangen, legte sie noch weiteres Holz nach. Als das Feuer schließlich ordentlich brannte, waren bereits weitere Dienstboten im ganzen Haus beschäftigt, öffneten Fensterläden und fegten die Gänge aus, aber keiner von ihnen betrat die Küche, wo Sarah innehielt, ehe sie den Kessel füllte. Das Wasser in dem großen Bottich war mit Blut vermischt. »Ich hole welches vom Brunnen«, sagte sie.

Durch die offene Tür sah Ferragus ihr zu. Miss Sarah Fry war ein Symbol für die Ambitionen, die sein Bruder hegte. Für Major Ferreira und seine Frau war eine englische Gouvernante ein so unschätzbarer Besitz wie feines Porzellan oder Kandelaber aus Kristall oder vergoldete Möbel. Sarah kündete von ihrem guten Geschmack, aber in Ferragus' Augen war sie ein hochnäsiges Weib, an das sein Bruder sein Geld verschwendete. Eine typische versnobte Engländerin, befand er, und was würde sie wohl aus Tomas und Maria machen? Eingebildete kleine Abbilder ihrer selbst? Tomas brauchte keine Manieren, und er brauchte auch kein Englisch zu lernen. Er musste lernen, sich zu verteidigen. Und Maria? Ihre Mutter konnte ihr Manieren

beibringen, und solange sie hübsch war, kam es auf den Rest nicht an. Das jedenfalls war Ferragus’ Ansicht. Aber er hatte gleichzeitig schon von Anfang an, als Miss Fry ins Haus seines Bruders gekommen war, bemerkt, dass sie hübsch war, nein, mehr als hübsch – sie war schön. Hellhäutig, hellhaarig, blauäugig, hochgewachsen, elegant. »Wie alt sind Sie?«, fragte er sie, als sie zurück in die Küche kam.

»Geht Sie das irgendetwas an, *senhor*?«, erwiderte Sarah brüsk.

Ferragus lächelte. »Mein Bruder hat mich hierher geschickt, um Sie alle zu beschützen. Ich möchte gern wissen, wen ich zu beschützen habe.«

»Ich bin zweiundzwanzig, *senhor*.« Sarah stellte den Kessel auf den Herd, dann stellte sie die große, braune englische Teekanne dicht daneben, sodass sich das Porzellan erwärmen konnte. Anschließend nahm sie die Blechbüchse vom Regal, und dann hatte sie nichts weiter zu tun, denn die Kanne war noch kalt und das Wasser im Kessel würde auf dem frisch entzündeten Feuer noch lange Minuten brauchen, ehe es kochte. Da sie das Nichtstun verabscheute, begann sie, ein paar Löffel zu polieren.

»Lernen Tomas und Maria ordentlich?«, wandte sich Ferragus erneut an sie.

»Wenn sie sich Mühe geben«, erwiderte Sarah kurz angebunden.

»Tomas hat mir erzählt, dass Sie ihn schlagen.«

»Natürlich schlage ich ihn«, erwiderte Sarah. »Ich bin seine Gouvernante.«

»Aber Maria schlagen Sie nicht.«

»Maria benutzt keine schmutzigen Wörter«, erklärte Sarah. »Und schmutzige Wörter ekeln mich an.«

»Tomas wird ein Mann werden«, sagte Ferragus. »Er wird schmutzige Wörter brauchen.«

»Dann kann er sie von Ihnen lernen, *senhor*«, gab Sarah zurück. »Aber ich werde ihn lehren, sie nicht in Gegenwart

von Damen zu benutzen. Wenn das das Einzige ist, was er lernt, dann bin ich schon von Nutzen gewesen.«

Ferragus ließ ein Knurren hören, das Amüsement verraten mochte. Er sah sich von ihrem Blick, der nicht die geringste Angst verriet, herausgefordert. Von den übrigen Dienstboten seines Bruders war er gewohnt, dass sie zusammenzuckten, wenn er vorüberging, sie senkten die Blicke und versuchten sich unsichtbar zu machen, doch dieses englische Mädchen war dreist. Aber schön war sie auch, und er bewunderte die Linie ihres Halses, auf die der Schatten ihres hellen Haars fiel. So weiße Haut, dachte er, und so zart. »Sie unterrichten sie in Französisch«, sagte er. »Warum?«

»Weil die Frau des Majors es von mir erwartet«, antwortete Sarah. »Weil es die Sprache der Diplomatie ist. Weil Kenntnisse der französischen Sprache zu den Merkmalen der gehobenen Gesellschaft gehören.«

Ferragus' Kehle entrang sich ein knurrender Laut, der offenbar seinem Urteil über die gehobene Gesellschaft Ausdruck verlieh. Dann zuckte er mit den Schultern. »Zumindest wird die Sprache von Nutzen sein, wenn die Franzosen hierherkommen«, sagte er.

»Wenn die Franzosen hierherkommen«, sagte Sarah, »dann sollten wir längst fort sein. Lautet so nicht der Befehl der Regierung?«

Ferragus zuckte zusammen, als er seine rechte Hand bewegte. »Aber womöglich kommen sie ja jetzt gar nicht. Nicht, wenn sie die Schlacht verlieren.«

»Die Schlacht?«

»Ihr Lord Wellington steht in Bussaco. Er hofft, dass die Franzosen ihn dort angreifen.«

»Ich bete dafür, dass sie das tun«, erklärte Sarah zuversichtlich. »Denn dann wird er sie besiegen.«

»Vielleicht«, erwiderte Ferragus. »Oder aber Ihr Lord Wellington könnte tun, was Sir John Moore in La Coruña getan hat: kämpfen, siegen und dann davonlaufen.«

Sarah schniefte durch die Nase, um ihre Ansicht zu dieser Aussage kundzutun.

»Os ingleses«, sagte Ferragus hart, *»por mar.«*

Die Engländer gehören aufs Meer, hatte er gesagt. Das entsprach der allgemeinen Überzeugung in Portugal. Die Briten waren Opportunisten, die auf Siege hofften, aber vor jeder möglichen Niederlage davonrannten. Sie waren gekommen, sie hatten gekämpft, aber letzten Endes würden sie nicht bleiben. *Os ingleses por mar*.

Sarah fürchtete beinahe, dass Ferragus recht hatte, aber das konnte sie nicht eingestehen. »Sie haben gesagt, Ihr Bruder hat Sie geschickt, um uns zu beschützen?«, fragte sie stattdessen.

»Das hat er. Er kann nicht selbst herkommen. Er muss beim Heer bleiben.«

»Dann verlasse ich mich auf Sie, *senhor*. Sie müssen dafür sorgen, dass ich in Sicherheit bin, wenn, wie Sie es ausdrücken, die Engländer aufs Meer gehen. Ich kann nicht hierbleiben, wenn die Franzosen kommen.«

»Sie können nicht hierbleiben?«

»Natürlich nicht. Ich bin Engländerin.«

»Ich werde Sie beschützen, Miss Fry«, sagte Ferragus.

»Ich bin froh, das zu hören«, erwiderte sie brüsk und wandte sich wieder dem Kessel zu.

Ziege, dachte Ferragus, hochnäsige englische Ziege. »Vergessen Sie meinen Tee«, brummte er und stampfte aus der Küche.

Und dann hörte sie mit halbem Ohr in der Entfernung ein Geräusch wie Donnerschläge. Es klang auf und verebbte, verhallte im Nichts, dann erklang es von Neuem, und wenn es am lautesten war, erzitterte das Glas der Fenster sachte in den Rahmen. Sarah starrte hinaus in den Hof, sah den kalten grauen Nebel und wusste, dass es keine Donnerschläge waren, die sie von so weit weg hörte.

Es waren die Franzosen.

Denn der Morgen graute, und in Bussaco hatte das Geschützfeuer begonnen.

KAPITEL 3

Sharpe hatte schlecht geschlafen. Der Boden war feucht, die Nacht wurde Stunde um Stunde kälter, und er hatte Schmerzen. Seine verletzten Rippen stachen bei jeder kleinsten Bewegung wie Messer, und als er den Versuch zu schlafen schließlich aufgab und in der Finsternis vor dem Morgengrauen aufstand, wollte er sich sogleich wieder niederlegen, weil ihm alles wehtat. Er betastete seine Rippen und fragte sich, ob die Verletzungen womöglich schlimmer waren, als er befürchtet hatte. Sein rechtes Auge war geschwollen, schmerzte, wenn er es berührte, und ließ sich nur zur Hälfte öffnen.

»Sind Sie wach, Sir?«, rief eine Stimme aus der Nähe.

»Ich bin tot«, antwortete Sharpe.

»Einen Becher Tee, Sir?« Die Stimme gehörte Matthew Dodd, einem Schützen aus Sharpes Kompanie, der erst kürzlich während Sharpes Abwesenheit zum Corporal befördert worden war. Knowles hatte Dodd den zusätzlichen Streifen überreicht, und Sharpe hatte der Beförderung zugestimmt.

»Danke, Matthew«, erwiderte Sharpe und zog eine schmerzverzerrte Grimasse, während er sich bückte, um ein paar feuchte Stücke Holz aufzuheben und beim Feuermachen zu helfen. Dodd hatte bereits Feuerstahl und Feuerstein zum Einsatz gebracht, um ein wenig Anmachholz zum Brennen zu bringen, und blies jetzt in die helle Flamme.

»Dürfen wir Feuer haben, Sir?«, fragte Dodd.

»Letzte Nacht durften wir keine haben, Matthew, aber wer sollte die in diesem verdammten Nebel denn sehen? Und wie auch immer, ich brauche jetzt einen Tee, also machen Sie hin.« Er fügte sein Holz hinzu, dann lauschte er auf das

Knistern und Zischen des frisch entflammten Feuers, derweil Dodd den Kessel mit Wasser füllte und eine Hand voll Teeblätter hineinstreute, die er lose in seinem Beutel aufbewahrte. Sharpe gab ein wenig von seinem eigenen Tee hinzu und legte Holz ins Feuer nach.

»Verdammt feuchter Morgen«, sagte Dodd.

»Verdammter Nebel.« Sharpe konnte erkennen, dass die Schwaden noch immer dicht waren.

»Ist bald Zeit zum Wecken«, sagte Dodd und hängte den Kessel über die Flammen.

»Es kann doch noch nicht mal halb drei sein«, sagte Sharpe. Hier und da zündeten weitere Männer den Hügelkamm entlang Feuer an, die leuchtende, verschwimmende Inseln im Nebel bildeten, aber die meisten Angehörigen des Heeres lagen noch im Schlaf. Sharpe hatte am östlichen Rand der Anhöhe Wachtposten aufgestellt, doch die brauchte er erst in ein paar Minuten abzulösen.

»Sergeant Harper hat erzählt, Sie seien ein paar Stufen hinuntergefallen, Sir«, sagte Dodd und betrachtete Sharpes malträtiertes Gesicht.

»Gefährliche Dinger, diese Stufen, Matthew. Besonders in der Nacht, wenn man leicht ausrutscht.«

»Sexton, bei mir zu Hause, ist das passiert«, erzählte Dodd. Der Feuerschein erhellte sein hageres Gesicht. »Er ist auf den Kirchturm gestiegen, um an der großen Glocke ein neues Seil zu befestigen, und dabei ist er ausgerutscht. Manche behaupten allerdings, er sei gestoßen worden, weil seine Frau sich in einen anderen Mann verguckt hatte.«

»In Sie, Matthew?«

»Mister Sharpe!«, rief Dodd schockiert. »Doch nicht in mich, auf keinen Fall!«

Der Tee war recht schnell gebrüht, und Sharpe schöpfte sich etwas davon in seine Blechtasse. Dann, nachdem er sich bei Dodd bedankt hatte, ging er über den Hügelkamm den Franzosen entgegen. Er stieg nicht den Hang hinab, sondern steuerte einen kleinen Vorsprung an, der in der

Nähe der Straße emporragte. Der Vorsprung, der wie eine Bastion aus dem Kamm des Hügels hervorstand, erstreckte sich über hundert Schritte, ehe er in einer Kuppe endete, die von einem scharfkantigen Durcheinander von verstreuten Felsbrocken bedeckt war. Dort erwartete er, die Wachtposten zu finden. Er stampfte beim Gehen mit den Füßen, um die Wachmänner auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen.

»Wer ist dort?« Der Ruf erfolgte zum rechten Zeitpunkt, aber Sharpe hatte auch nichts anderes erwartet, weil Sergeant Read hier Dienst tat.

»Captain Sharpe.«

»Parole, Captain?«, forderte Read.

»Einen Schluck heißen Tee, Sergeant, wenn Sie mich nicht erschießen«, antwortete Sharpe.

Read war ein Pedant, der sich streng an die Regeln hielt, aber selbst ein Methodist konnte dazu bewogen werden, eine fehlende Parole zu ignorieren, indem man ihm einen Tee anbot. »Das Passwort lautet Jessica, Sir«, teilte er Sharpe mit einem Tadel in der Stimme mit.

»Die Frau des Colonels, was? Mister Slingsby hat vergessen, es mir zu sagen.« Er gab Read den Teebecher. »Irgendwelche unschönen Vorkommnisse?«

»Nicht das kleinste, Sir. Nicht das kleinste.«

Ensign Iliffe, der offiziell den Befehl über die Wachtposten innehatte, aber angewiesen war, ohne Einwilligung seines Sergeants nichts zu unternehmen, kam herüber und starrte Sharpe an.

»Guten Morgen, Mister Iliffe«, sagte Sharpe.

»Sir«, stammelte der Junge, zu erschrocken, um in ein Gespräch einzustimmen.

»Ist alles ruhig?«

»Ich denke schon, Sir«, sagte Iliffe und starrte Sharpe ins Gesicht, nicht sicher, ob er die Verletzungen, die er im Zwielicht zu erkennen glaubte, für möglich halten sollte, und zu ängstlich, um zu fragen, was sie verursacht hatte.

Der östliche Hang versank in Nebel und Dunkelheit. Sharpe ging in die Hocke, zuckte vor dem Schmerz in seinen Rippen zusammen und lauschte. Er konnte hören, wie sich die Männer über ihm am Hang bewegten, das Scheppern eines Kessels, das Knistern kleiner Feuer, die neu angefacht wurden. Ein Pferd stampfte mit dem Huf auf den Boden, und irgendwo schrie ein Baby. Keines dieser Geräusche bereitete ihm Sorge. Er lauschte auf etwas aus der Tiefe, aber dort war alles still. »Vor dem Morgengrauen werden sie nicht kommen«, sagte er, wohl wissend, dass die Franzosen Licht brauchten, um den Hügel hinauf ihren Weg zu finden.

»Und Sie sind der Meinung, dass sie kommen werden?«, fragte Read gespannt.

»Jedenfalls behaupten das ihre Deserteure. Wie sieht es mit Ihrer Schussfertigkeit aus?«

»In diesem Nebel? Ich würde nicht darauf vertrauen«, antwortete Read, dann runzelte er die Stirn. »Haben Sie sich verletzt, Sir?«

»Ich bin ein paar Stufen hinuntergefallen«, erwiderte Sharpe. »Ich habe nicht aufgepasst. Sie feuern die Geschütze am besten zum Wecken ab«, fuhr er fort. »Und ich warne das Bataillon.« Die sechs Männer der Wache hatten mit geladenen Musketen und Gewehren in der Dunkelheit auf dem felsigen Vorsprung auf Posten gestanden. Mittlerweile würde die feuchte Luft zweifellos die Ladung in den Zündschlössern durchdrungen haben, und man konnte darauf wetten, dass die Funken das Schießpulver nicht entzünden würden. Sobald also das Heer durch ein Hornsignal geweckt wurde, würden die Wachtposten eine frische Prise trockenen Pulvers in ihre Schlösser füllen und die Musketen abfeuern, um die alte Ladung zu entfernen. Wenn man die Leute davor nicht warnte, mochten sie denken, die Schüsse bedeuteten, dass die Franzosen durch den Nebel nach oben gestiegen waren. »Halten Sie bis dahin die Augen offen«, sagte er.

»Werden wir nach dem Wecksignal abgelöst?«, fragte Read nervös.

»Sie können sich nach der Aufstellung für zwei Stunden hinlegen«, sagte Sharpe. »Aber schärfen Sie Ihre Bajonette nach, ehe Sie sich aufs Ohr legen.«

»Glauben Sie …«, setzte Ensign Iliffe zu einer Frage an, die er jedoch nicht zu Ende führte.

»Ich weiß auch nicht, was uns erwartet«, gab Sharpe ihm dennoch Antwort. »Aber man geht nicht mit stumpfer Klinge in die Schlacht, Mister Iliffe. Zeigen Sie mir Ihren Säbel.«

Iliffe trug, wie es sich für einen Offizier in einer Kompanie von Plänklern gehörte, einen leichten Kavalleriesäbel. Es war ein alter, den er sich daheim billig gekauft hatte. Er hatte einen angelaufenen Griff mit abgewetztem Lederbesatz. Der Ensign übergab Sharpe die Waffe, der mit dem Daumen erst die gebogene vordere Schneide entlang und dann über den geschliffenen oberen Rand der hinteren Schneide fuhr. »Eine halbe Meile hinter uns«, sagte er zu Iliffe, »steht ein Regiment portugiesischer Dragoner. Wenn es hell ist, gehen Sie dort hinüber und suchen sich einen Schmied, und geben Sie ihm einen Schilling, damit er dieser Klinge eine Schneide verpasst. Mit diesem Säbel könnten Sie nicht einmal eine Katze häuten.« Er gab den Säbel zurück, dann zog er seinen Degen zur Hälfte aus der Scheide.

Es war ein schwerer Kavalleriedegen, eine lange Waffe mit gerader, breiter Klinge, die schlecht ausbalanciert und zu schwer war, sich in den Händen eines starken Mannes jedoch als brutales Werkzeug entpuppte. Als er die vordere Schneide betastete, erschien sie ihm scharf genug, aber er würde die Kante dennoch schärfer schleifen lassen. Das war eine Geldausgabe, die sich lohnte, fand er.

Er stieg wieder hinauf auf den Hügelkamm und schnorrte einen weiteren Becher Tee genau in dem Moment, in dem das erste Wecksignal ertönte. Es war gedämpft, weit entfernt, denn es drang aus dem Tal unter ihnen nach oben. Von den unsichtbaren Franzosen kam es, doch innerhalb

eines Augenblicks erfüllten Scharen von geblasenen Hörnern und Trompeten die Anhöhe mit ihrem Lärm.

»Aufstellung, Aufstellung!«, brüllte Major Leroy. Durch den Nebel erkannte er Sharpe. »Morgen, Sharpe! Verdammt kalt heute, was? Was ist bloß mit dem Sommer passiert?«

»Ich habe den Wachtposten gesagt, sie sollen ihre Waffen leer schießen, Sir.«

»Mich wird das nicht schrecken«, sagte Leroy, dann hellte sich sein Gesicht auf. »Ist das etwa Tee, Sharpe?«

»Ich dachte, Amerikaner trinken keinen Tee, Sir.«

»Loyale Amerikaner tun es, Sharpe.« Leroy, der Sohn von Eltern, die nach dem Sieg der Rebellen in den dreizehn Kolonien geflohen waren, stibitzte Sharpe den Becher. »Nur die rebellische Sorte verfüttert ihren Tee an die Kabeljaue.« Er trank und verzog angewidert das Gesicht. »Verwenden Sie keinen Zucker?«

»Nie.«

Leroy nippte noch einmal an dem Tee und schnitt eine Grimasse. »Es schmeckt wie warme Pferdepisse«, sagte er, trank den Becher aber nichtsdestotrotz leer. »Guten Morgen, Jungs. Zeit, sich zu bewähren! Los geht's.«

Sergeant Harper hatte die neue Abordnung Wachtposten den schmalen Pfad entlang zu dem Vorsprung geführt, wo Sergeant Read seinen Männern befahl, ihre Waffen in die neblige Leere hinein abzufeuern. Leroy brüllte allen zu, die Schüsse zu ignorieren. Lieutenant Slingsby wirkte, obwohl er am Abend zuvor zu viel getrunken hatte, jetzt so frisch und adrett, als gehöre er zur berittenen Garde von Windsor Castle. Er kam aus seinem Zelt, zupfte seinen roten Rock zurecht, rückte die Scheide seines Säbels in den richtigen Winkel und marschierte den Wachtposten hinterdrein. »Sie hätten auf mich warten sollen, Sergeant!«, rief er Harper nach.

»Ich habe ihm gesagt, er soll gehen«, sagte Sharpe.

Slingsby wirbelte herum. Seine hervorquellenden Augen wirkten beim Anblick von Sharpe überrascht. »Morgen,

Sharpe!« Der Lieutenant klang unverschämt gut gelaunt. »Gütiger Himmel, so ein blaues Auge sieht man aber selten! Sie hätten gestern Nacht ein Beefsteak drauflegen sollen, ein Beefsteak!« Slingsby, der diesen Rat amüsant fand, brach in bellendes Gelächter aus. »Wie fühlen Sie sich? Besser, dessen bin ich mir sicher.«

»Tot«, erwiderte Sharpe, dann wandte er sich wieder dem Kamm des Hügels zu, wo das Bataillon in einer Linie Aufstellung einnahm. Sie würden die ganze sich dahinschleppende Morgendämmerung über dort stehen bleiben, die ganze gefährliche Zeitspanne, in der der Feind einen Überraschungsangriff starten mochte. Sharpe, der vor der Leichten Kompanie stand, blickte die Reihe entlang und verspürte eine unerwartete Woge der Zuneigung für das Bataillon. Es bestand aus nahezu sechshundert Männern, die zumeist aus den kleinen Dörfern im Süden von Essex stammten. Eine ganze Reihe kamen jedoch auch aus London und eine Menge aus Irland, und die meisten von ihnen waren Diebe, Mörder und Narren, aber man hatte sie zu Soldaten geschmiedet. Sie kannten einer des anderen Schwächen, mochten einer des anderen Witze und waren der Ansicht, kein Bataillon auf Gottes Erde sei auch nur halb so gut wie ihres. Sie waren womöglich nicht so wild wie die Connaught Rangers, die sich jetzt in Bewegung setzten, um links vom South Essex Regiment ihre Stellung einzunehmen, und sie waren ganz gewiss nicht so modisch wie die Garde-Bataillone weiter im Norden, aber sie waren verlässlich, dickköpfig, stolz und voll Selbstvertrauen. Ein Anflug von Gelächter ging durch die Vierte Kompanie, und Sharpe wusste, ohne dass er den Anlass dazu gehört hatte, dass Horace Pearce einen Witz gerissen haben musste, und er wusste auch, dass seine Männer diesen Witz weitergeben wollten. »Ruhe in den Reihen!«, rief er und wünschte, er hätte den Mund gehalten, weil es so wehtat.

Eine portugiesische Einheit formierte sich auf der Rechten des Bataillons, und hinter ihnen stand eine Batterie

portugiesischer Sechspfünder. Nutzlose Geschütze, dachte Sharpe, aber er hatte auf dem Hügelkamm auch genügend Neunpfünder gesehen, um zu wissen, dass die Kanonen heute ihren Teil des Abschlachtens erledigen konnten. Er vermutete, dass sich der Nebel bald legen würde, denn er konnte die kleinen Sechspfünder von Minute zu Minute deutlicher ausmachen, und als er sich nach Norden wandte und auf die Wipfel der Bäume hinter der hinteren Mauer des Mönchsklosters blickte, sah er, wie die weißen Nebelschwaden ausdünnten und zerfielen.

Sie warteten beinahe eine volle Stunde ab, aber kein Franzose ließ sich blicken. Der Nebel verzog sich vom Kamm des Hügels, doch das Tal füllte er wie ein mächtiger weißer Fluss noch immer aus. Colonel Lawford, im Sattel von Lightning, ritt die Front des Bataillons ab und tippte an seinen Hut, um den Gruß der Kompanien zu erwidern. »Wir werden uns heute bewähren«, erklärte er jeder einzelnen Kompanie, »und unserem Ruf Glorie hinzufügen. Tun Sie Ihre Pflicht, und zeigen Sie den Franzosen, dass sie ihren Meister gefunden haben!« Er wiederholte diese Ermutigung vor der Leichten Kompanie auf der linken Flanke der Linie, ignorierte den Mann, der fragte, was Glorie bedeute, und lächelte dann zu Sharpe hinab. »Kommen Sie und frühstücken Sie mit mir, Sharpe?«

»Ja, Sir.«

»So ist's brav.« Ein Hornsignal ertönte von Norden her in einer halben Meile Entfernung, und Lawford drehte sich im Sattel um, um nach Major Forrest zu suchen. »Wir können die Männer entlassen, Major. Oder besser nur die Hälfte, denke ich.«

Die Hälfte der Männer blieb somit aufgestellt, die andere Hälfte wurde entlassen, um sich Tee zu machen, etwas zu essen oder sich zu erleichtern, aber niemandem war es gestattet, sich über die neu errichtete Straße hinweg zu entfernen und aus der Sichtweite des Bataillons zu verschwinden. Wenn die Franzosen kamen, wurde von den

Männern erwartet, dass sie innerhalb einer halben Minute Aufstellung einnehmen konnten.

Zwei Ehefrauen von Männern der Leichten Kompanie saßen beim Feuer und bearbeiteten die Bajonette mit Schleifsteinen. Über einen Witz des Schützen Hagman brachen sie in schallendes Gelächter aus. Sergeant Read, der sich im Augenblick nicht im Dienst befand, lag auf einem Knie, hatte eine Hand an der Muskete und betete. Schütze Harris, der behauptete, an keinen irgendwie gearteten Gott zu glauben, stellte sicher, dass sein Glücksbringer, eine Kaninchenpfote, in seinem Beutel steckte, während Ensign Iliffe versuchte, sich hinter dem Zelt des Colonels zu verstecken, wo er sich übergeben musste. Sharpe rief nach ihm. »Mister Iliffe!«

»Sir.« Iliffe, dem Rinnsale gelblicher Flüssigkeit vom unrasierten Kinn tropften, lief nervös hinüber zu Sharpe, der seinen Degen aus der Scheide zog.

»Nehmen Sie den, Mister Iliffe«, sagte Sharpe und tat, als habe er nicht bemerkt, dass sich der Ensign übergeben hatte. »Suchen Sie den Schmied der portugiesischen Kavallerie, und lassen Sie da eine Kante einschleifen. Eine ordentliche Kante. Eine, mit der ich mich rasieren kann.« Er gab dem Jungen zwei Schilling, denn ihm war klar geworden, dass sein Rat von vorhin, Iliffe solle einen Schilling selbst bezahlen, wenig praktikabel gewesen war, weil Iliffe vermutlich keinen Schilling übrig hatte. »Los, machen Sie sich auf den Weg. Bringen Sie es mir wieder, so schnell Sie können.«

Robert Knowles, der bis zur Taille nackt war, rasierte sich vor Lawfords Zelt. Die Haut auf seiner Brust und seinem Rücken war milchweiß, während sein Gesicht so dunkel war wie altes Holz. »Sie sollten sich einen Schnurrbart wachsen lassen, Robert«, sagte Sharpe.

»Was für ein scheußlicher Gedanke«, erwiderte Knowles und blickte in den Spiegel, der gegen die Wasserschüssel

gelehnt stand. »Ich hatte einen Onkel mit Schnurrbart, und der ist bankrottgegangen. Wie fühlen Sie sich?«

»Grauenhaft.«

Knowles hielt mit halb eingeschäumtem Gesicht und dem Rasiermesser an der Wange inne und betrachtete Sharpe. »Sie sehen auch grauenhaft aus. Sie sollten reingehen, Richard, der Colonel erwartet Sie.«

Sharpe erwog, sich das Rasiermesser zu borgen, aber sein Kiefer war dort, wo er getreten worden war, noch immer empfindlich, und er kam zu dem Schluss, dass er einen Tag ohne Rasur auskommen konnte, auch wenn sein Kinn heute Abend schwarz wie Schießpulver sein würde. Er duckte sich unter dem Zelteingang hindurch und fand Lawford an dem aufgebockten Tisch sitzend vor, der mit feinem Leinen und teurem Porzellan gedeckt worden war. »Gekochte Eier«, begrüßte der Colonel ihn warmherzig. »Ich weiß ein ordentlich gekochtes Ei zu schätzen. Setzen Sie sich, Sharpe. Das Brot ist nicht allzu hart. Was machen Ihre Wunden?«

»Ich bemerke sie kaum noch, Sir«, log Sharpe.

»Tapfer, Mann.« Der Colonel löffelte zerlaufendes Eigelb in seinen Mund, dann wies er durch die Zeltwand in Richtung Osten. »Der Nebel legt sich. Meinen Sie, die Franzosen werden kommen?«

»Major Hogan schien sich dessen sicher zu sein, Sir.«

»Dann werden wir unsere Pflicht tun«, sagte Lawford. »Und für das Bataillon wird es eine ausgezeichnete Übung sein, oder? Echte Ziele! Hier ist Kaffee, sogar sehr guter Kaffee. Bedienen Sie sich.«

Wie es aussah, war Sharpe Lawfords einziger Gast, denn es gab weder ein Gedeck noch Silber für einen weiteren Mann. Er schenkte sich Kaffee ein, nahm sich ein Ei und eine Scheibe Brot und begann schweigend zu essen. Er fühlte sich unwohl. Seit mehr als zehn Jahren kannte er Lawford bereits, aber es fiel ihm nichts ein, das er hätte sagen können. Manchen Männern, wie zum Beispiel Hogan oder

Major Forrest, ging niemals der Gesprächsstoff aus. Man konnte sie auf eine Gruppe Fremder loslassen, und sie würden schnattern wie die Elstern, aber Sharpe fühlte sich grundsätzlich wie stumm geschlagen, es sei denn, er befand sich unter Leuten, die er wirklich gut kannte. Den Colonel schien das Schweigen nicht zu stören. Er aß ohne Unterbrechung und las dabei eine vier Wochen alte Ausgabe der Times. »Guter Gott«, entfuhr es ihm irgendwann.

»Was ist denn, Sir?«

»Tom Dyton ist tot. Der arme alte Junge. In fortgeschrittenem Alter, heißt es hier. Er muss um die siebzig gewesen sein und keinen Tag jünger.«

»Ich kannte ihn nicht, Sir.«

»Er hatte Landbesitz in Surrey. Ein feiner alter Bursche, hat nach Calloway geheiratet, was ja immer eine vernünftige Sache ist. Die Consols halten sich beständig, wie ich sehe.« Er faltete die Zeitung und schob sie ihm über den Tisch zu. »Wollen Sie sie lesen, Sharpe?«

»Gern, Sir.«

»Dann gehört sie Ihnen.«

Sharpe würde die Zeitung nicht lesen, aber sie würde sich trotzdem als nützlich erweisen. Er brach einem weiteren Ei die Spitze ab und fragte sich, was wohl die Consols waren. Er wusste, es hatte irgendetwas mit Geld zu tun, hatte aber keine Ahnung, worum es genau ging.

»Sie meinen also, die Franzosen werden kommen?«, fragte Lawford mit erzwungener Herzlichkeit in der Stimme und sich offenbar nicht darüber bewusst, dass er dieselbe Frage vor Minuten schon einmal gestellt hatte.

Sharpe bemerkte, dass der Colonel nervös war, und fragte sich, aus welchem Grund. »Ich denke, wir müssen davon ausgehen, dass sie kommen, Sir.«

»Natürlich, natürlich. Wir rechnen mit dem Schlimmsten und hoffen auf das Beste, was? Sehr klug ist das, Sharpe.« Lawford bestrich eine Scheibe Brot mit Butter. »Lassen Sie uns also annehmen, dass es ein Gemetzel gibt,

einverstanden? Wellington und Masséna, die sich gegenseitig die Köpfe einschlagen wollen. Aber ein schwieriger Tag dürfte es trotzdem nicht werden, oder?«

War Lawford der Schlacht wegen nervös? Das schien unwahrscheinlich, denn der Colonel hatte an genug Kampfhandlungen teilgenommen, um zu wissen, was ihm bevorstand. Dennoch versuchte Sharpe, ihn zu beruhigen: »Es ist nie gut, die Franzmänner zu unterschätzen«, sagte er mit Vorsicht, »aber nein, schwierig dürfte es eigentlich nicht werden. Auf diesen Hügel können sie nur langsam marschieren, sodass wir sie töten können.«

»So etwas Ähnliches habe ich auch gedacht, Sharpe«, sagte Lawford und blickte ihn mit einem strahlenden Lächeln an. »Sie marschieren langsam auf den Hügel, und dann kommen wir und töten sie. Alles in allem ist also der Fuchs unterwegs, die Fährten sind aufgenommen, wir sitzen im Sattel eines verdammt guten Pferdes, und der Boden ist fest.«

»Wir müssten siegen, Sir«, sagte Sharpe. »Falls Sie das meinen. Und falls die Portugiesen ordentlich kämpfen.«

»Ach ja, die Portugiesen. An die habe ich gar nicht mehr gedacht, aber sie scheinen feine Kerle zu sein. Nehmen Sie sich doch das letzte Ei.«

»Ich bin satt, Sir.«

»Sind Sie sicher? Sehr freundlich. Zu einem gut gekochten Ei sage ich nie nein. Mein Vater, Gott hab ihn selig, glaubte fest daran, dass ihn am Himmelstor ein Engel empfangen würde, der ihm zwei anständig gekochte Eier auf einem Silbertablett servieren würde. Ich hoffe, es ist so für ihn gekommen.«

Sharpe kam zu dem Schluss, dass es dazu nichts zu sagen gab, also schwieg er, während der Colonel die Spitze des Eis abschnitt, es mit Salz bestreute und seinen Löffel hineinstach. »Die Sache ist die, Sharpe«, fuhr Lawford fort, sprach aber jetzt eher zögerlich. »Da der Boden fest ist und wir keinen Grund haben, übermäßig besorgt zu sein, würde

ich gern die Erfahrungen für das Bataillon recht weit streuen, falls Sie wissen, was ich meine.«

»Die Franzosen tun das, Sir«, erwiderte Sharpe.

»Tun Sie das?« Lawford schien überrascht.

»Jedes Mal, wenn sie gegen uns kämpfen, liefern sie uns schaufelweise weit gestreute Erfahrung.«

»Ah, ich sehe, worauf Sie hinauswollen.« Lawford aß von seinem Ei, dann tupfte er sich die Lippen mit der Serviette ab. »Ich meine richtige Erfahrung, Sharpe, von der Art, die dem Regiment zugutekommt. Kerle lernen ihre Pflichten nun einmal nicht durchs Zuschauen, oder? Sondern durch Taten, stimmen Sie mir nicht zu?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Also habe ich einen Entschluss gefasst, Sharpe.« Lawford sah Sharpe nicht länger an, sondern konzentrierte sich auf sein Ei. »Cornelius soll die Leichte Kompanie heute befehligen. Er übernimmt sie nicht, so etwas dürfen Sie keinen Moment lang denken, aber ich möchte, dass er ein bisschen seine Fühler ausstreckt. Wir wollen doch mal sehen, wie er sich anstellt, was? Und wenn es heute keine besonders heikle Aufgabe geben wird, dann ist das ein sanfter Einstieg für ihn.« Er löffelte sich noch mehr Ei in den Mund und wagte es, Sharpe einen fragenden Blick zuzuwerfen.

Sharpe sagte nichts. Er schäumte vor Wut, fühlte sich gedemütigt und hilflos. Er wollte aufbegehren, aber was sollte das bringen? Lawford hatte offensichtlich seine Entscheidung gefällt, und wenn er diese Entscheidung anfocht, hätte das lediglich zur Folge, dass der Colonel von seiner Autorität Gebrauch machte.

»Und was Sie betrifft, Sharpe«, Lawford lächelte jetzt, er war wohl der Meinung, das Schlimmste sei überstanden, »ich denke, Sie könnten eine Pause gut gebrauchen. Dieser Sturz, als Sie gestern gestolpert sind, hat Ihnen ganz schön zugesetzt, was? Sie sehen fix und fertig aus. Also soll Cornelius uns mal zeigen, was er kann, einverstanden? Und

Sie können sein Pferd nehmen und mir als zweites Paar Augen dienen. Mich beraten.«

»Mein Rat lautet«, konnte Sharpe sich nicht verkneifen einzuwerfen, »lassen Sie den besten Mann die Leichte Kompanie befehligen.«

»Und wenn ich das tue«, erwiderte Lawford, »werde ich nie erfahren, über was für Potential Cornelius verfügt. Nein, Sharpe, lassen Sie ihm seinen Auslauf, einverstanden? Sie haben sich doch bereits bewiesen.« Lawford sah Sharpe an, er wünschte seine Zustimmung zu seinem Vorschlag, aber wiederum sagte Sharpe kein Wort. Ihm war zumute, als sei seiner Welt der Boden entzogen worden.

Und dann wurde im Tal ein Geschütz abgefeuert.

Die Granate fuhr kreischend durch den Nebel, schoss als schwarzer Ball, der sich gegen den klaren Himmel abhob, ins Sonnenlicht, flog im Bogen über die Truppen hinweg und landete nahe der neu errichteten Straße, die die britischen und die portugiesischen Truppen auf dem Hügel miteinander verband. Nach dem ersten Aufprall explodierte sie, richtete zwar keinen Schaden an, aber ein fast erloschener Splitter des Granatengehäuses streifte Lawfords Zelt und ließ die straff gespannte graue Leinwand erzittern.

»Zeit zum Aufbruch, Sharpe«, sagte Lawford und ließ seine von Eierflecken übersäte Serviette fallen.

Denn die Franzosen kamen.

Dreiunddreißig französische Bataillone, aufgeteilt in drei Schlachtkolonnen, wurden über den Fluss geführt und marschierten den hinteren Hang hinauf, der noch in dichtem Nebel lag. Das war lediglich der erste Angriff. Die Truppen für den zweiten Angriff wurden erst noch zusammengestellt, die zweiundzwanzig Bataillone stellten sich dazu in zwei weiteren breiten Schlachtkolonnen zu beiden Seiten der besseren Straße auf. Sie würden zum Nordende der Anhöhe vorstoßen, während eine dritte, schmalere Kolonne ihnen

folgen würde, um den Erfolg perfekt zu machen. Zusammen wirkten diese beiden Angriffslinien wie Hammer und Amboss. Die erste und zugleich schwerste Attacke würde die schlechtere Straße entlang bis zum niedrigsten Teil des Höhenzugs verlaufen, die Truppen würden den breiten Gipfel einnehmen und sich dann nordwärts wenden, um in die Verteidiger zu stoßen, die verzweifelt versuchen würden, den zweiten Schlag abzufangen.

Marschall Masséna, der nahe bei den Truppen wartete, die diesen zweiten donnernden Schlag ausführen würden, stellte sich vor, wie die englischen und portugiesischen Truppen in Panik gerieten. Er sah sie vor sich, wie sie von der Anhöhe flüchteten, ihr Gepäck und ihre Waffen von sich warfen, alles stehen und liegen ließen, was ihnen die Flucht erschwerte, und erst dann würde er seine Kavallerie aussenden, die über das nördliche Ende der Anhöhe fegen und die Flüchtenden abschlachten würde. Er trommelte mit den Fingern auf dem Sattelknauf den Rhythmus der vom Nebel gedämpften Trommeln, die im Süden aufklangen. Diese Trommeln trieben die erste Angriffslinie den Hang hinauf.

»Wie spät ist es?«, fragte er einen seiner Adjutanten.

»Viertel vor sechs, Sir.«

»Der Nebel legt sich, meinen Sie nicht auch?« Masséna sah mit seinem einen Auge in die weißen Schwaden. Der Kaiser hatte ihm das andere bei einem Schießunfall genommen, als sie gemeinsam auf der Jagd gewesen waren, und seitdem trug Masséna stets eine Augenklappe.

»Vielleicht ein wenig, Sir«, antwortete der Adjutant zweifelnd.

Heute Nacht, dachte Masséna, würde er in dem Mönchskloster schlafen, das sich angeblich am abgewandten Hang der Anhöhe befand. Er würde einen Trupp Dragoner aussenden, die Henriette aus Tondela, von wo er in der vergangenen Nacht so abrupt abberufen worden war, hierher geleiten sollte. Er lächelte, als er an ihre

weißen Arme dachte, die sich nach ihm ausgestreckt hatten, während er sich ankleidete. Er hatte eine Stunde oder zwei mit dem Heer geschlafen und war dann früh in der kalten, nebligen Morgendämmerung aufgestanden, aber der Nebel, so vermutete er, war den Franzosen freundlich gesinnt. Er würde es den Truppen ermöglichen, den größten Teil des Weges über den Hang zurückzulegen, ehe die Briten und Portugiesen sie sehen konnten. Und wenn die Adler erst einmal auf der Kuppe waren, würde die ganze Angelegenheit nicht mehr lange dauern. Sieg zur Mittagsstunde, dachte er und stellte sich die Glocken vor, die in Paris läuten würden, um den Triumph der Adler zu verkünden. Er fragte sich, mit was für neuen Ehren man ihn bedenken würde. Er war bereits Prinz von Essling, aber bis heute Abend, so dachte er bei sich, mochte er sich ein Dutzend weiterer königlicher Titel verdient haben. Der Kaiser konnte in solchen Dingen sehr großzügig sein, und er erwartete große Taten von Masséna. Der Rest von Europa war befriedet, von Frankreichs Heeren zur Unterwerfung gezwungen, also hatte Napoleon Verstärkung nach Spanien geschickt und seine neue Armee von Portugal gebildet, die Masséna anvertraut worden war. Der Kaiser erwartete, dass Lissabon eingenommen war, ehe das Laub von den Bäumen fiel. Der Sieg, dachte Masséna, der Sieg zur Mittagsstunde, und dann würden Sie die Überreste der feindlichen Armee den ganzen Weg bis nach Lissabon verfolgen.

»Sind Sie sicher, dass sich dort hinter der Anhöhe ein Mönchskloster befindet?«, erkundigte er sich bei einem seiner portugiesischen Adjutanten, einem Mann, der für die Franzosen kämpfte, weil er der Ansicht war, sie stünden für Vernunft, Freiheit, Modernität und rationales Denken.

»Ja, dort ist eines, Sir.«

»Da werden wir heute Nacht schlafen«, sagte Masséna und wandte sein eines Auge einem anderen Adjutanten zu. »Halten Sie zwei Schwadronen bereit, um Mademoiselle Leberton aus Tondela hierher zu geleiten.« Nachdem er sich

dieser essentiellen Tröstung versichert hatte, gab der Marschall seinem Pferd die Sporen und sprengte in den Nebel hinein. Kurz vor dem Fluss hielt er an und lauschte. Ein einzelner Kanonenschuss war im Süden zu vernehmen, das Signal, dass die Einheiten des ersten Angriffs unterwegs waren. Als das nachhallende Echo des Kanonenschusses verebbt war, konnte Masséna in der Ferne die Trommeln erklingen hören, zu denen sich die vier südlichen Kolonnen den Hang hinaufarbeiteten. Das war der Klang des Sieges. Der Klang der Adler, die in die Schlacht zogen.

Es hatte mehr als zwei Stunden gedauert, diese vier Kolonnen zu formieren. Die Männer waren noch im Dunkeln aus dem Schlaf gerissen worden, und erst eine Stunde später war das Wecksignal ertönt, um die Briten zum Narren zu halten: Sie sollten denken, die Franzosen hätten länger geschlafen, aber die Kolonnen waren, als die Hörner zum Wecken bliesen, schon längst dabei, sich zu formieren. Feldwebel mit lodernden Fackeln dienten als Führer, und die Männer formierten sich um sie, Kompanie für Kompanie, nur hatte das alles wesentlich länger gedauert als erwartet. Der Nebel verwirrte die gerade erst erwachten Männer. Offiziere erteilten Befehle, Feldwebel bellten und benutzten ihre Musketenläufe, um Männer in ihre Reihen zu zwingen. Ein paar Tölpel missverstanden die Befehle, schlossen sich der falschen Kolonne an und mussten wieder herausgezerrt und nach einer Standpauke an den richtigen Platz geschickt werden. Schließlich aber waren die dreiunddreißig Bataillone in ihren vier Angriffskolonnen auf den kleinen Wiesen neben dem Fluss aufgestellt.

Die vier Kolonnen umfassten achtzehntausend Männer. Wenn diese Männer in einer Linie mit drei Reihen aufmarschiert wären, wie die Franzosen für gewöhnlich ihre Linien formierten, hätten sie eine Strecke von zwei Meilen eingenommen, doch stattdessen waren sie in vier dichte Kolonnen geordnet worden. Die beiden größten führten den Angriff an, während die beiden kleineren folgten, bereit, sich

zunutze zu machen, was immer die beiden ersten erreichten. Diese beiden breiteren Kolonnen hatten jeweils achtzig Männer in ihren vorderen Reihen, aber dahinter folgten achtzig weitere Reihen, und die großen Blöcke bildeten zwei Rammböcke – nahezu zwei Meilen Infanterie, zusammengeballt zu zwei beweglichen Quadraten, die gebildet worden waren, um gegen die Linie des Feindes zu prallen und sie durch ihr schieres Gewicht zu überwältigen.

»Dicht zusammenbleiben!«, brüllten die Feldwebel, als sie begannen, den Hang hinaufzusteigen. Eine Kolonne taugte nichts, wenn sie ihre Geschlossenheit verlor. Um zu funktionieren, musste sie sein wie eine Maschine, jeder Mann an seinem Platz, Schulter an Schulter, wobei die hinteren Reihen die vorderen in den Beschuss des Feindes hineindrängten. Die Männer dieser vorderen Reihen würden vermutlich sterben, ebenso die dahinter und die dahinter ebenfalls, aber früher oder später würde die Wucht dieser massiven Formation sie über ihre eigenen Toten hinweg und durch die feindlichen Linien zwingen, und dann konnte das wirkliche Töten beginnen. Die Trommler der Bataillone waren in der Mitte einer jeden Kolonne versammelt, und die Jungen spielten den schönen Rhythmus der *»Charge«*. Von Zeit zu Zeit machten sie eine Pause und ließen die Männer den Refrain brüllen: *»Vive l’Empereur!«*

Der Refrain klang atemloser, je höher die Kolonnen stiegen. Dieser Hang war entsetzlich steil, er setzte den Lungen zu, und die Männer waren müde, daher begannen sie bald zu trödeln und sich zu zerstreuen.

Der Nebel war noch immer dicht. Vereinzelte Stechginstersträucher behinderten die Kolonnen, die sich teilen mussten, um sie zu umgehen, und nach einiger Zeit fügten sich die einzelnen Teile nicht wieder zusammen, sondern kämpften sich einzeln durch den dichten Nebel, wobei sich die Männer fragten, was sie auf dem Gipfel wohl erwartete. Bevor sie auch nur die Hälfte des Hangs hinter sich gebracht hatten, waren die beiden führenden Kolonnen

in Gruppen erschöpfter Soldaten zerfallen, und die Offiziere brüllten mit gezogenen Degen diese Gruppen an, sie sollten sich in Reihen formieren und sich beeilen. Die Offiziere brüllten von verschiedenen Positionen auf dem Hügel und verwirrten damit die Truppen nur noch mehr, sodass diese zunächst in eine und dann in die andere Richtung strebten. Die Trommlerjungen folgten den zerfallenen Reihen und trommelten immer langsamer, je mehr die Kräfte sie verließen.

Den Kolonnen weit voran und in ihre gelöste Ordnung zerfallen, stiegen die französischen Plänkler hinauf ins Licht. Als sie sich dem Kamm der Anhöhe näherten, begann der Nebel auszudünnen. Ein Schwarm französischer Leichter Truppen, mehr als sechshundert Voltigeure, befanden sich an der Spitze jeder Kolonne. Ihre Aufgabe bestand darin, die britischen und portugiesischen Plänkler zu vertreiben, sie zum Rückzug über den Hügelkamm zu zwingen und dann anzufangen, auf die Linien der Verteidiger zu schießen. Der Beschuss der Plänkler war dazu gedacht, diese Linien zu schwächen und sie so für die Hammerschläge, die ihnen anschließend bevorstanden, vorzubereiten.

Über den ungeordneten Kolonnen, im Nebel verborgen, schwebten die Adler. Napoleons Adler, die französischen Standarten, vergoldete Statuetten, die auf ihren Stangen glänzten. Zwei hatten ihre Trikolore-Fahnen angeheftet, doch die meisten Regimenter nahmen die Fahnen von den Stangen ab, bewahrten sie in einem Depot in Frankreich auf und überließen es dem Adler des Kaisers, ihr Ehrenzeichen zu bilden.

»Dicht zum Adler!«, brüllte ein Offizier, und die verstreuten Männer versuchten, sich in Reihen zu ordnen. Und dann hörten sie über sich das erste Stakkato von Schüssen, als die Plänkler ihren Kampf begannen. Ein Geschütz wurde im Tal abgefeuert, dann ein zweites, und plötzlich feuerten zwei Batterien französischer Artillerie

blind in den Nebel, in der Hoffnung, ihre Granaten würden durch die Reihen der Verteidiger auf dem Hügelkamm fegen.

»Beim Gebiss Gottes!« Dieser Ausruf entschlüpfte Lieutenant Colonel Lawford, der den Hang hinunterspähte und entdeckte, wie eine Horde französischer Plänkler aus den Nebelwolken brach. Die Voltigeure waren den Leichten Kompanien der Briten und Portugiesen zahlenmäßig weit überlegen, aber die Rotröcke, *Cazadores* und Grünröcke feuerten zuerst. Rauchwölkchen zischten den Hang hinab. Ein Franzose zuckte herum und fiel hintüber, und dann ließen sich die Voltigeure auf ein Knie sinken und zielten mit ihren Musketen. Die Salve zerschnitt die Morgenluft und verdichtete den Nebel mit Pulverrauch.

Sharpe sah, wie zwei Rotröcke und ein Portugiese zu Boden gingen. Die zweiten Männer der alliierten Plänklerpaare feuerten nun, aber die Voltigeure waren in der Überzahl, und ihr Musketenfeuer setzte sich beinahe ununterbrochen fort, während die roten, grünen und braunen Röcke zurückgeworfen wurden. In kurzen Stößen griffen die Voltigeure an, mindestens zwei von ihnen entfielen auf jeden alliierten Plänkler, und es war offensichtlich, dass die Franzosen dieses frühe Gefecht durch ihre schiere zahlenmäßige Übermacht gewinnen würden.

Lieutenant Slingsby und die Leichte Kompanie des South Essex Regiments waren vor dem Bataillon aufmarschiert und fanden sich jetzt auf der Flanke des französischen Angriffs wieder. Vor ihnen erstreckte sich größtenteils ein leerer Hang, aber die Voltigeure standen dicht an dicht seitlich davon. Ein paar Augenblicke lang war die Kompanie in der Lage, standzuhalten und einen Keil in die Flanke des Feindes zu treiben, aber ein französischer Offizier sah, was vor sich ging, und brüllte zwei Kompanien zu, sie sollten die Rot- und Grünröcke verjagen.

»Zieht euch jetzt zurück«, murmelte Sharpe. Er saß auf Portia, Slingsbys Pferd, und die zusätzliche Höhe verschaffte ihm einen guten Überblick über die Schlacht, die etwa dreihundert Schritt weit entfernt im Gange war. »Rückzug!«, sagte er lauter, und der Colonel warf ihm einen irritierten Blick zu. Dann aber schien sich Slingsby der Gefahr bewusst zu werden und blies achtmal in seine Pfeife. Das war für die Leichte Kompanie das Zeichen zum Rückzug, wobei sie sich nach links bewegten, ein Befehl, durch den sie den Hang hinauf zurück und wieder in die Nähe des Bataillons gelangen würden. Es war der richtige Befehl, der, den auch Sharpe ihnen erteilt hätte, aber Slingsby hatte Blut geleckt und wollte nicht zu schnell allzu weit zurückfallen und das Schlachtfeld den Franzosen überlassen. Statt also den Hügel hinauf zurückzuweichen, wie er es befohlen hätte, rannte Slingsby quer über die Vorderseite des Hangs.

Die Männer hatten begonnen, sich die Anhöhe hinauf zurückzuziehen, doch als sie sahen, dass der Lieutenant unten blieb, zögerten sie. »Weiter feuern!«, schrie Slingsby sie an. »Nicht geballt! Schnell jetzt!« Ein Geschoss schlug zu seinen Füßen auf einen Felsen, prallte ab und stob gen Himmel. Hagman erschoss den französischen Offizier, der den Vorstoß gegen das South Essex Regiment geführt hatte, und Harris erlegte einen feindlichen Feldwebel, der in einen Stechginsterstrauch fiel, aber die übrigen Franzosen stießen weiter vor, und allmählich wich Slingsby zurück. Statt sich jedoch zwischen den Franzosen und dem South Essex Regiment zu befinden, stand er jetzt an der Flanke des Feindes, und ein weiterer französischer Offizier, der wohl der Meinung war, die Leichte Kompanie des South Essex Regiments sei beiseitegedrängt worden, brüllte allen Voltigeuren zu, sie sollten geradewegs den Hügel hinauf auf die rechte Flanke der South-Essex-Linie zustreben. Vom Hügelkamm aus wurde das Kanonenfeuer eröffnet. Von der Linken des Bataillons aus feuerten sie hinab in den Nebel hinter den Voltigeuren.

»Sie müssen etwas gesehen haben«, sagte Lawford und klopfte Lightning den Hals, um den Rappen zu beruhigen, der sich beim plötzlichen Krachen aus den Sechspfündern erschrocken hatte. »Hören Sie die Trommeln?«

»Ich kann sie hören«, antwortete Sharpe. Es war der alte Klang, das *Pas de Charge* der Franzosen, der Lärm der angreifenden Adler. »Alte Hosen«, sagte er. Das war der Spitzname, den die Briten dem *Pas de Charge* verpasst hatten.

»Warum nennen wir es eigentlich so?«

»Es ist ein Lied, Sir.«

»Sollte ich mir das anhören?«

»Nicht von mir, Sir. Ich kann nicht singen.«

Lawford lächelte, obwohl er gar nicht richtig zugehört hatte. Er nahm seinen aus der Stirn geschobenen Hut ab und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ihr Hauptheer kann jetzt nicht mehr weit entfernt sein«, sagte er und wünschte sich, die Auseinandersetzung wäre vorüber. Die Voltigeure befanden sich nicht länger auf dem Vorstoß, sondern beschossen die Linie, um sie zu schwächen, bevor die Kolonne eintraf.

Sharpe beobachtete Slingsby, der, als er sah, dass sich die Franzosen von ihm abwandten, einen Moment lang wirkte, als fühle er sich beraubt. Er hatte sich nicht übel geschlagen. Alle seine Männer waren noch am Leben, einschließlich Ensign Iliffe, der, als er Sharpe seinen Degen zurückgebracht hatte, vor Angst schneeweiß gewesen war. Der Junge hatte jedoch seine Stellung gehalten, und das war alles, was man von ihm erwarten konnte. Der Rest von Slingsbys Männern hatte dem Feind dagegen einige Treffer beibringen können. Jetzt aber, wo sich der Feind von der Kompanie entfernte, hätte Slingsby den Hügel hinaufsteigen sollen, dachte Sharpe, und dann seine Männer über die Vorderseite des South Essex Regiments verteilen. Gerade in diesem Augenblick kam jedoch aus dem Nebel die erste der Kolonnen in Sicht.

Zuerst waren sie nur Schatten, dann dunkle Umrisse, und Sharpe konnte keinen Sinn darin erkennen, denn die Kolonne war nicht länger eine geschlossene Masse von Männern, sondern einzelne Gruppen von Männern, die zerstreut aus dem Nebel brachen. Zwei weitere Kanonen eröffneten vom Hügelkamm aus das Feuer. Ihre Geschosse schlugen durch die Reihen von Männern und erfüllten die Nebelwolken mit Spritzern von Blut, aber es kamen immer noch mehr Männer, Hunderte von Männern, und sobald sie ins Licht traten, ballten sie sich eilig zusammen und versuchten, ihre Kolonne neu zu formen. Die Kanonen, die mit Kartätschen frisch geladen worden waren, schossen derweil gezackte Löcher in die blauen Uniformen.

Slingsby befand sich noch immer außen an der Flanke, aber der Anblick der Kolonne brachte ihn dazu, seinen Männern zu befehlen, das Feuer zu eröffnen. Die Voltigeure sahen, was vor sich ging, und Dutzende stürmten los, um der Leichten Kompanie den Weg abzuschneiden.

»Um Gottes willen«, sprach Sharpe laut vor sich hin. Dieses Mal wirkte Lawford nicht irritiert, sondern lediglich besorgt, aber Slingsby bemerkte die Gefahr und schrie seinen Männern zu, sie sollten zurückweichen, so schnell sie konnten. Sie stolperten den Hügel hinauf. Es war kein würdevoller Rückzug, sondern ein Rennen um ihr Leben. Ein oder zwei, die sich am tiefsten am Hang befanden, flohen hügelabwärts, um sich in den Nebeln zu verbergen, aber der Rest schaffte es, sich den Weg hinauf auf den Kamm des Hügels zu kämpfen, wo Slingsby ihnen zubellte, sie sollten sich auf der Länge des Bataillons verteilen.

»Zu spät«, bemerkte Lawford leise. »Verdammt noch mal zu spät. Major Forrest! Rufen Sie die Plänkler!«

Das Signal des Horns ertönte, und die Leichte Kompanie, von ihrer knappen Flucht noch völlig außer Atem, formierte sich auf der Linken der Linie. Die Voltigeure, die die Leichte Kompanie von der Flanke der Kolonne vertrieben hatten, beschossen jetzt das South Essex Regiment, und die

Geschosse zischten in Sharpes Nähe vorbei, denn die meisten Franzosen zielten auf die Fahnen, und die Gruppe der berittenen Offiziere hatte sich neben zwei Flaggen versammelt. Ein Mann in der Vierten Kompanie ging zu Boden.

»Reihen schließen!«, schrie ein Sergeant, und ein Corporal, der dazu abkommandiert war, schleifte den verwundeten Mann aus den Reihen davon.

»Bringen Sie ihn zum Arzt, Corporal«, sagte Lawford. Dann beobachtete er, wie sich die gewaltigen Massen der Franzosen – Tausende von ihnen, die jetzt aus den wirbelnden Schwaden des Nebels in Sicht kamen – seinen Reihen zuwandten. »Machen Sie sich bereit!«

Nahezu sechshundert Mann brachten ihre Musketen in Anschlag. Die Voltigeure wussten, was auf sie zukam, und feuerten auf das Bataillon. Geschosse ließen die schwere gelbe Seide der Regimentsfarben zucken. Zwei weitere Männer wurden unter Sharpes Augen getroffen, und einer schrie vor Schmerzen auf. »Reihen schließen, Reihen schließen!«, brüllte ein Corporal.

»Hör mit dem verdammten Lärm auf, Junge«, knurrte Sergeant Willets von der Fünften Kompanie.

Die Kolonne war zweihundert Schritte weit entfernt, noch immer zerrupft, aber jetzt vom Hügelkamm aus zu sehen. Die Voltigeure waren ihnen näher, nur hundert Schritte entfernt, sie knieten nieder und feuerten, standen dann auf, um nachzuladen, und knieten wieder nieder. Slingsby hatten seine Schützen ein paar Schritte von der Linie aus nach vorn treten lassen, und diese Männer brachten die Voltigeure in Schwierigkeiten, sie zielten auf ihre Offiziere und Feldwebel, aber ein kleiner Haufen Schützen konnte diesem Angriff nicht seine Spitze nehmen. Das wäre eine Aufgabe für die Rotröcke gewesen.

»Wenn Sie feuern«, rief Lawford, »zielen Sie niedrig! Verschwenden Sie nicht das Blei Seiner Majestät! Zielen Sie niedrig!« Er ritt auf der rechten Seite seine Linie ab und

wiederholte die Botschaft: »Zielen Sie niedrig! Denken Sie an Ihre Ausbildung! Zielen Sie niedrig!«

Die Kolonne vereinigte sich, die Reihen drängten sich zusammen, wie um sich zu schützen. Eine Schrotladung aus einem Neunpfünder durchschlug die Reihen und ließ eine Fontäne Blut aufspritzen. Die Trommler trommelten frenetisch. Sharpe wandte den Blick nach rechts und sah, dass die Connaught Rangers zum South Essex Regiment aufschlossen, um den Beschuss durch ihre Salven zu verstärken. Dann glitt das Geschoss eines Voltigeurs von der linken Ohrenspitze seines Pferdes ab und streifte den Ärmel seines Rocks. Er konnte die Gesichter der Männer in der vordersten Reihe der Kolonne ausmachen, sah ihre Schnurrbärte, sah, wie sie die Münder öffneten, um ihren Kaiser zu bejubeln. Eine Kartätschenladung aus einem Neunpfünder fuhr in sie hinein und ließ die Reihen rot und zerfetzt auseinanderfahren, aber sie schlossen wieder auf, stiegen über die Toten und Sterbenden hinweg und kamen näher, wobei ihre langen Bajonette glänzten. Die Adler schimmerten hell im gerade erwachten Sonnenlicht.

Weitere Geschütze eröffneten das Feuer, bombardierten die Kolonne mit nachgeladenen Kartätschen, und die Franzosen, die spürten, dass sich zu ihrer Linken keine Artillerie befand, schlugen sich nach dieser Seite und stiegen nun dem portugiesischen Bataillon rechts neben dem South Essex Regiment entgegen.

»Sie bieten sich uns an«, sagte Lawford. Er war zurück ins Zentrum des Bataillons geritten und beobachtete nun, wie sich die Franzosen abwandten und ihre rechte Flanke für seine Schützen entblößten. »Ich denke, wir sollten uns dem Tanz jetzt anschließen, Sharpe, meinen Sie nicht auch?« Er atmete tief ein. »Bataillon vorrücken!«

Lawford ließ das South Essex Regiment vorwärtsmarschieren, zwar nur um zwanzig Yards, aber die Bewegung erschreckte die Voltigeure, die fürchteten, sie könnten einer Salve des Regiments als Zielscheibe dienen,

und sich deshalb schleunigst wieder in Richtung der Kolonne zurückzogen, die inzwischen im Bogen vor der Frontlinie des South Essex Regiments entlangmarschierte.

»Feuer!«, schrie Lawford.

Die massive Salve stieß eine lang gezogene Wolke von Pulverrauch aus, der stank wie verfaulte Eier, und dann knallten die Musketen auf den Boden, und die Männer holten neue Patronen heraus und begannen nachzuladen. Lawford nahm erneut seinen Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war noch immer kalt, der Wind blies kühle Luft vom fernen Atlantik herüber, aber Lawford war heiß. Sharpe hörte das Krachen der portugiesischen Salve, dann begann das South Essex Regiment mit seinem eigenen Rollfeuer: Eine halbe Kompanie nach der anderen schoss vom Zentrum der Linie aus, die Geschosse nahmen kein Ende, die Männer vollzogen die bestens eingeübte Bewegung des Ladens und Feuerns, Ladens und wieder Feuerns. Der Feind war jetzt unsichtbar, er war dem Bataillon durch dessen eigene Rauchwolken verborgen.

Sharpe ritt auf der Rechten der Linie, die Linke mied er mit Absicht, sodass niemand ihn beschuldigen konnte, er wolle sich in Slingsbys Kommando einmischen. »Niedrig zielen!«, rief er den Männern zu. »Niedrig zielen!« Ein paar Geschosse kamen aus dem Nebel zurück, aber sie flogen nahezu alle zu hoch. Unerfahrene Männer feuerten für gewöhnlich zu hoch, und die Franzosen, die von den Portugiesen und dem South Essex Regiment förmlich verdroschen wurden, versuchten, den Hügel hinauf in eine Wolke von Rauch zu zielen. Von Musketen und Kanonen wurden sie dafür auf grausame Weise bestraft. Ein paar der Feinde mussten in Panik geraten sein, denn Sharpe sah zwei Ladestöcke, die sich in der Luft überschlugen, ein Zeichen dafür, dass die Männer vor Schreck ihre Ausbildung an der Muskete vergessen hatten. Bei der Kompanie der Grenadiere hielt er sein Pferd an, betrachtete die Portugiesen und kam zu dem Schluss, dass sie ebenso effizient wie ein Bataillon

von Rotröcken feuerten. Die Salven ihrer Kompaniehälften erfolgten so regelmäßig wie ein Uhrwerk, der Rauch quoll aus dem Zentrum des Bataillons, und er wusste, dass die Geschosse der sich auflösenden Kolonne hart in die Gesichter stieben mussten.

Weitere Musketen blitzten auf, als das 88. Regiment, die gefürchteten Connaught Rangers, aus der Linie hervorbrachen, um in die verwundete französische Kolonne hineinzuschießen, aber irgendwie hielten die Franzosen stand. Die Männer in ihren vorderen Reihen wurden getötet und verwundet, aber die Massen von Männern im Inneren der Kolonne waren noch am Leben, und immer mehr stiegen den Hügel hinauf, um die Gefallenen zu ersetzen. Der gesamte Pulk, der nicht wohlgeordnet war, sondern sich dicht zusammendrängte, versuchte, in die schrecklichen Salven vorzustoßen. Weitere Truppen in roten und braunen Röcken rückten in die Schlacht vor und steuerten ihr Musketenfeuer bei, aber die Franzosen drängten noch immer gegen den Sturm an.

Wieder teilte sich die Kolonne, zerrissen von den zischenden Geschossen und zerfetzt von Kartätschen, sodass es jetzt aussah, als kämpften sich unorganisierte Gruppen von Männern an übereinander gefallenen Toten vorbei den Hügel hinauf. Sharpe konnte hören, wie Offiziere und Feldwebel sie schreiend vorwärtstrieben, er konnte die Rhythmen des frenetischen Getrommels hören, die jetzt von einer britischen Kapelle, die »Men of Harlech« spielte, herausgefordert wurden.

»Nicht besonders passend.« Major Forrest hatte sich Sharpe angeschlossen und musste brüllen, um sich im steten Lärm der Musketen Gehör zu verschaffen. »Wir sind ja wohl kaum in einer Senke.«

»Sie sind verwundet«, bemerkte Sharpe.

»Nur eine Schramme.« Forrest schaute auf seinen rechten Ärmel hinab, der zerrissen und blutbefleckt war. »Wie machen sich die Portugiesen?«

»Gut!«

»Der Colonel hat sich gewundert, wo Sie abgeblieben sind«, sagte Forrest.

»Hat er gedacht, ich bin zurück zur Leichten Kompanie gegangen?«, fragte Sharpe säuerlich.

»Nun, nun, Sharpe«, rügte ihn Forrest.

Schwerfällig wendete Sharpe sein Pferd und trieb es zurück zu Lawford. »Die Bastarde rücken und rühren sich nicht«, begrüßte ihn der Colonel entrüstet. Lawford beugte sich im Sattel vor und versuchte, durch den Rauch etwas zu sehen. Zwischen den Salven der Kompaniehälften konnte er, sobald sich die übel riechenden Wolken ein wenig lichteten, jedoch lediglich die riesigen Gruppen hartnäckiger Franzosen ausmachen, die unterhalb des Kamms am Hang die Stellung hielten. »Ob Bajonette sie wohl auf Trab bringen?«, fragte er Sharpe. »Bei Gott, ich habe Lust, den Stahl einzusetzen. Was meinen Sie?«

»Noch zwei Salven«, schlug Sharpe vor. Den Hang hinunter tobte das Chaos. Die französische Kolonne, die erneut zerfallen war, bestand jetzt aus kleineren Gruppen von Männern, die in den Rauch feuerten, während ununterbrochen weitere Männer, vielleicht eine völlig neue Kolonne oder aber Nachzügler der ersten, zu den Gruppen stießen. Französische Artillerie machte das Getöse noch schlimmer. Sie mussten ihre Haubitzen an den Fuß des Hügels gebracht haben, und die Granaten, die blind in den Nebel gefeuert wurden, fuhren kreischend über Köpfe hinweg und schlugen im hinteren Bereich ein, wo sie lediglich Lagerfeuer, Zelte und angepflockte Pferde trafen. Eine Gruppe französischer Voltigeure hatte den felsigen Vorsprung eingenommen, auf dem Sharpe während der Nacht seine Wachtposten platziert hatte.

»Wir sollten diese Kerle vertreiben«, sagte Sharpe und wies auf die Männer.

»Die tun uns doch nichts«, brüllte Lawford über das Getöse hinweg. »Aber diese armen Teufel können wir nicht

hier stehen lassen.« Er wies hinüber zu den vom Rauch umhüllten Franzosen. »Das ist unser Revier.« Er atmete durch. »Bajonette aufstecken, Bajonette aufstecken!«

Colonel Wallace, der Kommandant des 88. Regiments, musste eine Ahnung gehabt haben, denn Sharpe bemerkte, dass die Iren aufgehört hatten zu feuern, und das taten sie höchstens, um die Siebzehn-Zoll-Klingen an ihren Musketen zu befestigen. Die gesamte Linie des South Essex Regiments entlang ertönte ein Klicken, als die beiden Reihen ihre Bajonette auf die geschwärzten Läufe steckten. Die Franzosen bewiesen außerordentliche Tapferkeit, indem sie versuchten, die Unterbrechung des Musketenfeuers zu einem erneuten Vorstoß zu nutzen. Männer stiegen über die Körper von Toten und Sterbenden hinweg, Offiziere trieben sie schreiend voran, die Trommler verdoppelten ihren Einsatz, und auf einmal waren die Adler wieder in Bewegung. Die führenden Franzosen befanden sich jetzt auf der Höhe der gefallenen Voltigeure und mussten überzeugt sein, dass ein letzter kraftvoller Vorstoß ihnen den Durchbruch durch die ausgedünnten Linien der britischen und portugiesischen Truppen bescheren würde. Der gesamte Hügelkamm musste auf sie jedoch wie ein einziges Gewirr aus Flammen und Rauchwolken wirken.

»South Essex Regiment!«, brüllte Lawford. »Vorstoß!«

Sharpe konnte jetzt die Schreie der verwundeten Männer hören. Trotz des ihnen entgegenfauchenden Feuers der Franzosen marschierten das South Essex Regiment und die Männer von Connaught vorwärts, ihre Bajonette blitzten, und Sharpe trieb sein Pferd voran und folgte dem Bataillon, das plötzlich in Laufschritt fiel und seinen Schlachtruf ausstieß. Die Portugiesen sahen, wie die Rotröcke vorstießen, jubelten und steckten ihre eigenen Klingen auf.

Der Angriff war ein Erfolg. Die Franzosen waren nicht ordentlich formiert, die meisten hatten ihre Musketen nicht geladen, und die britische Linie schloss zu dem Haufen der blau berockten Infanterie auf und umrundete sie, während

die Rotröcke mit ihren Bajonetten angriffen. Die Feinde wehrten sich, und Sharpe hörte den Lärm der Musketen, die krachend aufeinanderschlugen, das Kratzen der Klingen, die Flüche und Schreie der verwundeten Soldaten. Die gefallenen Feinde behinderten die Briten, aber sie stiegen über die toten Leiber hinweg und hackten mit ihren langen Klingen auf die Lebenden ein.

»Linien einhalten, Linien einhalten!«, bellte ein Sergeant. Hier und da hatten sich die Kompanien geteilt, weil eine Reihe die eine Gruppe Franzosen angriff und der Rest eine andere, und Sharpe sah, wie zwei französische Soldaten durch eine solche Lücke hindurchbrachen und nach oben strebten. Er lenkte sein Pferd auf sie zu und zog seinen Degen. Die beiden Männer hörten das helle Schaben, mit der die breite Klinge aus der Scheide glitt, warfen augenblicklich ihre Musketen von sich und streckten die Hände aus. Sharpe wies mit dem Degen den Hügel hinauf, um ihnen zu bedeuten, dass sie jetzt Gefangene waren und sich zu der Gruppe um die Standarte des South Essex Regiments begeben sollten. Der eine setzte sich gehorsam in Bewegung, doch der andere schnappte sich seine Muskete und floh den Hügel hinab. Sharpe ließ ihn entkommen. Er konnte sehen, dass die Adler hastig den Hang hinuntergetragen wurden, um sie davor zu bewahren, erobert zu werden, und mehr und mehr Franzosen, die den Rückzug ihrer Feldzeichen mitbekamen, brachen aus dem ungleichen Kampfgeschehen aus. Die Geschütze der Alliierten hatten ihr Feuer eingestellt, da ihre Ziele von ihren eigenen Männern gedeckt waren, aber die französischen Geschütze feuerten noch immer durch den sich lichtenden Nebel. Und dann eröffneten rechts von Sharpe auf einmal weitere Kanonen das Feuer, und er sah, wie eine andere Kolonne, die noch größer war als die erste, auf dem unteren Abschnitt des Hangs auftauchte.

Der erste französische Angriff brach zusammen. Die meisten Männer in den vorderen Reihen konnten nicht

fliehen, weil ihre Kameraden dahinter ihnen den Weg abschnitten, und diese Männer wurden von portugiesischen und britischen Bajonetten abgeschlachtet, aber die hinteren französischen Reihen folgten den Adlern, und als der Druck nachgab, begaben sich die restlichen Männer der Kolonne auf die Flucht. Sie rannten, sprangen über Tote und Verwundete hinweg, die den Hügel hinab ihren Weg markierten, und die Rotröcke und Portugiesen verfolgten sie. Ein Mann von der Kompanie der Grenadiere rammte sein Bajonett einem Franzosen in den unteren Teil des Rückens, stach, als er stürzte, noch einmal auf ihn ein, dann trat er ihn und stach ihn ein drittes Mal, da der Mann sich offensichtlich weigerte zu sterben. Eine Trommel, mit einem französischen Adler bemalt, rollte in die Tiefe. Ein Trommlerjunge, dem eine Kanonenkugel den Arm weggeschossen hatte, krümmte sich elendig neben einem Stechginsterbusch. Britische Rotröcke und Portugiesen in blauen Röcken rannten an ihm vorbei in der Absicht, die flüchtenden Feinde zu verfolgen und zu töten.

»Zurück!«, brüllte ihnen Lawford wütend hinterher. »Zurück!« Die Männer hörten ihn nicht oder kümmerten sich nicht um ihn. Sie hatten gewonnen, und jetzt wollten sie einfach nur töten. Lawford sah sich nach Sharpe um. »Holen Sie sie zurück, Sharpe«, fuhr ihn der Colonel an, »bringen Sie sie zurück!«

Sharpe fragte sich, wie zum Teufel er eine derartig chaotische Verfolgungsjagd aufhalten sollte, doch gehorsam trieb er das geliehene Pferd an, das augenblicklich so stürmisch den Hügel hinabgaloppierte, dass er um ein Haar aus dem Sattel geworfen worden wäre. Er riss an den Zügeln, um das Tempo der Stute zu verlangsamen, sie schwenkte nach links, und Sharpe hörte ein Geschoss an sich vorbeizischen. Er blickte nach oben und sah, dass Horden von Voltigeuren noch immer den felsigen Vorsprung hielten und auf ihn feuerten. Das Pferd rannte weiter, Sharpe klammerte sich am Sattelknauf fest, als ginge es um

sein Leben, und dann stolperte die Stute, stürzte, und er selbst flog über ihren Kopf hinweg. Wie durch ein Wunder befreiten sich seine Füße aus den Steigbügeln, er landete hart auf dem Hang, rollte ein paar Yards in die Tiefe und prallte dann gegen einen Felsbrocken. Er war sich sicher, sich mindestens ein Dutzend Knochen gebrochen zu haben, aber als er sich auf die Füße rappelte, stellte er fest, dass er lediglich Prellungen davongetragen hatte. Ferragus hatte ihn wesentlich heftiger verletzt, doch der Sturz vom Pferd hatte diese Verletzungen verschlimmert. Er glaubte, die Stute müsse erschossen worden sein, doch als er sich umwandte, um nach seinem Degen zu suchen, den er verloren hatte, sah er das Pferd friedlich bergan trotten. Es hatte von der Schussverletzung am Ohr abgesehen keinen Schaden davongetragen. Er verfluchte die Stute, überließ sie ihrem Schicksal, hob seinen Degen und sein Gewehr auf und stieg weiter bergab.

Er rief den Rotröcken zu, sie sollten auf den Kamm zurückkehren. Einige von ihnen waren Iren aus dem 88. Regiment, viele davon waren damit beschäftigt, die Leichen der gefallenen Franzosen zu plündern, und weil er ein Offizier war, den sie nicht kannten, knurrten sie, beschimpften oder ignorierten ihn einfach, ja sie warnten ihn sogar unmissverständlich davor, sich mit ihnen anzulegen. Sharpe ließ sie in Ruhe. Wenn es ein Regiment in der Armee gab, das allein auf sich aufpassen konnte, so waren es die Männer von Connaught.

Er lief weiter nach unten, brüllte die Truppen an, zum Teufel noch mal nach oben zurückzukehren, aber die meisten waren den lang gestreckten Hang bereits zur Hälfte hinuntergerannt, fast bis an die Stelle, an die sich der Nebel zurückgezogen hatte, und Sharpe musste aus Leibeskräften laufen, um in Rufweite zu gelangen. Und in diesem Moment, als sich die Nebel wirbelnd teilten, sah er, dass zwei weitere französische Kolonnen dabei waren, aus dem Tal den Hang hinaufzuklettern. Er wusste, dass sich noch eine Kolonne

irgendwo in der Nähe des Kamms befand, aber hier handelte es sich um neue Truppen, die einen frischen Angriff starteten.

»South Essex Regiment!«, brüllte er. Er war einst Sergeant gewesen und hatte noch immer eine Stimme, die über eine halbe Stadt hinweg hörbar war, auch wenn ihm, sobald er sie benutzte, der Schmerz aus seinen Rippen schmerzlich in die Lungen fuhr. »South Essex Regiment! Zurück, zurück!« Eine Granate traf keine fünf Schritte weit entfernt auf dem Hang auf, prallte ab und explodierte sprühend und zischend in Rauch. Zwei Splitter flogen so nah an seinem Gesicht vorbei, dass er den Hauch heißer Luft spürte. Am Fuß des Hügels befanden sich französische Geschütze, im sich lichtenden Nebel gerade noch sichtbar, und sie feuerten auf die Männer, die die zerfallene Kolonne verfolgt hatten, die jetzt jedoch ihre unüberlegte Jagd den Hügel hinab aufgaben, um die beiden neuen Kolonnen bei ihrem Vorstoß zu beobachten.

»South Essex!«, schrie Sharpe, der Zorn ließ seine laute Stimme zittern, und endlich drehten sich die Männer um und trotteten bergan. Slingsby sah mit gezogenem Säbel den Kolonnen zu, doch sobald er Sharpe hörte, herrschte er plötzlich die Männer an, sie sollten auf den Hügelkamm zurückkehren. Harper war einer von ihnen, und als er Sharpe sah, trollte er sich über den Hang. Er trug seine siebenläufige Büchse auf den Rücken geschnallt und hielt sein Gewehr in den Händen. Das aufgesteckte dreiundzwanzig Zoll lange Schwertbajonett war bis zu seinem Messinggriff gerötet. Der Rest der Leichten Kompanie, der jetzt endlich bemerkte, dass zwei weitere Kolonnen zum Angriff ansetzten, eilte Harper hinterher.

Sharpe wartete, bis er sicher sein konnte, dass sich jeder Rotrock und jeder Schütze auf dem Rückweg befand. Französische Granaten und Kugeln hagelten auf den Hügel, aber bei derart verstreuten Zielen Artillerie einzusetzen war Pulververschwendung. Eine Kanonenkugel, die nach ihrem

Aufprall erloschen war, rollte den Hügel hinunter, sodass Harper zur Seite sprang. Er grinste Sharpe an. »Denen haben wir es aber gegeben, Sir.«

»Sie hätten auf dem Kamm bleiben sollen.«

»Es ist ein höllischer Anstieg«, sagte Harper, der überrascht war, wie weit er nach unten gerannt war. Er arbeitete sich zu Sharpe vor, und die beiden stiegen gemeinsam weiter. »Mister Slingsby, Sir«, sagte der Ire, dann verfiel er in Schweigen.

»Mister Slingsby was?«

»Er hat gesagt, es ginge Ihnen nicht gut, Sir, also würde er das Kommando übernehmen.«

»Dann ist er ein verlogener Bastard«, erwiderte Sharpe, ohne sich darum zu kümmern, dass er so etwas über einen anderen Offizier nicht hätte sagen dürfen.

»Ist er das?«, fragte Harper tonlos.

»Der Colonel hat mir befohlen, zurückzustehen. Er will, dass Mister Slingsby eine Chance bekommt.«

»Die hat er mehr als reichlich gehabt«, sagte Harper.

»Ich hätte da sein sollen«, sagte Sharpe.

»Ja, das hätten Sie«, stimmte Harper zu, »aber die Jungs sind alle am Leben. Außer Dodd.«

»Matthew? Ist er tot?«

»Tot oder lebendig, ich weiß es nicht«, antwortete Harper. »Aber ich konnte ihn nirgendwo entdecken. Ich habe ein Auge auf die Jungs gehabt, aber Matthew kann ich nicht finden. Vielleicht ist er zurück auf den Hügel gegangen.«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagte Sharpe. Beide drehten sich um, zählten Köpfe und stellten fest, dass die Leichte Kompanie vollständig anwesend war mit Ausnahme von Corporal Dodd. »Lassen Sie uns beim Aufstieg nach ihm suchen«, sagte Sharpe und meinte damit, sie würden nach seiner Leiche suchen.

Lieutenant Slingsby eilte mit gerötetem Gesicht und gezogenem Säbel hinüber zu Sharpe. »Bringen Sie Befehle, Sharpe?«, verlangte er zu wissen.

»Die Befehle lauten, Sie sollen so schnell wie möglich auf den Hügelkamm zurückkehren«, antwortete Sharpe.

»Schnell, Männer!«, rief Slingsby, dann wandte er sich wieder Sharpe zu. »Unsere Männer haben sich gut geschlagen.«

»Haben sie das?«

»Sie haben die Flanke der Voltigeure aufgebrochen, Sharpe!«

»Haben Sie das?«

»Wie schade, dass Sie uns nicht gesehen haben.« Slingsby barst vor Erregung und Stolz auf sich selbst. »Wir sind an ihnen vorbeigeglitten, in ihren Flügel hineingestoßen, und dann haben wir sie fertiggemacht.«

Sharpe war der Ansicht, die Leichte Kompanie sei auf eine Seite geführt worden, wo sie in etwa so nützlich war wie ein Kessel mit einem Loch. Sie war auf entwürdigende Weise verscheucht worden, aber er schwieg. Harper löste sein Schwertbajonett vom Lauf, rieb die Schneide am Rock eines toten Franzosen sauber und ließ dann eilig die Hände über die Taschen und Beutel des Mannes gleiten.

Er rannte, um Sharpe einzuholen, und bot ihm eine halbe Wurst an. »Was halten Sie von einer französischen Wurst, Sir?«

Sharpe schob sie sich in den Beutel, um sie sich fürs Abendessen aufzuheben. Ein Geschoss flog an ihm vorbei, es war so gut wie erloschen, und als er aufblickte, sah er Rauchwölkchen auf dem felsigen Vorsprung. »Schade, dass die Voltigeure den eingenommen haben«, sagte er.

»Das ist für uns kein Problem«, erwiderte Slingsby wegwerfend. »Wir haben ihre Flanke aufgebrochen, bei Gott, wir haben ihre verdammte Flanke aufgebrochen, und dann haben wir’s ihnen gegeben.«

Harper warf Sharpe einen Blick zu, sah aus, als würde er in Gelächter ausbrechen, schaffte es aber, keine Miene zu verziehen. Die großen britischen und portugiesischen Geschütze nahmen die zweite breite Kolonne, die nach der

Niederlage der ersten gerade erst eingetroffen war, unter Dauerbeschuss. Diese Kolonne kämpfte auf dem Hügelkamm, und die beiden neuen Kolonnen, die kleiner waren als das erste Paar, stiegen hinterher. Eine weitere Kugel, die die Voltigeure von ihrem Nest in den Felsen abgefeuert hatten, peitschte an Sharpe vorbei, und er warf sich zur Seite.

»Haben Sie mein Pferd noch?«, erkundigte sich Slingsby.

»Nicht bei mir«, erwiderte Sharpe, und Harper ließ einen erstickten Laut hören, den er schnell in ein Husten verwandelte.

»Haben Sie etwas gesagt, Sergeant Harper?«, fragte Slingsby scharf.

»Habe Rauch in die Kehle bekommen, Sir«, antwortete Harper. »Das hat eine abscheuliche Wirkung, Sir. Ich war immer ein kränkliches Kind, Sir, von dem Rauch der Torffeuer in unserer Hütte. Meine Mutter, Gott hab sie selig, ließ mich draußen schlafen, bis die Wölfe mich holen wollten.«

»Wölfe?« Slingsby klang auf der Hut.

»Ja, drei von ihnen, Sir, so groß, wie Sie es sich nur vorstellen können, mit geifernden Riesenzähnen und langen Zungen in der Farbe Ihres Rocks, Sir, und danach musste ich drinnen schlafen und habe mich eben einfach durch die Nächte gehustet. Es lag an all dem Rauch, wissen Sie?«

»Ihre Eltern hätten einen Schornstein bauen sollen«, sagte Slingsby missbilligend.

»Ja, warum haben wir denn nur daran nicht gedacht?«, rief Harper unschuldig aus, und Sharpe lachte laut auf, was ihm einen bitterbösen Blick von Lieutenant Slingsby eintrug.

Der Rest der Leichten Kompanie hatte nun fast zu ihnen aufgeschlossen, und Ensign Iliffe befand sich unter ihnen. Sharpe sah, dass die Klinge des Jungen an der Spitze rot war. Sharpe wies mit dem Kopf darauf. »Gut gemacht, Mister Iliffe.«

»Er kam einfach auf mich zu, Sir.« Plötzlich hatte der Junge seine Stimme wiedergefunden. »Ein großer Mann!«

»Es war ein Sergeant«, erklärte Harris. »Und er war drauf und dran, Mister Iliffe aufzuspießen.«

»Das war er!« Iliffe war erregt.

»Aber Mister Iliffe sprang flink wie ein Eichhörnchen an ihm vorbei, Sir, und senkte ihm seinen Stahl in den Bauch. Es war ein guter Hieb, Mister Iliffe«, sagte Harris, und der Ensign errötete.

Sharpe versuchte, sich daran zu erinnern, wie es ihm in seiner ersten Schlacht ergangen war, Stahl gegen Stahl, aber das Problem war, dass er in London aufgewachsen und mit dieser Art des Abschlachtens praktisch schon zur Welt gekommen war. Für Mister Iliffe, den Sohn eines verarmten Landedelmannes aus Essex, musste es jedoch ein Schock gewesen sein, als ihm klar wurde, dass ein brutaler französischer Franzose versuchte, ihn zu töten, und Sharpe, dem einfiel, wie sich der Junge übergeben hatte, fand, er habe sich sehr ordentlich geschlagen. Er grinste Iliffe an. »Nur den einen Franzmann, Mister Iliffe?«

»Ja, nur den einen, Sir.«

»Und Sie wollen ein Offizier sein? Sie sollten zwei pro Tag umbringen!«

Die Männer lachten. Iliffe wirkte einfach nur zufrieden mit sich selbst.

»Genug geschwatzt«, übernahm nun Slingsby wieder das Kommando über die Kompanie. »Beeilung!« Die Standarte des South Essex Regiments war den Hügelkamm entlang nach Süden bewegt worden, allem Anschein nach dem Kampf mit der zweiten führenden Kompanie entgegen, und die Leichte Kompanie schlug sich in diese Richtung. Die französischen Granaten hatten den nutzlosen Beschuss des Hangs eingestellt und feuerten stattdessen jetzt auf den Hügelkamm, wobei ihre Zündschnüre schmale, wie mit Bleistift gezogene Linien am Himmel über den Köpfen der Leichten Kompanie hinterließen. Der Lärm der zweiten

Kolonne war jetzt laut, ein Missklang aus Trommeln, Kriegsgeschrei und den knatternden Musketen der Plänkler.

Sharpe zog mit der Leichten Kompanie hinauf auf den Hügelkamm, wo er sie widerstrebend Slingsby wieder überließ, während er sich auf die Suche nach Lawford machte. Der Nebel, der sich unten im Tal beinahe gelichtet hatte, verdichtete sich nun erneut, verhüllte in einer großen Schwade die beiden kleineren Kolonnen und wälzte sich südwärts, dorthin, wo die zweite französische Kolonne den unwegsamen Pfad entlang bergan auf dem Vorstoß war. Diese zweite Kolonne war größer als die erste, sie war langsamer aufgestiegen und hatte es leichter gehabt als ihre besiegten Kameraden, denn ihre Männer waren in der Lage gewesen, den Pfad, der sich den Abhang hinauf zum Kamm schlängelte, zu benutzen, und dieser Pfad wies ihnen im Nebel den Weg, sodass sie, als sie hinaus ins Sonnenlicht traten, ihre Reihen noch immer beibehielten. Achttausend Mann, angetrieben von hundertdreiundsechzig Trommlern, schafften es bis zum Kamm, und dort, im Lärm des Beschusses, hielten sie an.

Das erste Bataillon der 74. Highlander hatte auf sie gewartet, neben ihnen stand eine vollzählige Brigade Portugiesen, und auf ihrer rechten Flanke warteten zwei Batterien von Neunpfündern. Die Geschütze feuerten zuerst, sie bombardierten die Kolonne mit Kugeln und Kartätschen, bis das Heidekraut in Blut schwamm, und dann eröffneten die Highlander das Feuer. Die Schussweite war sehr groß, sie eignete sich besser für Schützen als für Rotröcke, aber die Geschosse fanden ihr Ziel, und als Nächstes eröffneten die Portugiesen das Feuer, und die Kolonne erstarrte wie ein Bulle, den eine unerwartete Attacke von Terriern erschreckt hatte. Wieder trafen Kolonnen auf Linien, und obwohl die Kolonne der Linie zahlenmäßig überlegen war, gab die Linie grundsätzlich mehr Schüsse ab. Lediglich die Männer in der vordersten Reihe der Kolonne und eine Hand voll am Rand konnten ihre Musketen benutzen, in den britischen und

portugiesischen Linien hingegen konnte jeder einzelne Mann seine Waffe abfeuern, und die Kolonne wurde aufgebrochen, färbte sich rot, wurde niedergemacht, aber sie trat dennoch nicht den Rückzug an. Die Voltigeure, die die schottischen und portugiesischen Plänkler vertrieben hatten, zogen sich in die Frontreihe der Kolonne zurück, die nun versuchte, das Musketenfeuer zu erwidern. Französische Offiziere brüllten ihre Männer an, sie sollten marschieren, die Trommler spielten unbeirrt ihr *Pas de Charge*, aber die vorderen Linien drangen nicht in den unablässigen Hagel der Musketenkugeln vor. Stattdessen gaben sie das Feuer kläglich zurück, während in jeder Sekunde Männer aus den vorderen Reihen starben, und dann tauchten noch mehr portugiesische Geschütze auf der rechten Seite des 74. Regiments auf. Die Geschütze landeten rundum Treffer, die Pferde wurden aus der Schussweite der Musketen genommen, und die Kanoniere luden Kartätsche über Kugeln. Die neuen Geschütze feuerten zurück, und die führende linke Seite der Kolonne begann allmählich einem Schlachthof zu gleichen. Es war ein wildes Gewirr von zerfetzten Leibern, Blut und brüllenden Männern. Und noch immer schossen die Geschütze zurück, spien bei jedem Ausstoß eine Rauchfahne aus, und ihre Läufe wurden nach unten gerichtet, um in die geballte Masse der Franzosen zu schießen. Jede Kugel musste im Lauf mit einem zum Kreis gerollten Seil befestigt werden, damit die Kugel den Lauf nicht hinunterrollte, und diese Seilschlaufen verbrannten wie wilde Feuerbälle, während sie in verwirrenden Kreisen herumwirbelten.

Weitere alliierte Truppen schlossen sich den Kämpfenden an, sie marschierten über die neu errichtete Straße vom südlichen Ende der langen Anhöhe heran. An diesem südlichen Ende war alles still, anscheinend gab es dort keine französische Bedrohung, und die Männer, die eintrafen, formierten sich südlich der Geschütze und steuerten ihr eigenes Musketenfeuer bei.

Die Kolonne erzitterte unter dem Ansturm der gnadenlosen Schüsse und begann sich nach Norden zu bewegen. Die französischen Offiziere konnten erkennen, dass sich hinter der portugiesischen Brigade auf dem Hügel ein freier Platz befand, und sie schrien ihre Männer an, sich nach rechts zu schlagen. Ein Offizier der Voltigeure schickte eine Kompanie voraus, um die Kammlinie zu besetzen, denn hinter ihnen machte die schwerfällige Masse ihren Weg auf die Schneise zu und ließ eine rechtwinklige Linie von Leichen zurück, die Überbleibsel ihrer linken Flanke und ihrer Frontlinien, die den felsigen Abhang bedeckten.

Lieutenant Colonel Lawford sah, wie sich die Kolonne näherte und wie die Voltigeure rannten, um den freien Platz in Besitz zu nehmen. »Mister Slingsby!«, rief Lawford. »Bringen Sie die Leichte Kompanie ein! Schicken Sie diese Missgeburten dahin zurück, wo sie hingehören! Bataillon! Bataillon nach der Rechten!« Lawford ließ das South Essex Regiment in die Schneise marschieren, um sie zu verschließen, und Slingsby hatte die Aufgabe, die Plänkler des Gegners zurückzuwerfen.

Sharpe saß wieder aufs Slingsbys Pferd, das von Major Forrest gerettet worden war, ritt hinter der Gruppe mit der Standarte her und zählte die Adler innerhalb der sich auflösenden Kolonne. Fünfzehn konnte er ausmachen. Splitternder Lärm erfüllte die Luft, die Geräusche der Musketen dröhnten in den Ohren, und die unaufhörlichen Schüsse hallten als Echo von der anderen Seite des Tals wider. Der Pulverrauch trieb über dem Nebel, der sich den Hang hinauf bis fast auf den Hügelkamm zurückgezogen hatte. Hin und wieder wallte eine große, weiße, feuchte Masse auf, wenn eine französische Kugel oder eine Granate eingeschlagen war. Der Hang war von Leichen übersät, die ausnahmslos in blauen Röcken steckten. Ein Mann kroch den Hügel hinab und schleifte sein gebrochenes Bein hinter sich her. Ein Hund rannte hin und her, kläffte und versuchte, seinen toten Herrn zum Aufstehen zu bewegen. Ein

französischer Offizier hatte seinen Degen fallen lassen und hielt sich die Hände vors Gesicht, während das Blut ihm zwischen den Fingern hervorquoll. Die Kanonen feuerten und ruckten, und dann ertönte der unverwechselbare Lärm der Gewehre, als Sharpes Kompanie ins Gefecht zog. Es war ihm verhasst, ihnen nur zuzusehen, aber er bewunderte sie auch. Sie waren gut. Sie hatten die gegnerischen Voltigeure überrumpelt, und die Schützen hatten bereits zwei Offiziere niedergemacht, und jetzt übernahmen die Musketen den Kampf.

Slingsby, der die Scheide seines Säbels weit über dem unebenen Boden hielt, stiefelte hinter ihnen auf und ab. Zweifellos bellte er seine Befehle, und eine Woge von Hass auf den Mann überrollte Sharpe. Der Bastard war dabei, sich seine Position anzueignen, und das alles nur, weil er Lawfords Schwägerin geheiratet hatte. Der Hass war wie bittere Galle, und instinktiv griff Sharpe nach seinem Gewehr, nahm es von der Schulter und spannte den Hahn halb. Er tastete nach der Pfanne, um sich zu vergewissern, dass die Zündladung nach seinem Sturz vom Pferd noch an Ort und Stelle war. Er stellte fest, dass das Pulver noch dort war, es fühlte sich unter seinem schmutzigen Daumen körnig an, und während er die ganze Zeit über Slingsby ansah, legte er die Waffe an die Schulter. Das Pferd bewegte sich, und er knurrte es an, es solle still stehen.

Er zielte auf Slingsbys Rücken. Auf den unteren Teil seines Rückens. Auf die Stelle, wo oberhalb der Schöße des roten Rocks zwei Messingknöpfe aufgenäht waren. Sharpe stellte sich vor, wie Slingsby den Rücken krümmte, weil er ins Rückgrat getroffen worden war, wie er schauderte, während er stürzte, wie die Ketten an seiner Scheide schepperten, wenn er auf dem Boden aufschlug, und wie das Leben aufzuckte, während es darum kämpfte, in dem sterbenden Körper zu bleiben. Der verdammte kleine Bastard, dachte Sharpe, und sein Finger legte sich fester auf den Abzug der Waffe. Niemand beobachtete ihn, sie starrten alle auf die

Kolonne, die näher herandrängte, und wenn ihm doch ein paar Männer zusahen, so würden sie annehmen, er ziele auf einen der Voltigeure. Es wäre durchaus nicht Sharpes erster Mord gewesen, und er zweifelte daran, dass es sein letzter sein würde. Und dann durchzuckte ihn ein jäher Anflug des Hasses, ein Anflug, der so heftig war, dass er schauderte und den Abzug beinahe gegen seinen Willen völlig durchzog. Das Gewehr schlug ihm gegen die Schulter und erschreckte sein Pferd, das zur Seite schnellte.

Die Kugel wirbelte über die Köpfe der Vierten Kompanie hinweg, verfehlte Lieutenant Slingsbys linken Arm um einen Zoll, streifte am Rand des Hangs einen Felsen, schoss nach oben und traf einen Voltigeur unter dem Kinn. Dem Mann war es gelungen, sich äußerst nahe an Slingsby heranzukämpfen, er hatte dort gestanden, um seine Muskete aus nächster Nähe abzufeuern, und Sharpes Kugel riss ihn vom Boden hoch, sodass er im Sterben aussah, als werde er von einer Fontäne Blut nach hinten geschleudert.

»Guter Gott, Richard! Das war ein ausgezeichneter Schuss.« Major Leroy hatte ihn gesehen. »Dieser Kerl hatte es auf Slingsby abgesehen. Ich habe ihn beobachtet.«

»Ich auch, Sir«, log Sharpe.

»Verdammt guter Schuss. Und das vom Pferd aus. Haben Sie das gesehen, Colonel?«

»Was bitte, Leroy?«

»Sharpe hat gerade Slingsby das Leben gerettet. Haben Sie das gesehen, Colonel?«

Sharpe hängte sich das Gewehr wieder um. Plötzlich schämte er sich. Slingsby mochte ein Ärgernis sein, er mochte ein aufgeblasener Pfau sein, aber er hatte nie etwas getan, um Sharpe Schaden zuzufügen. Es war nicht seine Schuld, dass sein Lachen, seine Gegenwart, seine pure äußere Erscheinung Sharpe zur Weißglut reizten, und ein neues Elend überkam Sharpe, das Elend des Wissens, dass er sich selbst enttäuscht hatte. Auch Lawfords überschwängliche Gratulationen, die er nicht verdient hatte,

hellten seine Stimmung nicht auf. Er wandte sich vom Bataillon fort und starrte blicklos in den hinteren Bereich, wo zwei Männer vor dem Zelt des Feldarztes einen verwundeten Grenadier auf einem Tisch festhielten. Blut spritzte von der Säge, die über dem Oberschenkelknochen des Mannes vor und zurück geführt wurde. Ein paar Yards davon entfernt bewachten ein verwundeter Mann und zwei der Ehefrauen der Bataillonsmitglieder, alle bewaffnet mit französischen Musketen, ein Dutzend Gefangene. Ein Kleinkind spielte mit einem französischen Bajonett. Mönche führten ein Dutzend Maultiere, die mit Wasserfässern beladen waren, heran und verteilten das Wasser unter den alliierten Truppen. Ein portugiesisches Bataillon, gefolgt von fünf Kompanien von Rotröcken, marschierte auf der neuen Straße nach Norden, offensichtlich um die Kämpfenden am nördlichen Ende der Anhöhe zu verstärken. Ein galoppierender Reiter, der Nachrichten von einem General zum anderen transportierte, jagte die neue Straße entlang und wirbelte hinter sich eine Staubwolke auf. Das Kleinkind schimpfte auf den Reiter, der es erschreckt hatte, als er allzu dicht an ihm vorbeigesprengt war, und die Frauen lachten. Die Mönche luden ein Fass Wasser hinter dem South Essex Regiment ab, dann gingen sie weiter zur portugiesischen Brigade.

»Sie sind zu weit weg, um anzugreifen«, rief Lawford hinüber zu Sharpe.

Sharpe drehte sich um und sah, dass die Kolonne erneut zum Stillstand gekommen war. Der Boden, den sie hatten besetzen wollen, war vom South Essex Regiment eingenommen worden, und jetzt gab sich die gewaltige Masse von Männern damit zufrieden, langsam nach außen auszuschwärmen, um eine dichte Linie zu formen und dann mit den Truppen auf dem Hügelkamm Musketenschüsse auszutauschen. Der Angriff war aufgehalten worden, und auch mit allen Trommeln der Welt ließ er sich nicht wieder in Bewegung setzen.

»Wir brauchen hier ein paar Geschütze«, sagte Sharpe und sah nach der Linken, um festzustellen, ob es in der Nähe irgendwelche Batterien gab. Dabei sah er, dass das South Essex Regiment, als es sich vorwärtsbewegt hatte, um den Angriff der Kolonne abzufangen, zwischen sich und den Connaught Rangers eine breite Schneise auf dem Hügelkamm freigelassen hatte. Und diese Schneise füllte sich gerade rasend schnell mit Scharen von Voltigeuren. Die Voltigeure waren von dem felsigen Vorsprung gekommen, und als sie das Stück des Kamms menschenleer daliegen sahen, waren sie vorgestoßen, um den verlassenen Boden für sich einzunehmen. Dann erzitterte der Nebel, wurde von einem Windstoß beiseitegeblasen, und Sharpe erkannte, dass es nicht allein die Voltigeure waren, die die Lücke in der britischen Linie ausfüllten, sondern dass mindestens zwei französische Kolonnen zum selben Punkt hinaufgestiegen waren. Der Nebel hatte ihnen Deckung verschafft, sodass die Kanoniere der Portugiesen und Briten sie verschont hatten, und jetzt stürmten sie in aller Eile die letzten paar Yards zum leeren Kamm der Anhöhe hinauf. Auf ihren Adlern spiegelte sich die Sonne, der Sieg lag zum Greifen nahe, und nichts als Gras und Leere stand den Franzosen im Weg.

Und Sharpe sah die Katastrophe kommen.

KAPITEL 4

Bezeichnenderweise gab Ferragus ausgerechnet an dem Morgen, an dem die Geschütze zu feuern begonnen hatten und in ganz Coimbra die Fenster, die Gläser und Kandelaber zum Erzittern brachten, bekannt, dass der Haushalt seines Bruders, der sich darauf vorbereitet hatte, nach Süden in Richtung Lissabon aufzubrechen, endgültig in Coimbra bleiben sollte. Er verkündete diesen Beschluss im Arbeitszimmer seines Bruders, einem düsteren Raum, dessen Regale mit ungelesenen Büchern gefüllt waren. Hier hatten sich die Mitglieder der Familie und die Dienstboten auf Ferragus' Anordnung hin versammelt.

Beatriz Ferreira, die Angst vor ihrem Schwager hatte, bekreuzigte sich. »Warum bleiben wir hier?«, fragte sie.

»Haben Sie das gehört?« Ferragus wies in die Richtung, aus der der Lärm der Waffen kam, der wie gedämpfter, unaufhörlicher Donner klang. »Unsere Armee und die englischen Truppen befinden sich im Gefecht. Mein Bruder hat gesagt, wenn es zur Schlacht kommt, werden die Feinde aufgehalten. Nun, es ist zur Schlacht gekommen, wenn also mein Bruder recht hat, dann kommen die Franzosen nicht hierher.«

»Gott und allen Heiligen sei Dank«, sagte Beatriz Ferreira, und die Dienstboten stimmten ihr murmelnd zu.

»Aber angenommen, Sie kommen doch?« Es war Sarah, die diese Frage gestellt hatte.

Ferragus runzelte die Stirn, denn seiner Ansicht nach war die Frage unverschämt, aber er nahm an, das komme daher, dass Miss Fry eben eine arrogante englische Ziege war, die es nicht besser wusste. »Wenn sie nicht aufgehalten werden können«, antwortete er gereizt, »so werden wir rechtzeitig davon erfahren, denn dann muss sich unsere Armee durch

Coimbra zurückziehen. Dann werden wir aufbrechen. Für den Moment wollen wir jedoch davon ausgehen, dass wir hierbleiben.« Er nickte, um aufzuzeigen, dass seine Bekanntmachung damit beendet war, und die Mitglieder des Haushalts strömten aus dem Zimmer.

Ferragus fühlte sich in seines Bruders Haus nicht wohl. Es war zu überfüllt mit den Besitztümern ihrer Eltern, zu luxuriös. Sein eigenes Quartier in Coimbra befand sich über einem Bordell in der Unterstadt, und es war mit kaum mehr als einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl möbliert. Aber Ferragus hatte nun einmal versprochen, ein wachsames Auge auf das Haus und die Familie seines Bruders zu halten, und dieses Versprechen galt über die Dauer der Schlacht hinaus. Falls sie den Sieg errangen, würden sich die Franzosen vermutlich zurückziehen, aber Ferragus überdachte auch, was er zu tun hatte, falls sie die Schlacht verloren. Wenn Lord Wellington nicht in der Lage war, die große, gezackte Anhöhe von Bussaco gegen die Franzosen zu verteidigen, wie wollte er dann die niedrigeren Hügel vor Lissabon halten? Eine besiegte Armee würde nicht in der Stimmung sein, den siegreichen Franzosen erneut gegenüberzutreten, weshalb eine Niederlage in Bussaco mit Sicherheit zur Folge hatte, dass auch Lissabon innerhalb eines Monats fallen würde. *Os ingleses por mar*, die Engländer gehören aufs Meer. Sein Bruder hatte versucht, das abzustreiten und Ferragus davon zu überzeugen, dass die Engländer bleiben würden, aber im Grunde seines Herzens wusste Ferragus, dass Portugals Verbündete zurück aufs Meer flüchten und nach Hause segeln würden. Und warum sollte er in diesem Fall in Lissabon den erobernden Franzosen in die Falle gehen? Besser war es, sich hier erwischen zu lassen, in seiner eigenen Stadt. Ferragus plante bereits, wie er in dieser neuen Welt, in der die Franzosen letzten Endes ganz Portugal in ihren Besitz bringen würden, überleben wollte.

Er hatte eine solche Eroberung nie ausgeschlossen. Ferreira hatte ihn vor dieser Möglichkeit gewarnt, und die Tonnen Mehl, die Sharpe auf dem Hügel zerstört hatte, waren als eine Gabe an die Eroberer gedacht gewesen, als ein Angebot, um sie wissen zu lassen, dass Ferragus ein Mann war, mit dem man Verhandlungen führen konnte. Es war seine Rückversicherung gewesen, denn Liebe brachte Ferragus den Franzosen nicht gerade entgegen. Ohne Frage wollte er sie hier in Portugal nicht haben, aber er wusste, dass man sich besser zum Partner der Eroberer als zu deren Opfer machte. Er war ein wohlhabender Mann, der viel zu verlieren hatte, und wenn die Franzosen ihm Schutz anboten, würde er wohlhabend bleiben. Wenn er sich widersetzte, ja sogar wenn er nichts tat, außer nach Lissabon zu fliehen, würden die Franzosen ihn bis aufs letzte Hemd ausplündern. Er hegte keinen Zweifel daran, dass er einen Teil seines Besitzes verlieren würde, falls die Franzosen kamen, aber solange er mit ihnen zusammenarbeitete, würde er mehr als genug übrig behalten. Das war einfach nur eine vernünftige Überlegung, und als er jetzt im Arbeitszimmer seines Bruders saß und auf das Donnern des entfernten Kanonenfeuers lauschte, wurde ihm klar, dass es sogar schon ein Fehler gewesen war, die Flucht nach Lissabon auch nur in Erwägung zu ziehen. Wenn diese Schlacht gewonnen wurde, würden die Franzosen nie hierherkommen, und wenn sie verloren ging, wäre alles verloren. Am besten man blieb also in der Nähe seines Besitzes und schützte ihn.

Sein älterer Bruder war der Schlüssel. Pedro Ferreira war ein angesehener Stabsoffizier, und seine Kontakte reichten über die Lücke zwischen den Armeen hinweg bis hin zu jenen portugiesischen Offizieren, die sich mit den Franzosen verbündet hatten. Über seinen Bruder konnte Ferragus die Franzosen erreichen und ihnen das anbieten, was sie am nötigsten brauchten: Nahrungsmittel. In seinem Warenhaus in der Unterstadt hatte er einen Vorrat von Zwieback

eingelagert, der für sechs Monate reichte, eingesalzenes Rindfleisch für zwei Monate, eingesalzenen Kabeljau für einen Monat und stapelweise weitere Lebensmittel und Gebrauchsgüter. Dort gab es Lampenöl, Stiefelleder, Hufeisen und Nägel. Die Franzosen würden es stehlen wollen, aber Ferragus musste einen Weg finden, sie dazu zu bringen, es zu kaufen. Auf diese Weise würde Ferragus überleben.

Er öffnete die Tür des Arbeitszimmers, rief nach einer Bediensteten und schickte sie, um Miss Fry ins Arbeitszimmer zu holen. »Ich kann nicht schreiben«, erklärte er ihr, als sie eintraf, und hielt seine verwundete Hand hoch, um seine Unfähigkeit zu beweisen. In Wahrheit konnte er sehr wohl schreiben, obwohl seine Knöchel ihm noch wehtaten und es ihm Schmerzen bereitete, die Finger zu biegen, aber er wollte nicht schreiben. Er wollte Sarah. »Sie werden für mich schreiben«, fuhr er fort. »Also setzen Sie sich hin.«

Sarah schreckte vor seinem abrupten Ton zusammen, setzte sich jedoch gehorsam an den Schreibtisch des Majors und zog Papier, Tintenfass und Löschsand zu sich heran. Ferragus stand dicht hinter ihr. »Ich bin bereit«, sagte sie.

Ferragus sagte nichts. Sarah blickte auf die gegenüberliegende Wand, die von Büchern in Ledereinbänden bedeckt war. Das Zimmer roch nach Zigarrenrauch. Die Kanonenschüsse dauerten an, ein Grollen aus weiter Entfernung, wie Donnerschläge in einem benachbarten Bezirk. »Der Brief«, sagte Ferragus und erschreckte sie mit seiner grollenden Stimme, »ist für meinen Bruder.« Er rückte noch näher heran, sodass sich Sarah seiner raumgreifenden Präsenz dicht hinter ihrem Stuhl bewusst war. »Senden Sie ihm meine Grüße«, sagte Ferragus, »und lassen Sie ihn wissen, dass in Coimbra alles in Ordnung ist.«

Sarah fand eine Feder mit einer stählernen Spitze, tauchte sie in die Tinte und begann zu schreiben. Die Feder

verursachte ein kratzendes Geräusch. »Teilen Sie ihm mit«, fuhr Ferragus fort, »dass die Angelegenheit der Ehre noch nicht beigelegt ist. Der Mann ist entkommen.«

»Nur das, *senhor*?«, fragte Sarah.

»Nur das«, bestätigte Ferragus mit seiner tiefen Stimme. Verdammter Sharpe, dachte er. Der Schütze hatte das Mehl zerstört, sodass Ferragus' Gabe, mit der er bei den Franzosen Gutwetter hatte machen wollen, nicht übergeben worden war. Die Franzosen hatten mit dem Mehl gerechnet und würden nun denken, dass auf Ferragus kein Verlass war, und das verursachte Ferragus und seinem Bruder ein Problem. Wie sollten sie den Feind ihrer Vertrauenswürdigkeit versichern? Und war es nötig, den Feind dessen zu versichern? Würde er überhaupt kommen? »Schreiben Sie meinem Bruder«, fuhr er fort, »dass ich mich auf sein Urteil verlasse, ob die Feinde in Bussaco aufgehalten werden können oder nicht.«

Sarah schrieb. Als die Tinte auf der Federspitze anfing, dünner zu werden, tauchte sie die Feder wieder ein, und dann erstarrte sie, weil Ferragus' Finger sie im Nacken berührten. Einen Herzschlag lang bewegte sie sich nicht, dann warf sie den Federhalter nieder. »*Senhor*, Sie berühren mich!«

»Und?«

»Hören Sie damit auf! Oder möchten Sie, dass ich Major Ferreiras Frau rufe?«

Ferragus lachte in sich hinein, nahm aber seine Finger weg. »Heben Sie den Federhalter auf, Miss Fry«, sagte er, »und schreiben Sie meinem Bruder, ich bete darum, dass der Feind aufgehalten werden kann.«

Sarah fügte den neuen Satz hinzu. Sie war errötet, nicht aus Verlegenheit, sondern vor Zorn. Wie konnte Ferragus es wagen, sie anzufassen? Sie drückte mit der Feder zu fest auf, und die Tinte spritzte in kleinen Tropfen über die Worte. »Schreiben Sie ihm aber auch«, fuhr die raue Stimme hinter ihr fort, »dass ich für den Fall, dass die Feinde nicht

aufgehalten werden können, beschlossen habe, was wir bereits diskutiert haben. Teilen Sie ihm mit, dass ich für Schutz sorgen muss.«

»Schutz für was, *senhor*?«, fragte Sarah mit angespannter Stimme.

»Er wird wissen, was ich meine«, erwiderte Ferragus ungeduldig. »Schreiben Sie einfach, Frau.« Er lauschte auf das leise Geräusch der Feder und konnte aus dem Druck, mit dem die Spitze über das Papier glitt, schließen, wie zornig das Mädchen war. Sie ist eine von den Stolzen, dachte er. Stolz und arm, eine gefährliche Mischung, und Ferragus betrachtete sie als Herausforderung. Die meisten Frauen hatten Angst vor ihm, ja er versetzte sie sogar in Schrecken, und ihm gefiel das, aber Miss Fry schien zu glauben, nur weil sie Engländerin war, sei sie in Sicherheit. Er wollte erleben, wie sich dieses Selbstbewusstsein in Schrecken verwandelte, wie ihre Kälte heißer Furcht weichen musste. Sie würde sich wehren, vermutete er, und das würde die Sache noch besser machen. Er erwog, sie sich gleich hier, auf dem Schreibtisch, zu nehmen, ihre Schreie zu ersticken, während er ihrem weißen Fleisch Gewalt antat, aber in seiner Leistengegend wütete noch immer ein scheußlicher Schmerz von dem Tritt, den Sharpe ihm versetzt hatte, und er wusste, dass er das, was er jetzt begonnen hätte, nicht zu Ende bringen würde. Abgesehen davon wollte er lieber warten, bis die Frau seines Bruders aus dem Haus war. In ein oder zwei Tagen, so nahm er sich vor, würde er sich Miss Frys englischen Stolz holen und sich damit den Hintern wischen. »Lesen Sie mir vor, was Sie geschrieben haben«, befahl er ihr.

Mit kleinlauter Stimme las ihm Sarah die Worte vor. Zufrieden wies Ferragus sie an, seinen Namen darunterzusetzen und den Brief zu siegeln. »Benutzen Sie das hier.« Er gab ihr sein eigenes Siegel, und als Sarah es in das Wachs presste, erkannte sie das Bild einer nackten Frau. Sie ignorierte es, da sie zu Recht annahm, dass Ferragus

versucht hatte, sie in Verlegenheit zu bringen. »Sie können jetzt gehen«, erklärte er ihr kühl. »Aber schicken Sie mir Miguel.«

Miguel war einer seiner vertrauenswürdigsten Männer, und er erhielt den Auftrag, den Brief dorthin zu bringen, wo der Kanonendonner ertönte. »Finden Sie meinen Bruder«, wies ihn Ferragus an, »geben Sie ihm den Brief, und bringen Sie mir seine Antwort.«

Die nächsten paar Tage würden gefährlich werden, dachte Ferragus. Ein bisschen Geld würde verloren gehen, und ein paar Leute würden sterben, aber wenn er klug war und nur ein klein wenig Glück hatte, gab es auch viel zu gewinnen.

Einschließlich Miss Fry. Die keine Rolle spielte. In gewisser Weise war ihm klar, dass sie eine Ablenkung darstellte, und Ablenkungen waren gefährlich, aber sie machten das Leben interessant. Captain Sharpe war eine weitere Ablenkung, und amüsiert bemerkte Ferragus den Zufall, dass er plötzlich besessen von zwei Engländern war. Die eine, dessen war er sicher, würde leben und kreischen, während der andere, der, der den grünen Rock trug, kreischen und sterben würde.

Er brauchte nicht mehr als ein klein wenig Glück und ein klein wenig Klugheit.

Die Strategie der Franzosen war simpel. Eine Kolonne sollte den Kamm einnehmen, sich nach Norden wenden und sich den Weg zum Gipfel erkämpfen. Die Briten und Portugiesen, die eine Wendung vollzogen, um sich dieser Bedrohung entgegenzustellen, würden dann von der zweiten Angriffskolonne am nördlichen Ende der Anhöhe niedergemacht werden, und derart dezimiert würden Wellingtons Truppen zwischen den beiden französischen Streitkräften zusammenbrechen. Massénas Kavallerie, zur Verfolgung entsandt, würde die geschlagenen Feinde den gesamten Weg bis nach Coimbra jagen. Und wenn Coimbra

erst einmal eingenommen war, war der Weg nach Lissabon nicht mehr weit.

Lissabon würde als Nächstes fallen. Britische Schiffsladungen über den Tajo würden unterbrochen werden, und weitere französische Heere würden nach Norden vordringen, um Oporto einzunehmen und den Briten damit einen weiteren wichtigen Hafen zu entreißen. Portugal würde den Franzosen gehören, und was von der britischen Armee übrig blieb, würde in Gefangenschaft geführt werden. Die Heere, die sie besiegt hatten, wären somit frei, Cadiz zu erobern und die verstreuten spanischen Armeen zu zerschlagen. Dann würde Britannien eine Entscheidung treffen müssen: Entweder sie baten um Frieden, oder ihnen standen weitere Jahre eines aussichtslosen Krieges bevor. Waren Spanien und Portugal erst einmal befriedet, konnte sich Frankreich mit seinen Armeen auf jedes beliebige neue Land stürzen, dem der Kaiser den Segen der französischen Zivilisation bringen wollte. Es war alles so unglaublich simpel, wirklich, solange nur eine Kolonne den Hügelkamm von Bussaco erreichte.

Und zwei Kolonnen waren jetzt da. Es waren beides kleine Kolonnen, sie umfassten zusammen nur sieben Bataillone, weniger als viertausend Männer, aber sie waren da, auf dem Gipfel, im Sonnenlicht, und blickten hinab auf die rauchigen Überreste der britischen Lagerfeuer. Hinter ihnen kamen mehr Franzosen nach oben, und die einzige unmittelbare Bedrohung bildete ein portugiesisches Bataillon, das auf der neuen Straße kurz hinter dem Hügelkamm nach Norden marschierte. Dieses ahnungslose Bataillon wurde von der dichtesten französischen Kolonne und einer Ladung Musketenfeuer gestellt. Und weil die Portugiesen in Kompaniekolonnen marschierten, weil sie in Marschordnung, nicht in Kampfordnung aufgestellt waren, traf die Salve in ihre führenden Truppen, und die Franzosen, die ihre Chance witterten, begannen damit, in die zerfetzte Linie einzudringen. Damit beraubten sie die Reihen im Zentrum

der Kolonne ihrer Deckung und konnten nun auch auf diese feuern. Voltigeure waren über den Gipfel, fast bis zu der neu errichteten Straße, vorgestoßen, und sie begannen jetzt, auf die Flanke der umkämpften Portugiesen zu schießen. Britische und portugiesische Frauen flohen vor den Voltigeuren und stolperten mit ihren Kindern davon.

Die Portugiesen wichen zurück. Ein Offizier versuchte, sie auf Linie zu zwingen, doch ein französischer General, der einen großen, grauen Hengst ritt, befahl seinen Männern, ihre Bajonette aufzustecken und vorzustoßen. *»En avant! En avant!«* Frenetisch begannen die Trommeln zu schlagen, während die französische Linie vorrückte, und die Portugiesen, die erwischt wurden, als sie Aufstellung einnahmen, gerieten in Panik, sobald ihre bereits durch die französische Salve dezimierten Führungstruppen zusammenbrachen. Die hinteren Kompanien hielten ihre Linien ein und versuchten, an ihren eigenen Kameraden vorbei auf die Franzosen zu schießen.

»Jesus Christus«, hatte Lawford gesagt, als er die Franzosen über der Anhöhe gesehen hatte. Er schien von dem Anblick überwältigt, und das war kein Wunder, denn er sah eine verlorene Schlacht vor sich. Er sah eine feindliche Kolonne, die ein Stück Land einnahm, auf dem sein Bataillon postiert gewesen war. Er sah eine Katastrophe, sogar persönlichen Ehrverlusts. Der französische General – zumindest nahm Sharpe an, dass er ein General war, denn auf dem blauen Rock des Mannes befanden sich so viele goldene Dekorationen wie auf dem Kleid einer erfolgreichen Hure in Covent Garden – hatte seinen mit Federn geschmückten Hut zum Zeichen des Sieges auf seinen Degen gespießt. »Guter Gott!«, rief Lawford.

»Volle Wendung«, sagte Sharpe ruhig, ohne den Colonel anzusehen, beinahe als spreche er nur zu sich selbst. »Und dann rechts geradewegs hinein.«

Lawford gab durch kein Zeichen zu verstehen, dass er den Rat gehört hatte. Er starrte auf das Entsetzliche, das sich vor

seinen Augen entfaltete, sah zu, wie die Portugiesen von Geschossen niedergemäht wurden. Diesmal waren es zur Abwechslung die Franzosen, die eine alliierte Kolonne auf der Flanke angriffen, und sie gaben den Truppen in den blauen Röcken genau das zu spüren, was sie normalerweise von ihnen einzustecken hatten. Die Franzosen hielten keine ordentliche Linie ein, sie standen nicht in ihren üblichen drei Linien, sondern bildeten eher eine dichte Kolonne von sieben oder acht Linien. Dennoch konnten genug von ihnen ihre Musketen benutzen, und die hinteren Männer drängten nach vorn, um auf die glücklosen Portugiesen zu feuern. »Setzen Sie die Plänkler ein«, sagte Lawford zu Forrest, dann warf er Sharpe einen ängstlichen Blick zu. Sharpes Gesicht blieb ausdruckslos. Er hatte seinen Vorschlag vorgetragen, es war ein unorthodoxer Vorschlag, und die Entscheidung lag nun bei dem Colonel. Die Portugiesen flüchteten jetzt, einige strömten den hinteren Hang der Anhöhe hinab, aber die meisten eilten dorthin zurück, wo ein halbes Bataillon von Rotröcken haltgemacht hatte. Die Franzosen hatten dadurch mehr Boden, den sie nutzen konnten, und, was noch besser war, sie konnten die ungeschützte linke Flanke des South Essex Regiments angreifen. »Tun Sie es jetzt«, sagte Sharpe, vielleicht nicht laut genug, sodass der Colonel ihn hören konnte.

»South Essex!«, schrie Lawford lauthals über das knatternde Krachen der Musketen hinweg. »South Essex! Volle Wendung!«

Eine Sekunde lang bewegte sich niemand. Der Befehl war so merkwürdig, er kam so unerwartet, dass die Männer ihren Ohren nicht trauten, aber dann nahmen die Offiziere der Kompanien ihn auf. »Volle Wendung! Schnell jetzt!«

Die beiden Linien des Bataillons vollzogen eine volle Wendung. Was die hintere Linie gewesen war, war jetzt die vordere Linie, und beide Linien standen mit dem Rücken zum Hang und zu der großen, stehenden Kolonne, die noch immer mit dem Hügelkamm Beschuss austauschte.

»Bataillon Rechtsschwenk auf die Neunte Kompanie!«, schrie Lawford. »Marsch!«

Das war eine Prüfung für die Fähigkeiten des Bataillons. Sie würden ausschwingen wie eine gigantische Tür, nur zwei Linien tief würden sie über das raue Land schwingen, über die Körper ihrer verwundeten Kameraden und ihre ersterbenden Feuer hinweg, und während sie das taten, mussten sie ihre Reihen einhalten, obwohl sie unter Beschuss standen, und wenn sie fertig waren, falls sie überhaupt fertig werden konnten, würden sie eine Linie von Musketen bilden, die den beiden neuen französischen Kolonnen gegenüberstand. Diese Franzosen, die die Gefahr erkannt hatten, unterbrachen ihren Angriff und begannen stattdessen auf das South Essex Regiment zu feuern. Damit erlaubten sie den Portugiesen, sich mit dem halben Bataillon von Rotröcken, das hinter ihnen die Straße hinaufmarschiert war, neu zu formieren.

»Auf die Neunte ausrichten!«, brüllte Lawford. »Wenn Sie in Position sind, Feuer eröffnen!« Die Neunte Kompanie, die die linke Flanke des Bataillons gebildet hatte, als sie noch mit den Gesichtern zum Hang gestanden hatte, bildete jetzt die rechte Flanke, und weil sie das Scharnier der Tür darstellte, hatte sie die kürzeste Strecke zu marschieren. Es dauerte lediglich Sekunden, bis die Kompanie neu formiert war, und James Hooper, ihr Captain, befahl den Männern zu laden. Die Leichte Kompanie, die für gewöhnlich außen bei der Neunten paradierte, rannte hinter dem ausschwingenden Bataillon her. »Bringen Sie Ihre Männer nach vorn, Mister Slingsby«, brüllte Lawford. »Nach vorn! Nicht nach hinten, um Gottes willen!«

»Neunte Kompanie!«, bellte Hooper. »Feuer!«

»Achte Kompanie!« Die Nächsten standen in der Linie. »Feuer!«

Die äußeren Kompanien rannten und hielten ihre geöffneten Patronentaschen fest, während sie über das unebene Gelände stolperten. Ein Mann wurde

zurückgeworfen, von einem Geschoss getroffen zuckte er. Lawford ritt hinter die schwingende Tür, und die Standartenträger folgten ihm. Musketenkugeln zischten an ihm vorbei, als die Voltigeure, die dem Bataillon am nächsten standen, begannen, auf seine Offiziere zu feuern. Die Leichte Kompanie, die sich ein Stück weit den Hügel hinunter auf der Flanke des Bataillons befand, eröffnete das Feuer auf die Franzosen, die plötzlich erkannten, dass das South Essex Regiment eine Linie zum Flankenangriff formierte, die ihnen einen der gefürchteten Kugelhagel aus britischen Musketen bescheren würde. Die Offiziere der Kolonne schrien ihre Männer an, sich in drei Linien aufzuteilen. Der General auf dem grauen Pferd stieß Männer herum, um sie schnell in Position zu bringen, und eine zerrupfte Prozession französischer Infanterie, alles Überlebende des gescheiterten ersten Angriffs, kam den Hügel herauf, um sich den sieben Bataillonen anzuschließen, die die britische Linie durchbrochen hatten. Die Trommler schlugen noch immer auf ihre Instrumente ein, und die Adler ragten in die Höhe.

»South Essex!« Lawford stand in seinen Steigbügeln. »Halbe Kompanie Feuer aus dem Zentrum!«

Die Portugiesen, die im Angesicht des vernichtenden französischen Musketenfeuers zusammengebrochen waren, kamen zurück, um sich der Linie des South Essex Regiments anzuschließen. Auch die Rotröcke formierten sich auf dieser linken Flanke. Weitere Bataillone, die vom friedlichen südlichen Ende des Hügels zum Einsatz gebracht wurden, eilten auf die Schneise zu, aber Lawford wollte sie selbst schließen. »Feuer!«, schrie er.

Das South Essex Regiment hatte einen Haufen Männer verloren, als sie auf dem Kamm der Anhöhe schwerfällig ihre Wendung vollzogen hatten, aber jetzt standen sie wieder in Reih und Glied und taten, wofür sie ausgebildet waren: feuerten und luden nach. Das war die grundlegende Fähigkeit. Das Ende des dicken Patronenpapiers abbeißen,

die Waffe laden, die Metallklappe schließen, die Muskete hochkant stellen, das Pulver einfüllen, die Kugel hineinschieben, die Kugel feststopfen, den Ladestock in die Ringe des Laufs stoßen, die Muskete schultern, den Abzugshahn voll spannen, auf den Rauch zielen, daran denken, niedrig zu zielen, und auf den Befehl warten.

»Feuer!« Die Musketen stießen gegen blau geschlagene Schultern zurück, und ohne nachzudenken, tasteten die Männer nach einer neuen Patrone, bissen das Ende mit ihren geschwärzten Zähnen ab und begannen von Neuem. Und die ganze Zeit über flogen französische Kugeln zurück, und hin und wieder ertönte das Übelkeit erzeugende Geräusch, mit dem eine Kugel in Fleisch schlug, oder der Knall, mit dem sie auf eine Muskete traf, oder ein hohles Puffen, wenn sie einen Tschako durchfuhr. Und schon lag die Muskete wieder auf der Schulter, der Hahn war zurückgezogen, der Befehl ertönte, das Pulver auf der Zündpfanne zischte auf, Funken sprühten, und dann gab es eine Pause, kürzer als der Herzschlag eines Sperlings, ehe sich das Pulver in der Waffe entzündete. Die Wange des Rotrocks brannte dabei, weil Fetzen des brennenden Pulvers von der Pfanne geschleudert wurden, und der Messinglauf schlug gegen seine Schulter, und die Corporals brüllten hinter ihm: »Aufschließen, aufschließen!«, was bedeutete, dass ein Mann getötet oder verwundet worden war.

Die ganze Zeit über drang der Lärm des Musketenfeuers aus dem Zentrum, ein unentwegtes Geräusch wie von zerbrechenden Stöcken, nur lauter, viel lauter, und die französischen Musketen schossen und schossen, aber die Männer konnten nichts sehen, denn der Pulverrauch war dichter als der Nebel, der die Anhöhe im Morgengrauen umhüllt hatte. Und alle Männer litten brennenden Durst, denn so oft sie die Patronenhülsen aufbissen, bekamen sie Prisen Salpeter vom Schießpulver in den Mund, und Salpeter trocknete einem Mann Zunge und Kehle so sehr aus, dass er nicht einmal mehr spucken konnte.

»Feuer!«, ertönte es, und die Musketen donnerten, ließen die Wolke des Pulverrauchs jäh brandhell aufleuchten, und der Hufschlag vom Pferd des Colonels näherte sich der hinteren Linie, während er versuchte, durch den Rauch etwas zu erkennen. Und an anderer Stelle, irgendwo zwischen den Linien, spielte eine Kapelle den *»Grenadier's March«*, was jedoch niemand richtig wahrnahm. Wahr nahmen sie alle lediglich die Notwendigkeit, eine neue Patrone herauszuziehen und ihre Spitze abzubeißen, die verdammte Muskete zu laden und die verdammte Sache hinter sich zu bringen.

Sie waren Diebe und Mörder und Narren und Vergewaltiger und Trunkenbolde. Nicht einer von ihnen hatte sich der Armee aus Liebe zu seinem Land angeschlossen und aus Liebe zu seinem König schon gar nicht. Sie hatten sich anwerben lassen, weil sie betrunken gewesen waren, als die Werber in ihr Dorf gekommen waren, oder weil ihnen ein Magistrat die Wahl zwischen dem Galgen und der Armee geboten hatte. Oder weil sie ein Mädchen geschwängert hatten und das Mädchen sie heiraten wollte, oder weil ein Mädchen sie nicht heiraten wollte, oder weil sie hirnlose Idioten waren, die den himmelschreienden Lügen der Werber Glauben schenkten, oder einfach weil sie in der Armee einen halben Liter Rum und drei Mahlzeiten pro Tag bekamen, und die meisten von ihnen waren seither ohne Unterlass hungrig gewesen. Sie wurden ausgepeitscht auf Befehl von Offizieren, die zum größten Teil Edelmänner waren und in ihrem Leben noch nie ausgepeitscht worden waren. Sie wurden als besoffene Idioten beschimpft, und sie wurden ohne Prozess aufgeknüpft, wenn sie auch nur ein Huhn stahlen. Sooft sie daheim in Britannien ihre Baracken verließen, wechselten ehrbare Bürger auf die andere Straßenseite, um ihnen auszuweichen. So manche Wirtschaft weigerte sich, sie zu bedienen. Sie wurden erbärmlich schlecht bezahlt, mussten jedes Stück, das sie verloren, ersetzen, und die paar Pennys, die sie für sich

behalten konnten, waren bei den meisten von ihnen schnell verspielt. Sie waren Taugenichtse und Halunken, so brutal wie Höllenhunde und so unmanierlich wie Schweine, aber sie besaßen zwei Dinge.

Sie besaßen ihren Stolz.

Und sie besaßen die unschätzbare Fähigkeit, im ganzen Zug Salven abzufeuern. Sie konnten diese Salven schneller als irgendeine Armee der Welt abfeuern. Wenn man diesen Rotröcken gegenüberstand, sausten einem die Kugeln dicht wie ein Hagelsturm entgegen. Sich ihnen in den Weg zu stellen war tödlich, und in den Klauen des Todes befanden sich jetzt die sieben französischen Bataillone, die vom South Essex Regiment in Fetzen gerissen wurden. Ein Bataillon gegen sieben, aber die Franzosen hatten sich nicht ordentlich zur Linie formiert, und jetzt versuchten die Männer an den Außenseiten, in den Schutz der Kolonne zurückzudrängen, sodass die französische Formation dichter wurde und die Kugeln unaufhörlich zuschlugen. Weitere Männer, Portugiesen wie Briten, hatten die Linie des South Essex Regiments erweitert, und dann kam das 88. Regiment, die Connaught Rangers, von Norden, und die Franzosen, die die Anhöhe eingenommen hatten, wurden von zwei Seiten von Feinden angegriffen, die wussten, wie man eine Muskete abfeuerte. Sie hatten an der Muskete geübt, bis sie sie blind, betrunken oder bei geistiger Umnachtung bedienen konnten. Sie waren die Killer in den roten Röcken, und sie waren gut.

»Können Sie irgendwas erkennen, Richard?«, schrie Lawford über den Lärm der Salven hinweg.

»Sie werden nicht standhalten, Sir!« Dank eines Wechsels des Windes, einer kleinen Brise, die den schmierigen Rauch ein paar Yards weit weggeblasen hatte, konnte Sharpe besser sehen als der Colonel.

»Bajonette?«

»Noch nicht.« Sharpe konnte erkennen, dass die Franzosen brutal niedergemacht wurden. Das South Essex

Regiment allein feuerte nahezu fünfzehnhundert Kugeln pro Minute ab, und sie waren jetzt eines von vier oder fünf Bataillonen, die zu den beiden französischen Kolonnen vorgestoßen waren. Rauch verdichtete sich um die Anhöhe und umhüllte die Franzosen, die sich hartnäckig auf dem Hügel hielten. Wie immer erstaunte es Sharpe, wie viele Schläge eine Kolonne einstecken konnte. Sie schien unter den Hieben zu erzittern, aber sie wich und wankte nicht. Sie schrumpfte einfach zusammen, als die Männer der äußeren Linien starben, und unter dem entsetzlichen Kugelhagel der britischen und portugiesischen Musketen starben sie unentwegt.

Ein großer Kerl, der einen schäbigen schwarzen Mantel trug, den Stumpen einer erloschenen Zigarre zwischen die Zähne geklemmt und sich eine schmutzige Mütze mit Quasten daran auf den Kopf gesetzt hatte, ritt hinter das South Essex Regiment. Ein halbes Dutzend Adjutanten folgte ihm, das einzige Zeichen dafür, dass dieser große, verwahrloste Mann in Zivilkleidung jemand von Bedeutung sein musste. Er sah zu, wie die Franzosen starben, beobachtete das Zugfeuer des South Essex Regiments, zog den Zigarrenstumpen zwischen seinen Zähnen hervor, betrachtete ihn missmutig und spuckte ein Tabakblatt aus. »Sie müssen Waliser in Ihrem verdammten Bataillon haben, Lawford«, knurrte er.

Lawford, von der Stimme des Mannes überrascht, fuhr herum und salutierte hastig. »Sir!«

»Nun, Mann? Haben Sie irgendwelche verdammten Waliser?«

»Ich bin sicher, wir haben welche, Sir.«

»Sie sind gut«, sagte der Mann mit der Mütze. Mit seiner erloschenen Zigarre wies er auf die Linien. »Zu gut, um Engländer zu sein, Lawford. Vielleicht gibt es in Essex ja eine walisische Siedlung?«

»Ich bin sicher, es gibt eine, Sir.«

»Sie sind sich dessen verdammt noch mal überhaupt nicht sicher«, sagte der große Mann. Sein Name war Sir Thomas Picton, und er war der General, der das Kommando über diesen Abschnitt der Anhöhe innehatte. »Ich habe gesehen, was Sie gemacht haben, Lawford«, fuhr er fort, »und ich habe geglaubt, Sie haben Ihren verdammten Verstand verloren! Volle Wendung und Rechtsschwenk, was? Mitten in einer verdammten Schlacht. Der hat wohl eine weiche Birne, habe ich gedacht, aber Sie haben das gut gemacht, Mann, verdammt gut. Ich bin stolz auf Sie. Sie müssen walisisches Blut haben. Haben Sie irgendwelche frischen Zigarren bei sich, Lawford?«

»Nein, Sir.«

»Sie sind verdammt noch mal zu nicht viel zu gebrauchen, was?« Picton nickte kurz und ritt davon, gefolgt von seinen Adjutanten, deren Uniformen so tadellos in Ordnung waren, wie die Kleidung ihres Herrn zu wünschen übrig ließ. Lawford straffte sich, sah wieder nach den Franzosen und stellte fest, dass sie zusammenbrachen.

Major Leroy hatte den General gehört und kam jetzt zu Sharpe herübergeritten. »Wir haben Picton beeindruckt«, sagte er und zog seine Pistole. »So sehr beeindruckt, dass er meint, Lawford müsse walisisches Blut haben.«

Sharpe lachte.

Leroy zielte mit der Pistole und feuerte in die Überbleibsel der nächststehenden französischen Kolonne. »Als ich noch ein Jungspund war«, sagte Leroy, »habe ich Waschbären geschossen, Sharpe.«

Sharpe entdeckte in der Vierten Kompanie eine Muskete, die nicht mehr feuerte. Zersplitterter Feuerstein, vermutete er, zog einen neuen aus seiner Tasche und rief den Mann beim Namen. »Da, fangen Sie«, bellte er und warf den Feuerstein über die hintere Linie hinweg, ehe er sich wieder Leroy zuwandte. »Was ist denn ein Waschbär?«

»Ein verdammt nutzloses Tier, Sharpe, eines, das Gott in die Welt gesetzt hat, um einem Jungen das Zielen

beizubringen. Warum weichen denn diese Bastarde nicht?«

»Sie werden schon weichen.«

»Und dabei könnten sie Ihre Kompanie mitnehmen«, sagte Leroy und wies mit dem Kopf nach dem Hang, als wolle er Sharpe raten, sich die Sache selbst anzusehen.

Sharpe ritt auf die Flanke der Linie und stellte fest, dass Slingsby die Kompanie den Hang hinunter und nach Norden geführt hatte. Dort standen sie in aufgelöster Ordnung und feuerten hügelaufwärts auf die französische Linksflanke, während eine Hand voll seiner Männer hügelabwärts schossen, um ein paar zerstreute, zögerliche Franzosen daran zu hindern, die Kolonne zu verstärken. Wollte Slingsby unbedingt den Helden spielen? Glaubte er etwa, die Kompanie könne der französischen Kolonne auf sich allein gestellt den Weg abschneiden? Augenblicklich begriff Sharpe, dass die Franzosen in die Knie gehen würden, und dann würden nahezu sechstausend Mann über den Kamm stürmen und den Hang hinabjagen, um dem Gemetzel zu entfliehen. Sie würden die Leichte Kompanie hinwegwischen wie ein Häufchen Häcksel. Und dieser Moment rückte sogar noch näher, als Sharpe vom hinteren Ende des Schlachtgetümmels her den Knall einer Kanone hörte. Es war eine Kartätsche, eine Blechhülse, die an der Mündung der Kanone auseinandersplitterte und seine Ladung aus gehackten Eisenteilen wie aus einem Geschütz des Teufels in alle Richtungen schleuderte. Sharpe hatte keine Minute mehr Zeit, ihm blieben nur Sekunden, also trieb er das Pferd den Hügel hinunter. »Zurück zur Linie!«, schrie er seine Männer an. »Zurück! Schnell!«

Slingsby warf ihm einen empörten Blick zu. »Wir halten sie auf«, protestierte er. »Wir können jetzt nicht zurück.«

Sharpe sprang vom Pferd und gab Slingsby die Zügel. »Zurück zum Bataillon, Slingsby, das ist ein Befehl. Jetzt!«

»Aber …«

»Gehen Sie!« Sharpe bellte wie ein Sergeant.

Widerstrebend stieg Slingsby in den Sattel, und Sharpe brüllte seine Männer an: »Zum Bataillon formieren!«

Und in diesem Augenblick brach der Widerstand der Franzosen zusammen.

Sie hatten länger durchgehalten, als irgendein General hätte verlangen können. Sie hatten den Hügelkamm eingenommen, und einen glorreichen Moment lang hatte es ausgesehen, als gehöre ihnen der Sieg, aber die massive Verstärkung, die sie gebraucht hätten, hatten sie nicht bekommen, und die britischen und portugiesischen Bataillone hatten sich neu formiert, sie auf der Flanke angegriffen und sie dann mit ihren ununterbrochenen Salven niedergemacht. Keine Armee der Welt hätte gegen diese Salven bestehen können, aber die Franzosen hatten sie ausgehalten, bis Tapferkeit allein nicht länger genügte und ihr einziger verbliebener Instinkt ihnen befahl, ums Überleben zu kämpfen. Sharpe sah die blauen Uniformen wie eine brechende Welle über den Horizont stürzen. Er und seine Männer rannten. Slingsby war ihnen weit voraus, er trieb sein Pferd bergan, auf James Hoopers Neunte zu, und die Männer, die sich links von der Plänklerlinie befunden hatten, waren einigermaßen sicher, aber die meisten der Plänkler konnten dem Ansturm nicht mehr entfliehen.

»Um mich formieren«, bellte Sharpe. »Zum Karree zusammen!«

Es war ein Verzweiflungsmanöver, wie es geschlagene Infanteristen in ihren letzten Augenblicken gegen anstürmende Kavalleristen benutzten, aber es erfüllte seinen Zweck. Dreißig bis vierzig Männer rannten zu Sharpe, wandten sich nach außen und befestigten ihre Bajonette. »Kante nach Süden, Jungs«, sagte Sharpe ruhig. »Weg von ihnen.«

Harper hatte seine Salvenbüchse von der Schulter genommen. Die Welle der Franzosen teilte sich, um das Karree der Rotröcke und Schützen zu umgehen, sie strömten an ihren Seiten entlang, aber Sharpe hielt die Männer in

Bewegung, einen Yard nach dem anderen, um auf diese Weise der Strömung zu entfliehen. Ein Franzose hatte Sharpes Männer nicht gesehen und rannte Perkins in sein Schwertbajonett. Dort blieb er stehen, bis der Junge den Abzug betätigte und den Mann in einer Fontäne von Blut von seiner langen Klinge schoss.

»Langsam gehen«, sagte Sharpe ruhig, »langsam gehen!«

In diesem Augenblick kam der französische General auf dem grauen Pferd mit gezogenem Degen und golden glänzenden Tressen auf die Schützen zu. Er schien erstaunt, eine Einheit der Feinde in seinem Weg zu finden, und instinktiv nahm er seinen Degen herunter, um mit gezückter Waffe einen Angriff zu starten. Harper betätigte den Abzug, und vier oder fünf Männer taten es ihm nach. In einer Kaskade von Blut verschwanden der Kopf des Pferdes und der Mann dahinter. Beide gingen zu Boden, das Pferd rutschte mit schlegelnden Hufen den Abhang hinab, und Sharpe brüllte seinen Männern zu, nach links auszuweichen, um dem sterbenden Tier zu entgehen. Der Reiter, in dessen Stirn ein Einschussloch prangte, kam zu den Füßen der Männer zum Liegen. »Es ist ein verdammter General, Sir«, murmelte Perkins verblüfft.

»Nur die Ruhe bewahren«, sagte Sharpe. »Kante nach links.« Sie waren jetzt aus dem Strom der Franzosen heraus, die verzweifelt in die Tiefe strebten, über Leichen hinwegsprangen und nichts im Sinn hatten, als den Musketenkugeln zu entfliehen. Die britischen und portugiesischen Bataillone folgten ihnen, nicht um sie zu jagen, sondern um auf dem Kamm eine Linie zu formieren, von der aus sie den Flüchtlingen zusetzten. Ein paar Kugeln zischten über Sharpes Kopf hinweg. »Jetzt aufbrechen!«, befahl er seinen Männern, die sich aus dem Karree lösten und auf das Bataillon zustürmten.

»Das war knapp«, sagte Harper.

»Ihr wart verdammt noch mal am falschen Platz.«

»Gesund war das nicht«, sagte Harper, dann drehte er sich um, um zu prüfen, ob ein Mann zurückgelassen worden war. »Perkins! Was zum Teufel haben Sie denn da?«

»Es ist ein französischer General, Sergeant«, antwortete Perkins. Er hatte die Leiche den ganzen Weg den Hügel hinaufgezerrt, und jetzt kniete er davor nieder und begann, die Taschen zu durchsuchen.

»Lassen Sie die Leiche in Ruhe!« Der Rufer war Slingsby, der – jetzt zu Fuß – zurückgekommen war und auf die Kompanie zustrebte. »Formieren Sie sich an der Neunten Kompanie, Habachtstellung einnehmen. Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen das in Ruhe lassen!«, herrschte er Perkins an, der seinen Befehl ignoriert hatte. »Schreiben Sie den Namen dieses Mannes auf, Sergeant«, wies er Huckfield an.

»Perkins«, sagte Sharpe. »Untersuchen Sie diese Leiche gründlich! Lieutenant …«

Slingsby sah Sharpe mit aufgerissenen Augen an. »Sir?«

»Kommen Sie mit.« Sharpe ging zur Linken davon, bis er sich sicher außer Hörweite der Kompanie befand, dann wandte er sich Slingsby zu, und sein ganzer aufgestauter Zorn platzte aus ihm heraus. »Hören Sie zu, Sie gottverdammter Bastard, Sie hätten eben um ein verdammtes Haar diese Kompanie verloren. Verloren! Jeden verdammten Mann! Und die Männer wissen das. Also halten Sie Ihren verdammten Mund, bis Sie gelernt haben, wie man kämpft.«

»Sie werden beleidigend, Sharpe!«, protestierte Slingsby.

»Das ist meine Absicht.«

»Das nehme ich nicht hin«, sagte Slingsby steif. »Von Leuten Ihres Schlages lasse ich mich nicht beleidigen, Sharpe.«

Sharpe lächelte, und es war kein schönes Lächeln. »Von Leuten meines Schlages, Slingsby? Ich werde Ihnen sagen, was ich bin, Sie jämmerlicher kleiner Bastard. Ich bin ein Killer. Ich habe seit fast dreißig verdammten Jahren Männer getötet. Sie wollen ein Duell? Ich habe nichts dagegen.

Degen, Pistole, Messer, was immer Ihnen verdammt noch mal gefällt, Slingsby. Lassen Sie mich einfach wissen, wann und wo. Aber bis dahin halten Sie ihren verdammten Mund, und ziehen Sie Leine.« Er ging zurück zu Perkins, der den französischen Offizier praktisch nackt ausgezogen hatte. »Was haben Sie gefunden?«

»Geld, Sir.« Perkins warf einen Blick nach dem wütenden Slingsby, dann sah er wieder Sharpe an. »Und diese Scheide, Sir.« Er zeigte Sharpe eine Scheide, die in blauen Samt geschlagen und mit kleinen goldenen Ns besetzt war.

»Das ist vermutlich Messing«, sagte Sharpe. »Aber man weiß ja nie. Behalten Sie die Hälfte des Geldes, und verteilen Sie den Rest.«

Alle Franzosen hatten sich mittlerweile zurückgezogen, mit Ausnahme derer, die tot oder verwundet waren. Die Voltigeure, die den felsigen Vorsprung eingenommen hatten, waren jedoch geblieben, und diese Männer hatten durch einige Überlebende der besiegten Kolonnen Verstärkung erhalten. Der Rest dieser Überlebenden hatte in der Mitte des Hangs haltgemacht und starrte von dort nach oben. Keiner war den gesamten Weg ins Tal zurückgekehrt, über dem sich nun alle Nebel gelichtet hatten, sodass die französischen Kanoniere mit ihren Granaten zielen konnten. Die Geschosse sausten den Hügel hinauf, zogen Rauchschwaden hinter sich her und schlugen zwischen den verstreuten Toten ein. Die Plänklerkompanien der Briten und Portugiesen zogen zwischen den explodierenden Granaten nach unten, um eine Reihe von Wachtposten zu bilden, aber Sharpe führte seine eigenen Männer, ohne dass er dazu von Lawford oder einem anderen einen Befehl erhalten hatte, an die Stelle, wo der Hügel in den von Felsbrocken bedeckten Vorsprung überging, den die Franzosen immer noch hielten. »Schützen«, befahl er seinen Männern. »Passt auf, dass die dort ihre Köpfe unten halten.«

Er ließ seine Schützen auf die Franzosen schießen, die – mit Musketen bewaffnet – das Feuer nicht erwidern konnten.

In der Zwischenzeit suchte Sharpe den unteren Teil des Hügels mit seinem Fernglas ab. Unter den übereinanderliegenden toten Franzosen suchte er nach einer Leiche im grünen Rock, aber er konnte kein Zeichen von Corporal Dodd ausmachen.

Sharpes Schützen behielten ihre vereinzelten Schießübungen bei. Er schickte die Rotröcke ein paar Schritte zurück, sodass sie für die französischen Kanoniere am Fuß des Hügels kein einladendes Ziel darstellten. Der Rest der britischen Truppen war ebenfalls zurückmarschiert und verweigerte der feindlichen Artillerie damit ein klares Ziel, aber die Gegenwart der Plänklerkette auf dem vorderen Hang ließ die besiegte feindliche Armee wissen, dass die Salven noch immer auf sie warteten und lediglich außer Sicht waren. Niemand versuchte, vorzustoßen, und dann verstummten die französischen Geschütze eines nach dem anderen, und der Rauch verzog sich allmählich vom Hügel.

Dann fielen eine Meile weiter nördlich plötzlich Schüsse. Ein paar Sekunden lang feuerten lediglich ein oder zwei Geschütze, dann eröffneten ganze Batterien das Feuer, und das Donnergrollen brach von Neuem los. Der nächste französische Angriff stand bevor.

Lieutenant Slingsby schloss sich der Kompanie nicht wieder an, sondern begab sich stattdessen zum Bataillon. Sharpe kümmerte sich nicht darum.

Er blieb auf dem Abhang, beobachtete die Franzosen und wartete.

»Dieser Brief«, ließ Ferragus Sarah wissen, »ist für einen *Senhor* Verzi bestimmt.« Er ging hinter ihr auf und ab, dass die Dielen unter seinem Gewicht knarrten. Der Lärm der Geschütze ließ das große Fenster sacht erzittern, durch das Sarah am Ende der Straße, die sich bergab erstreckte, gerade so den Fluss Mondego erkennen konnte. »Schreiben

Sie *Senhor* Verzi, dass er in meiner Schuld steht«, befahl ihr Ferragus.

Die Feder kratzte. Sarah, die herbeordert worden war, um einen zweiten Brief zu schreiben, hatte sich einen Schal um den Hals gelegt, sodass zwischen ihrem Haaransatz und dem hohen, bestickten Kragen ihres blauen Kleides kein Streifen Haut unbedeckt blieb.

»Schreiben Sie ihm, er kann sämtliche Schulden, die er bei mir hat, mit einem einzigen Gefallen begleichen. Ich bitte ihn um Unterbringung auf einem seiner Boote. Ich möchte eine Kabine für die Frau meines Bruders, für seine Kinder und seinen Haushalt.«

»Nicht so schnell, *senhor*«, bat Sarah. Sie tauchte die Feder ein und schrieb. »Für die Frau Ihres Bruders, für seine Kinder und seinen Haushalt«, wiederholte sie, als sie fertig war.

»Ich schicke die Familie samt ihrer Dienstboten nach Lissabon«, fuhr Ferragus fort, »und ich bitte *Senhor* Verzi, nein ich verlange von ihm, dass er sie auf einem geeigneten Schiff sicher unterbringt.«

»Auf einem geeigneten Schiff«, wiederholte Sarah.

»Wenn die Franzosen nach Lissabon kommen«, sprach Ferragus weiter, »soll das Schiff sie auf die Azoren bringen und dort abwarten, bis eine gefahrlose Rückkehr möglich ist. Schreiben Sie, er soll die Frau meines Bruders innerhalb von drei Tagen nach Erhalt dieses Briefes erwarten.« Er wartete ab. »Und schreiben Sie zu guter Letzt, dass ich weiß, er wird die Angehörigen meines Bruders behandeln, als wären sie seine eigenen.« Verzi tat gut daran, sie anständig zu behandeln, dachte Ferragus. Solange er nicht wollte, dass ihm jemand in einer dunklen Allee von Lissabon die Eingeweide in flüssige Tunke verwandelte. Er blieb stehen und starrte auf Sarahs Rücken hinab. Er konnte sehen, wie sich ihr Rückgrat durch den blauen Stoff abzeichnete. Er wusste, dass sie sich seines Blickes bewusst war, und konnte

ihre Empörung förmlich spüren. Es amüsierte ihn. »Lesen Sie mir den Brief vor.«

Sarah las, und Ferragus blickte aus dem Fenster. Verzi würde tun, was er wollte, das wusste er, und somit würden Major Ferreiras Frau und seine Kinder weit weg sein, wenn die Franzosen kamen. Sie würden den Vergewaltigungen und dem Gemetzel entgehen, das sich zweifellos abspielen würde, und wenn die Franzosen sich beruhigt hatten, wenn sie ihre Gelüste befriedigt hatten, würde die Familie gefahrlos zurückkehren können.

»Sie hören sich an, als wären Sie sicher, dass die Franzosen kommen, *senhor«,* sagte Sarah, sobald sie zu Ende vorgelesen hatte.

»Ich weiß nicht, ob sie kommen oder nicht«, erwiderte Ferragus. »Aber ich weiß, dass Vorbereitungen getroffen werden müssen. Wenn sie kommen, befindet sich die Familie meines Bruders in Sicherheit. Wenn sie nicht kommen, werden *Senhor* Verzis Dienste eben nicht benötigt.«

Sarah streute Sand auf das Papier. »Wie lange würden wir denn auf den Azoren warten?«, fragte sie.

Ferragus lächelte über ihr Missverständnis. Er hatte keineswegs die Absicht, Sarah auf die Azoren zu senden, aber dies war nicht der rechte Moment, um ihr das mitzuteilen. »So lange wie nötig«, sagte er.

»Vielleicht kommen die Franzosen ja gar nicht«, bemerkte Sarah gerade, als eine neuerlicher Salve des Kanonenfeuers lauter denn je herüberdröhnte.

»Die Franzosen haben jeden Flecken Erde in Europa erobert«, sagte Ferragus und gab ihr das Siegel. »Niemand außer uns kämpft noch gegen sie. Mehr als hunderttausend Franzosen haben die Armeen in Spanien verstärkt. Sie haben wie viele Soldaten südlich der Pyrenäen? Dreihunderttausend? Glauben Sie wirklich, Miss Fry, dass wir gegen eine solche Übermacht gewinnen können? Und selbst wenn wir heute gewinnen, werden sie wiederkommen und noch mehr mitbringen.«

Er schickte drei Männer mit dem Brief los. Die Straße nach Lissabon war einigermaßen sicher, aber er hatte gehört, dass es in der Stadt selbst Schwierigkeiten gab. Die Leute dort waren überzeugt, dass die Briten vorhatten, sich aus Portugal zurückzuziehen und das Land damit den Franzosen zu überlassen, und in den Straßen hatte es Aufruhr gegeben, also musste auf den Brief gut aufgepasst werden. Und der Brief war kaum unterwegs, als zwei weitere seiner Männer kamen, die Nachrichten von noch mehr Schwierigkeiten brachten. Ein Stadtkämmerer war im Lagerhaus eingetroffen und bestand darauf, dass die Lager zerstört werden sollten.

Ferragus schnallte sich einen Messergurt um, steckte sich eine Pistole in die Tasche und machte sich auf den Weg durch die Stadt. Viele Leute waren in den Straßen unterwegs und lauschten dem entfernten Kanonendonner, als könnte ihnen das An- und Abschwellen des Lärms verraten, wie die Schlacht verlief. Sie gaben Ferragus den Weg frei, die Männer zogen ihre Hüte, als er vorbeiging. Zwei Priester, die die Kostbarkeiten aus ihrer Kirche auf einen Handkarren luden, bekreuzigten sich, als sie ihn sahen, und Ferragus revanchierte sich, indem er mit seiner linken Hand das Gehörn des Teufels formte und dann auf das Pflaster spuckte. »Ich habe dieser Kirche vor einem Jahr dreißigtausend *vinténs* gespendet«, sagte er zu seinen Männern. Das war ein kleines Vermögen, nahezu hundert Pfund in englischem Geld. Er lachte. »Priester«, schnaubte er, »sind wie Frauen. Gib ihnen etwas, und sie hassen dich.«

»Dann geben Sie ihnen doch nichts«, schlug einer seiner Männer vor.

»Der Kirche gibt man nun einmal«, erwiderte Ferragus, »denn damit erwirbt man sich den Weg ins Himmelreich. Aber von einer Frau nimmt man besser. Auch damit erwirbt man sich den Weg ins Himmelreich.« Er bog in eine schmale Allee ab und schob sich durch eine Tür in ein riesiges Lagerhaus, in das durch verstaubte Deckenfenster trübes

Licht fiel. Katzen fauchten ihn an, dann sprangen sie davon. Es gab hier Dutzende von Katzen, die den Inhalt des Lagerhauses vor Ratten schützten. Ferragus wusste, dass sich das Lager bei Nacht in ein blutiges Schlachtfeld verwandelte, wenn die Ratten gegen die hungrigen Katzen kämpften, aber letzten Endes trugen die Katzen immer den Sieg davon und schützten die Fässer mit Zwieback, die Säcke voll Weizen, Hafer und Mais, die Blechbehälter, die mit Reis gefüllt waren, die Kisten mit eingesalzenem Kabeljau und die Bottiche mit eingesalzenem Rindfleisch. Es befand sich genug Essbares im Raum, um Massénas Armee auf dem ganzen Weg bis nach Lissabon zu ernähren, und genug Fässer mit Tabak, um sie den ganzen Weg zurück nach Paris über husten zu lassen. Er bückte sich, um einen großen, einäugigen Kater, der Narben aus hundert Kämpfen davongetragen hatte, am Hals zu kraulen. Die Katze fletschte vor Ferragus die Zähne, ließ dann aber die Liebkosung zu. Schließlich wandte sich Ferragus zwei seiner Männer zu, die bei dem Kämmerer standen, der eine grüne Schärpe trug, um zu zeigen, dass er sich im Dienst befand.

Der Kämmerer war der offizielle Lagerverwalter, der von der Regierung eingestellt worden war, um sicherzustellen, dass ausreichend Rationen für die portugiesische Armee vorhanden waren. Jede nennenswerte Stadt in Portugal hatte einen solchen Kämmerer, der sich vor der Junta für Vorräte in Lissabon verantworten musste, und der Lagerverwalter von Coimbra war ein dicklicher Mann mittleren Alters, der den Namen Rafael Pires trug. Er riss sich den Hut vom Kopf, als er Ferragus erkannte, und schien im Begriff, auf ein Knie zu sinken.

»*Senhor* Pires«, grüßte Ferragus ihn ziemlich freundlich. »Geht es Ihrer Frau und Ihren Kindern gut?«

»Ja, das tut es, *senhor,* dem Himmel sei Dank.«

»Sind sie noch hier? Haben Sie sie nicht nach Süden gesandt?«

»Sie sind gestern aufgebrochen. Ich habe eine Schwester in Bemposta.« Bemposta war ein kleiner Ort nicht weit von Lissabon, die Art von Städtchen, die die Franzosen bei ihrem Vorstoß womöglich ignorieren würden.

»Dann können Sie sich glücklich schätzen. Sie werden nicht in den Straßen von Lissabon hungern müssen. Also, was führt Sie hierher?«

Pires fingerte an seinem Hut herum. »Ich habe Befehle, Sir.«

»Befehle?«

Pires wies mit seinem Hut auf die gewaltigen Stapel von Lebensmitteln. »Das muss alles vernichtet werden, *senhor.* Das alles.«

»Wer sagt das?«

»Der Generalmajor.«

»Und Sie nehmen Befehle von ihm entgegen?«

»Ich bin angewiesen, das zu tun, *senhor.*«

Der Generalmajor war der militärische Kommandant von Coimbra und den umliegenden Bezirken. Seiner Verantwortung oblag es, die *Ordenança,* die Bürgerwehr, zu rekrutieren, die die Armee für den Fall, dass die Feinde einrückten, verstärken konnte. Vom Generalmajor wurde darüber hinaus erwartet, dass er die Dekrete der Regierung durchsetzte.

»Was werden Sie also tun?«, wandte sich Ferragus an Pires. »Alles aufessen?«

»Der Generalmajor schickt Männer her«, antwortete Pires.

»Hierher?« Ferragus' Stimme hatte jetzt einen gefährlichen Tonfall angenommen.

Pires holte Atem. »Sie haben meine Unterlagen, *senhor*«, erklärte er. »Sie wissen, dass Sie Lebensmittel eingekauft haben. Wie könnten sie das nicht wissen? Sie haben viel Geld ausgegeben, *senhor*. Ich habe Anweisung, das alles ausfindig zu machen.«

»Und dann?«, erkundigte sich Ferragus.

»Es muss vernichtet werden«, beharrte Pires und dann, wie um zu zeigen, dass er selbst in dieser Situation hilflos war, berief er sich auf eine höhere Instanz: »Die Engländer bestehen darauf.«

»Die Engländer«, knurrte Ferragus. *»Os ingleses por mar!«*, schrie er Pires an, dann beruhigte er sich wieder. Die Engländer waren nicht das Problem. Pires war es. »Sie sagen, der Generalmajor hat Ihre Papiere an sich genommen?«

»Allerdings.«

»Aber er weiß nicht, wo die Lebensmittel gelagert sind?«

»Die Unterlagen geben lediglich Auskunft darüber, wie viele Lebensmittel sich in der Stadt befinden«, antwortete Pires, »und wem sie gehören.«

»Er kennt also meinen Namen?«, wollte Ferragus wissen. »Und er hat eine Liste meiner Lager?«

»Keine komplette Liste, *senhor*.« Pires bestaunte die massiven Lebensmittelstapel und fragte sich, wie Ferragus so viel hatte zusammentragen können. »Er weiß nur, dass Sie einige Vorräte gelagert haben, und er sagte, ich müsse ihm deren Vernichtung garantieren.«

»Also garantieren Sie sie«, sagte Ferragus leichthin.

»Er schickt Männer, die es überprüfen, *senhor*«, widersprach Pires. »Ich soll sie hierher führen.«

»Sie wissen also nicht, wo sich die Lager befinden«, sagte Ferragus.

»Ich soll heute Nachmittag eine Suchaktion durchführen, *senhor*, in jedem Warenhaus in der Stadt.« Pires zuckte mit den Schultern. »Ich bin gekommen, um Sie zu warnen«, fügte er als hilflosen Appell hinzu.

»Ich bezahle Sie, Pires«, sagte Ferragus, »damit meine Lebensmittel nicht zu einem Preis, der Diebstahl gleichkommt, konfisziert werden, um die Armee zu füttern. Und jetzt wollen Sie Männer hierher führen, die sie vernichten?«

»Vielleicht könnten Sie sie ja umlagern?«, schlug Pires vor.

»Umlagern!«, brüllte Ferragus. »Und wie in Gottes Namen soll ich sie umlagern? Ich würde hundert Männer und zwanzig Wagen dazu brauchen.«

Pires zuckte lediglich mit den Schultern.

Ferragus starrte auf den Kämmerer hinab. »Sie sind gekommen, um mich zu warnen«, sagte er mit gedämpfter Stimme, »denn Sie werden diese Soldaten herbringen, richtig? Und Sie wollen nicht, dass ich Ihnen die Schuld gebe, ist es so?«

»Sie bestehen darauf, *senhor*, sie bestehen darauf.« Pires hatte sich jetzt aufs Betteln verlegt. »Und wenn unsere eigenen Truppen nicht kommen, dann kommen die Briten.«

»Os ingleses por mar«, knurrte Ferragus und benutzte seine Linke, um einen Faustschlag in Pires' Gesicht zu landen. Der Schlag war schnell und außerordentlich kraftvoll, ein Schwinger, der dem Kämmerer die Nase brach und ihn mit blutenden Nasenlöchern rückwärtstaumeln ließ. Ferragus folgte ihm rasch, benutzte seine verwundete Rechte und hieb sie Pires in den Bauch. Der Schlag tat Ferragus weh, aber er ignorierte den Schmerz, weil einem Mann nichts anderes übrig blieb. Schmerz musste ausgehalten werden, und wenn ein Mann keinen Schmerz ertragen konnte, dann sollte er eben nicht kämpfen.

Ferragus drängte Pires gegen die Wand des Lagerhauses und schlug systematisch auf ihn ein, links und rechts, jeder Schlag aus kurzer Entfernung, doch mit der Kraft eines Hammers geführt. Die Fäuste drangen auf den Leib des Kämmerers ein, brachen ihm die Rippen, die Wangenknochen, und auf Ferragus' Hände und Ärmel spritzte Pires' Blut. Er aber schenkte dem Blut so wenig Beachtung, wie er dem Schmerz in seiner Hand und seinen Lenden Beachtung schenkte. Er tat, was er zu tun liebte, und schlug jetzt noch härter zu, um das erbärmliche Geschrei und Geheule des Kämmerers zum Verstummen zu bringen. Er sah, wie der Atem des Mannes rosafarbene Blasen warf, als seine riesige Faust die gebrochenen Rippen

in seine Lungen trieb. Es erforderte enorme Kräfte, so etwas zu tun. Einen Mann mit den bloßen Händen zu töten, ohne ihn zu erwürgen.

Pires sackte gegen die Wand. Er hatte keine Ähnlichkeit mit einem Menschen mehr, obwohl er immer noch lebte. Alles Fleisch, was von ihm sichtbar war, war geschwollen, blutig, aufgeplatzt. Seine Augen hatten sich geschlossen, seine Nase war gebrochen, sein Gesicht war eine blutige Maske, seine Zähne waren zersplittert, seine Lippen waren zu Fetzen zerfranst, sein Brustkorb war zerdrückt, sein Unterleib war zerschlagen, und dennoch schaffte er es, aufrecht an der Wand des Lagerhauses stehen zu bleiben. Sein zerstörtes Gesicht flog blindlings von links nach rechts, dann traf ein Faustschlag ihn am Kiefer, und der Knochen brach mit hörbarem Krachen. Pires taumelte, stöhnte und stürzte endlich zu Boden.

»Heben Sie ihn auf«, befahl Ferragus und zog sich den Mantel und das Hemd aus.

Zwei Männer packten Pires unter den Armen und zerrten ihn in die Höhe. Ferragus trat vor ihn hin und schlug mit grausamer Intensität zu. Seine Fäuste flogen nicht weit, dies waren keine langen, ausholenden Schläge, sondern kurze, präzise Hiebe, die mit Übelkeit erregender Kraft auftrafen. Er bearbeitete den Bauch des Mannes, dann machte er mit dem Brustkorb weiter, ließ die Fäuste darauf trommeln, sodass Pires’ Kopf bei jedem Schlag hin und her schwang. Aus seinem blutigen Mund spritzten Tropfen geröteten Speichels auf Ferragus’ Brust. Er schlug weiter, bis der Kopf des Mannes zurück und dann auf die Seite fiel wie bei einer Marionette, der das Hauptseil gerissen war. Aus der zerschmetterten Kehle drang ein rasselnder Laut. Ferragus schlug ihn ein letztes Mal und trat zurück. »Bringen Sie ihn in den Keller«, befahl er. »Und schlitzen Sie ihm den Bauch auf.«

»Den Bauch aufschlitzen?«, fragte einer seiner Männer, der glaubte, er müsse sich verhört haben.

»Geben Sie den Ratten etwas zu tun«, erwiderte Ferragus. »Denn je eher sie ihn erledigt haben, desto eher ist er weg.« Er ging hinüber zu Miguel, der ihm einen Lappen reichte, mit dem er sich Blut und Speichel von der Brust und den Armen wischte, die mit Tätowierungen übersät waren. Auf beiden Unterarmen prangten von Ketten umschlungene Anker, auf seinem Brustkorb gab es drei Meerjungfrauen, und Schlangen schlängelten sich um seine mächtigen Oberarme. Auf seinem Rücken befand sich ein Kriegsschiff in vollen Segeln und am Heck eine britische Flagge. Er streifte das Hemd und den Mantel wieder über, dann sah er zu, wie die Leiche in den hinteren Teil des Lagerhauses geschleift wurde, wo eine Bodenklappe in den Keller führte. In dieser Dunkelheit faulte bereits eine Leiche mit aufgeschlitztem Bauch vor sich hin, die Überbleibsel eines Mannes, der versucht hatte, Ferragus' gehortete Waren an die Behörden zu verraten. Nun hatte es ein weiterer versucht, war gescheitert und gestorben.

Ferragus schloss das Lagerhaus ab. Wenn die Franzosen nicht kamen, überlegte er, konnte er die Lebensmittel legal und mit Gewinn verkaufen, und wenn sie kamen, ließe sich damit sogar noch größerer Gewinn erzielen. In den nächsten paar Stunden würde sich das alles herausstellen. Er bekreuzigte sich, und dann machte er sich auf die Suche nach einer Taverne, denn er hatte einen Mann getötet und war durstig.

Niemand vom Bataillon kam herüber, um Sharpe Befehle zu erteilen, was ihm nur recht war. Er stand Wache auf dem felsigen Vorsprung, wo seiner Schätzung nach etwa hundert französische Infanteristen ihre Köpfe duckten, um seinem unentwegten Beschuss zu entgehen. Er wünschte, er hätte genug Männer zur Verfügung, um die Voltigeure von dem Hügel zu vertreiben, denn ihre Gegenwart war wie eine Einladung an den Feind, den Aufstieg auf den Gipfel erneut

zu wagen. Sie konnten ein paar Bataillone hoch zu der Felsnase schicken und diese dann benutzen, um entlang des Vorsprungs anzugreifen. Und zu solchem Vorgehen wurden sie womöglich durch die neuen französischen Einheiten, die sich eine Meile weiter nördlich befanden, noch ermutigt.

Sharpe ging einen schmalen Pfad am Vorsprung entlang und wagte sich offenbar zu weit vor, denn zwei Musketengeschosse sausten an ihm vorbei, als er in die Hocke ging und sein Fernglas hervorholte. Er ignorierte die Voltigeure, wohl wissend, dass sie sich außerhalb der Reichweite befanden, in der man mit einer Muskete noch akkurat zielen konnte, und starrte stattdessen auf die riesigen französischen Kolonnen, die die bessere Straße hinaufstiegen, die sich bis zu dem Dorf knapp unterhalb des nördlichen Hügelkamms in die Höhe schlängelte. Eine steinerne Windmühle, der man die Flügel entfernt hatte und deren Apparatur wie bei jeder anderen Mühle im portugiesischen Binnenland zerlegt worden war, stand nahe beim Kamm selbst, und neben dem gedrungenen Turm wartete eine Gruppe von Reitern, aber sonst konnte Sharpe keine Truppen sehen, mit Ausnahme der beiden französischen Kolonnen, die sich auf halber Höhe der Straße befanden, und einer dritten, kleineren Kolonne, die ein Stück weiter hinten marschierte. Die riesigen französischen Formationen zeichneten sich schwarz gegen den Hügel ab. Britische und portugiesische Geschütze feuerten vom Kamm und verschleierten mit ihrem grauweißen Rauch die Sicht.

»Sir! Mister Sharpe, Sir!« Es war Patrick Harper, der nach ihm rief.

Sharpe schob das Fernglas zusammen, ging den Weg zurück und entdeckte dabei den Grund für Harpers Ruf. Zwei Kompanien von *Cazadores* in braunen Röcken näherten sich dem Vorsprung, und Sharpe vermutete, dass die portugiesischen Truppen Befehl hatten, den Feind von der Felsnase zu vertreiben. Zwei Neunpfünder wurden in eine neue Position gebracht, um ihren Angriff zu unterstützen,

aber Sharpe rechnete ihnen keine allzu guten Chancen aus. Zahlenmäßig waren die *Cazadores* und die Voltigeure in etwa ausgeglichen, aber die Franzosen hatten Deckung, und es würde einen hässlichen Kampf geben, wenn sie beschlossen, die Stellung zu halten.

»Ich wollte nicht, dass Sie im Weg stehen, wenn diese Kanoniere anfangen zu feuern«, erklärte Harper und wies mit dem Kopf auf die beiden Neunpfünder.

»Anständig von Ihnen, Pat.«

»Wenn Sie sterben, würde Slingsby übernehmen«, erwiderte Harper ohne eine Spur von Unterwürfigkeit.

»Und das möchtest du nicht?«, fragte Sharpe.

»Ich komme aus Donegal, Sir, ich finde mich mit aller Unbill, die der liebe Herrgott mir sendet, ab.«

»Er hat mich gesendet, Pat, er hat mich gesendet.«

»Die Wege des Herrn sind unergründlich«, warf Harris ein.

Die *Cazadores* warteten fünfzig Schritte hinter Sharpe. Er achtete nicht auf sie, sondern fragte stattdessen noch einmal, ob einer der Männer Dodd gesehen hatte. Mister Iliffe, der Sharpes frühere Frage nicht gehört hatte, nickte nervös. »Er ist geflohen, Sir.«

»Wo?«

»Als wir beinahe abgeschnitten wurden, Sir. Den Hügel hinunter. Wie ein Hase gerannt ist er.« Das passte zu dem, was Carter, Dodds Partner, vermutet hatte. Die beiden Männer waren um ein Haar von den Voltigeuren eingeschlossen worden, und Dodd hatte den schnellsten Ausweg, den Hügel hinab, gewählt, während Carter das Glück gehabt hatte, mit nicht mehr als einer feindlichen Musketenkugel im Tornister bergan zu entkommen. Sharpe nahm an, Dodd würde später wieder zu ihnen stoßen. Er war ein Mann vom Lande, konnte sich den Bodenverhältnissen anpassen und würde zweifellos den Franzosen ausweichen und im südlichen Teil der Anhöhe aufsteigen. Wie auch immer, im Augenblick konnte Sharpe sowieso nichts für ihn tun.

»Wollen wir also diesen portugiesischen Jungs helfen?«, fragte Harper.

»Bei deinem verdammten Leben nicht«, erwiderte Sharpe, »es sei denn, sie setzen ein ganzes verdammtes Bataillon ein.«

»Er kommt, um Sie zu fragen«, sagte Harper warnend und nickte in Richtung eines schlanken portugiesischen Offiziers, der sich der Leichten Kompanie näherte. Seine braune Uniform hatte schwarze Besätze, und auf seinem hohen Tschako prangte eine lange schwarze Feder. Sharpe bemerkte, dass der Offizier einen schweren Kavalleriedegen und – was ungewöhnlich war – ein Gewehr bei sich trug. Sharpe fiel lediglich ein einziger Offizier ein, der auf solche Weise bewaffnet war, und das war er selbst. Es irritierte ihn, dass es offenbar noch einen anderen Offizier mit solchen Waffen gab, dann aber zog der Mann im Näherkommen seinen Tschako mit der schwarzen Feder vom Kopf und lächelte Sharpe breit entgegen.

»Guter Gott«, brach es aus Sharpe heraus.

»Aber nicht doch, ich bin es nur.« Jorge Vicente, den Sharpe zuletzt im wilden Land nordöstlich von Oporto gesehen hatte, streckte ihm die Hand hin. »Mister Sharpe«, sagte er.

»Jorge!«

»Inzwischen *Capito* Vicente.« Vicente umarmte Sharpe, und dann brachte er den Schützen in Verlegenheit, indem er seinen Freund auf beide Wangen küsste. »Und du, Richard – inzwischen Major, nehme ich an?«

»Zum Teufel, nein, Jorge. Kerle wie mich befördern die nicht. Der Ruf der Armee könnte Schaden nehmen. Wie geht es dir?«

»Nun, ich – wie heißt das bei euch? – ich blühe und gedeihe.« Vicente entdeckte Sharpes zerschlagenes Gesicht und furchte die Stirn. »Bist du verwundet?«

»Bin ein paar Stufen runtergefallen«, brummte Sharpe.

»Du solltest vorsichtig sein«, sagte Vicente ernst, dann lächelte er wieder. »Sergeant Harper! Wie schön, Sie zu sehen.«

»Keine Küsserei, Sir. Ich bin Ire.«

Vicente begrüßte die anderen Männer, die er während der wilden Verfolgungsjagd von Soults Armee quer über die Front im Norden kennengelernt hatte, dann wandte er sich wieder an Sharpe. »Ich habe Befehl, diese Kerle da von dem Felsen zu verjagen.«

»Gute Idee«, bemerkte Sharpe. »Aber dazu seid ihr nicht genug Männer.«

»Zwei Portugiesen zählen so viel wie ein Franzose«, erwiderte Vicente leichthin. »Und ihr könntet uns die Ehre erweisen, uns zu helfen.«

»Zum Teufel«, sagte Sharpe, dann drückte er sich um die Antwort, indem er mit dem Kopf auf das Baker-Gewehr wies, das Vicente über der Schulter trug. »Und was machst du damit, warum trägst du ein Gewehr bei dir?«

»Ich ahme dich nach«, antwortete Vicente unverblümt. »Und außerdem bin ich jetzt Hauptmann einer Kompanie von *Atiradores*, also von – wie heißt das bei euch? – Scharfschützen. Wir haben Gewehre, die anderen Kompanien haben Musketen. Ich habe vom Achtzehnten Regiment hinübergewechselt, als wir die *Cazadores* aufgestellt haben. Also was ist jetzt, greifen wir an?«

»Was meinst du?«, gab Sharpe die Frage zurück.

Vicente lächelte unsicher. Er war seit noch nicht ganz zwei Jahren Soldat. Zuvor war er Anwalt gewesen, und als Sharpe ihn kennengelernt hatte, hatte der junge Portugiese es mit den angeblichen Regeln der Kriegsführung peinlich genau genommen. Das konnte sich geändert haben oder nicht, aber Sharpe nahm an, dass Vicente zum Soldaten geboren war, tapfer und entschlussfreudig, kein Narr, und dennoch scheute er sich noch immer, seine Fähigkeiten Sharpe vorzuführen, der ihm so gut wie alles, was er vom Kampf verstand, beigebracht hatte. Er warf Sharpe einen

Blick zu, dann schirmte er seine Augen ab, um einen Blick auf die Franzosen zu werfen. »Sie werden die Stellung nicht halten«, vermutete er.

»Vielleicht doch«, erwiderte Sharpe. »Und diese Bastarde sind mindestens zu hundert. Wie viele sind wir? Hundertdreißig? Wenn ich zu entscheiden hätte, Jorge, dann würde ich dein ganzes Bataillon einsetzen.«

»Mein Oberst hat befohlen, ich soll es machen.«

»Und weiß er, was er tut?«

»Er ist Engländer«, erwiderte Vicente trocken. Die portugiesische Armee war in den vergangenen achtzehn Monaten neu organisiert und ausgebildet worden, und jede Menge britischer Offiziere hatten sich um den Preis einer Beförderung freiwillig gemeldet.

»Ich würde trotzdem mehr Männer einsetzen«, sagte Sharpe.

Vicente hatte keine Zeit mehr zu einer Antwort, denn plötzlich ertönte Hufschlag auf dem federnden Boden, und eine schallende Stimme schrie zu ihm herüber: »Trödeln Sie nicht herum, Vicente. Wir haben Franzmänner kaltzumachen. Bringen Sie's hinter sich, *Capito*, bringen Sie's hinter sich. Wer zum Teufel sind denn Sie?« Diese letzte Frage war an Sharpe gerichtet und kam von einem Reiter, der Schwierigkeiten hatte, seinen Wallach zu zügeln, als er versuchte, ihn zwischen die beiden Offiziere zu lenken. Die Stimme des Reiters verriet, dass er Engländer war, obwohl er die braune Uniform der Portugiesen trug, der er einen schwarzen Zweispitz mit zwei goldenen Quasten hinzugefügt hatte. Eine der Quasten warf einen Schatten auf sein Gesicht, das gerötet war und glänzte.

»Sharpe, Sir«, antwortete Sharpe auf die zornige Frage des Mannes.

»95. Regiment?«

»South Essex, Sir.«

»Der verdammte Haufen von Taugenichtsen«, sagte der Offizier. »Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Standarte

verloren?«

»Bei Talavera haben wir uns einen Adler zurückgeholt«, gab Sharpe scharf zurück.

»Ach, haben Sie das?« Der Reiter machte keinen besonders interessierten Eindruck. Er zog ein kleines Fernglas heraus und starrte auf den felsigen Vorsprung, wobei er ein paar Musketenkugeln, die aus extremer Entfernung abgefeuert worden waren und kraftlos vorbeiflogen, ignorierte.

»Gestatte mir, dir Colonel Rogers-Jones vorzustellen«, sagte Vicente. »Meinen Oberst.«

»Und den Mann«, fiel ihm Rogers-Jones ins Wort, »der Ihnen, Vicente, befohlen hat, diese Gauner von dem Felsen zu scheuchen. Ich habe Ihnen nicht befohlen, hier herumzustehen und ein Schwätzchen zu halten, oder?«

»Ich habe Captain Sharpe um seinen Rat gebeten, Sir«, sagte Vicente.

»Und Sie sind der Meinung, sein Rat ist irgendetwas wert?« Der Colonel wirkte amüsiert.

»Er hat einen französischen Adler erobert«, ließ Vicente ihn wissen.

»Aber wohl kaum, indem er herumstand, oder?«, erwiderte Rogers-Jones. Er schob das Fernglas zusammen. »Ich sage den Kanonieren, sie sollen das Feuer eröffnen«, fuhr er fort. »Und Sie rücken vor, Vicente. Sie helfen ihm, Sharpe.« Diesen Befehl fügte er nebenher hinzu. »Vertreiben Sie sie, Vicente, und dann bleiben Sie dort und sorgen dafür, dass die Bastarde nicht wieder zurückkommen.« Er zog sein Pferd herum, gab ihm die Sporen und sprengte davon.

»Unser Herr Jesus würde verdammt noch mal weinen«, sagte Sharpe. »Weiß er, wie viele von ihnen dort sind?«

»Ich habe trotzdem meine Befehle«, erwiderte Vicente niedergeschlagen.

Sharpe nahm sein Gewehr von der Schulter und lud es. »Willst du meinen Rat?«

»Natürlich.«

»Schick deine Schützen in der Mitte hinauf«, sagte Sharpe. »In aufgelöster Ordnung. Sie sollen unentwegt feuern, hart und schnell, keine Unterbrechungen, einfach feuern, damit sich die Bastarde weiter hinter ihre Deckung ducken müssen. Der Rest unserer Jungs rückt in Linie hinterher, mit aufgesteckten Bajonetten. Direkter Bataillonsangriff, Jorge, mit drei Kompanien, und dann kannst du nur hoffen, dass dein Bastard von einem Colonel zufrieden ist.«

»Unserer Jungs?«, pickte sich Vicente zwei Worte aus Sharpes Ratschlag heraus.

»Ich lasse dich doch nicht allein sterben, Jorge«, antwortete Sharpe. »Du würdest dich vermutlich auf der Suche nach dem Himmelstor verlaufen.« Er warf einen Blick nach Norden und sah, wie sich der Rauch der Kanonen verdichtete, als sich die französische Angriffstruppe dem Dorf unterhalb des Hügelkamms näherte. Dann wurde die erste Kanone in der Nähe des Vorsprungs abgefeuert, und knapp unterhalb des Vorsprungs explodierte eine Granate in Rauch und Splitter. »Also, packen wir es an«, sagte Sharpe.

Es war nicht weise, dachte er, aber es war eben Krieg. Er legte sein Gewehr an und befahl seinen Männern, zu ihm aufzuschließen. Es war Zeit zu kämpfen.

KAPITEL 5

Das Dorf Sula, das sich dort, wo die nördlichste Straße den Kamm überquerte, an den nach Osten gerichteten Hang der Anhöhe schmiegte, war ein kleiner Ort ohne Besonderheiten. Die Häuser standen dicht zusammengedrängt, die Dunghaufen waren groß, und sehr lange hatte es im Dorf nicht einmal eine Kirche gegeben, was bedeutete, dass man einen Priester aus Moura am Fuß des Hügels oder einen Bruder aus dem Kloster hatte holen müssen, um den Toten die letzte Ölung zu erteilen. Für gewöhnlich waren die Sakramente jedoch zu spät gekommen, und mithin waren die Toten von Sula ohne die letzte Beichte und Absolution in die lange Dunkelheit eingegangen. Aus diesem Grund behaupteten die Ortsansässigen, das kleine Örtchen werde von Geistern heimgesucht.

Am Donnerstag, dem 27. September 1810, besetzten Plänkler das Örtchen. Das gesamte Erste Bataillon der 95. Schützen befand sich in dem Dorf oder um es herum, und bei ihnen waren die *3. Cazadores*, von denen viele mit Baker-Gewehren bewaffnet waren, was bedeutete, dass mehr als tausend Plänkler in Grün und Braun das Feuer auf die beiden vorrückenden französischen Kolonnen eröffneten, die selbst beinahe ebenso viele Voltigeure im Einsatz hatten. Die Franzosen waren jedoch mit Musketen bewaffnet und standen Gewehren gegenüber, und somit starben die Voltigeure auf den kleinen eingezäunten Koppeln und in den Weingärten unterhalb des Dorfes zuerst. Der Kampflärm glich dem Geräusch trockenen brennenden Gebüschs, ein unentwegtes Krachen von Musketen und Gewehren, das von den Basstönen der Artillerie auf dem Hügelkamm verstärkt wurde. Von dort jaulten Granaten und Schrapnells über die britischen und portugiesischen Plänkler hinweg und rissen

gewaltige Löcher in die beiden Kolonnen, die sich hinter den Voltigeuren den Berg hinaufkämpften.

Für die französischen Offiziere in der Kolonne, die den Hang über sich mit den Augen absuchten, sah es aus, als würden sie ausschließlich von Plänklern und Artillerie angegriffen. Die Artillerie war auf einem Felsvorsprung hinter dem Dorf, nur knapp unterhalb des Horizonts, platziert worden, und in der Nähe der Geschütze befanden sich ein paar Reiter, die von ihrem Platz neben den weiß bemalten Überresten der Windmühle die Lage beobachteten. Die Artillerie fügte den Kolonnen Schaden zu, sie schossen Kugeln in die dichten Linien und ließen Granaten über den Reihen explodieren, aber zwei Batterien würden niemals in der Lage sein, diese beiden großen Kolonnen aufzuhalten. Die Reiter bei der Mühle stellten keine Gefahr dar. Lediglich vier oder fünf von ihnen kamen in Sicht, als sich der Kanonenrauch lichtete, und alle trugen Zweispitze, woraus sich schließen ließ, dass es sich nicht um Kavalleristen handelte. Es hatte also den Anschein, als hätten die britischen und portugiesischen Plänkler, unterstützt von den Kanonen, den Auftrag, den Angriff niederzuschlagen. Was bedeutete, dass die Franzosen siegen würden, denn es waren ja keine Rotröcke in Sicht, keine verdammten Linien, die die Kolonnen mit ihren Feuersalven einhüllen würden.

Die Trommler schlugen ihr *»Pas de Charge«*, und die Männer ließen ihren Kriegsruf *»Vive l'Empereur!«* ertönen. Eine der beiden Kolonnen teilte sich in zwei kleinere Einheiten, um einen aufragenden Felsen zu umgehen, und dann vereinigten sie sich wieder auf der Straße, gerade als über den Köpfen ihrer vorderen Linien zwei Granaten explodierten. Ein Dutzend Männer wurde zu Boden geworfen, die staubige Straße färbte sich rot, und die Feldwebel zerrten die Toten und Sterbenden beiseite, sodass die nachfolgenden Linien nicht von ihnen behindert wurden. Vor der Kolonne schwoll der Kampflärm der Plänkler an, als

die Voltigeure mit ihren Musketen das Feuer auf die Schützen eröffneten. Es waren jetzt so viele Plänkler im Einsatz, dass der Lärm ihres Kampfes ein ununterbrochenes Krachen darstellte. Rauch stieg vom Hang auf. *»Vive l'Empereur!«*, riefen die Franzosen, und die ersten Schützen begannen, die vorderen Linien der Kolonnen aufs Korn zu nehmen. Eine Kugel traf einen der Adler und schoss ihm eine Flügelspitze weg, ein Offizier in der vorderen Linie ging zu Boden und schnappte vor Schmerz nach Luft, als die Reihen über ihn hinwegtrampelten. Die Voltigeure, die mit den Schützen nicht mithalten konnten, wurden in die Kolonnen zurückgetrieben, daher ordnete Marschall Ney, der diesen Angriff befehligte, an, dass weitere Kompanien als Plänkler eingesetzt werden sollten, um die Schützen und die *Cazadores* die Anhöhe hinauf zurückzuzwingen.

Die Trommler setzten ihren monotonen Rhythmus fort. Ein Schrapnell, dazu gedacht, in der Luft zu bersten und seine Ladung von Geschossen nach unten und nach vorne auszuwerfen, explodierte über der rechten Kolonne, und einen Augenblick lang fielen die Trommeln in Schweigen, als ein Dutzend Jungen zu Boden gingen und die Männer dahinter mit ihrem Blut bespritzt wurden.

»Aufschließen«, brüllte ein Feldwebel. Hinter ihm schlug eine Granate ein, ein Hut flog spiralförmig in die Luft und fiel mit einem schweren Knall auf der Straße nieder, weil der halbe Kopf des Mannes noch daruntersteckte. Ein Trommlerjunge mit zwei gebrochenen Beinen und von Granatsplittern aufgeschlitztem Bauch saß am Boden und trommelte weiter, während die Reihen an ihm vorbeimarschierten. Die Männer berührten seinen Kopf, weil das Glück bringen sollte, dann ließen sie ihn unter den Weinreben sterben.

Vor den Kolonnen kämpften nun die neuen französischen Plänkler, und ihre Offiziere trieben sie brüllend den Hügel hinauf und deckten die verhassten Grünröcke mit Musketenfeuer ein. Das Baker-Gewehr war eine

Tötungsmaschine, aber es war langsam. Um es akkurat abzufeuern, musste ein Mann jede einzelne Kugel in einen gefetteten Lederfetzen einwickeln und sie dann den Lauf hinunterstoßen, und eine umwickelte Kugel zu stoßen war ein hartes Stück Arbeit, sodass sich das Gewehr nur langsam laden ließ. Während ein Schütze mit Laden beschäftigt war, konnte man eine Muskete dreimal abfeuern. Man konnte Zeit sparen, indem man den Lederflicken wegließ, aber dann hatte die Kugel in den Nuten und Rillen, die spiralförmig innerhalb des Laufs verliefen, keinen rechten Halt, und die Waffe war kaum noch zielgenauer als eine Muskete. Die Voltigeure samt ihrer Verstärkung rückten vor, und der schiere Ansturm ihres Feuers warf die Schützen und die *Cazadores* zurück. Dann schlossen sich weitere portugiesische Plänkler dem Gefecht an, namentlich die gesamten *1. Cazadores*, aber die Franzosen konterten mit drei weiteren Kompanien in blauen Röcken, die aus den Kolonnen hervorstürmten und durch die Weinreben jagten, um an der Stelle hinaufzusteigen, wo der Pulverrauch dem Hang Tupfer aufsetzte. Ihre Musketen fügten noch mehr Rauch hinzu, und ihre Kugeln zwangen die Männer in den braunen und grünen Röcken zurück.

Ein Schütze, der in die Lunge getroffen worden war, lag über einem der Kastanienholzspaliere, die die Weinreben hielten, und ein Voltigeur zog sein Bajonett und stach auf den verwundeten Mann ein, bis der nicht länger zuckte. Dann durchsuchte er seine Taschen nach Münzen, die er rauben konnte. Ein Feldwebel stieß den Voltigeur von der Leiche weg. »Erst bring die anderen um!«, brüllte er ihn an. »Mach, dass du den Hügel hochkommst!« Das französische Feuer war jetzt übermächtig, ein Hagel aus Blei, und die *Cazadores* und Schützen stolperten hinauf zu dem Dorf, wo sie hinter den niedrigen Steinmauern oder hinter den Fenstern der kleinen Häuser in Deckung gehen konnten. Von den Dächern fielen Scherben der Dachschindeln, so oft die französischen Musketenkugeln und die Splitter der

Granaten, die die französischen Geschütze im Tal abfeuerten, aufschlugen. Die Voltigeure brüllten, spornten einander an, stießen in Gruppen vor und wiesen einander auf Ziele hin.

»Sauterelle! Sauterelle!«, brüllte ein Feldwebel und zeigte auf einen Schützen des 95. Regiments. Das Wort bedeutete »Grashüpfer«, der französische Spitzname für die grünen Plagegeister, die auswichen und schossen, auswichen und neu luden, schossen und wieder auswichen. Ein Dutzend Musketen feuerte auf den Mann, der in einer Allee verschwand, als die Scherben der Schindeln hinter ihm niederprasselten.

Die französischen Plänkler hatten den östlichen Rand des Dorfes vollkommen eingenommen, sie hüllten ihn in ihr Musketenfeuer ein und rannten in kleinen Gruppen auf die Häuser zu, wo sie auf Schatten im Rauch ihre Schüsse abgaben. Am Eingang des Dorfs war die Straße von Handkarren blockiert worden, aber eine Kompanie Franzosen attackierte diese zusammengeschusterte Barrikade, die Feuer und Rauch spuckte, als die Schützen hinter den Karren den Beschuss eröffneten. Drei Franzosen gingen zu Boden, aber der Rest erreichte das Hindernis und feuerte auf die Grünröcke.

Eine Granate explodierte über ihnen, sandte zwei weitere Franzosen zu Boden und ließ Schindeln auf einem Dach zersplittern. Der erste Handkarren wurde beiseitegezogen, und die Franzosen drängten durch die Bresche. Aus Fenstern und Türen wurden Gewehre und Musketen auf sie abgefeuert. Weitere Voltigeure kletterten über Gartenmauern oder stürmten in die Gassen und über Dunghaufen hinweg. Britische, portugiesische und französische Granaten explodierten zwischen den Häusern, zerschmetterten Wände und füllten die schmalen Gassen mit Rauch und den kantigen Scherben von zerbrochenen Schindeln, aber die Voltigeure waren den Schützen und *Cazadores* zahlenmäßig überlegen, und weil sie innerhalb

des Dorfes kämpften, verloren die Gewehre ihren Vorteil, der in Zielgenauigkeit auf große Entfernung bestand. Die Männer in den blauen Röcken drängten vorwärts, Gruppe um Gruppe stießen sie vor und räumten Häuser und Gärten leer. Die Straße war nun frei, die letzten Handkarren waren fortgeräumt.

Die Kolonne war dem Dorf inzwischen nahe, und die Voltigeure verscheuchten die letzten Schützen und *Cazadores* aus den höher gelegenen Häusern. Ein *Cazador*, der in einer Gasse in der Falle saß, schwang sein ungeladenes Gewehr wie einen Knüppel und mähte zwei Franzosen nieder, bevor ihm ein dritter sein Bajonett in den Leib rammte.

Das Dorf war von seinen Bewohnern verlassen worden, und die Voltigeure plünderten die kleinen Häuser und nahmen sämtliche Besitztümer mit, die die Bewohner bei ihrer übereilten Flucht zurückgelassen hatten, so geringfügig sie auch sein mochten. Ein Mann kämpfte mit einem anderen um einen hölzernen Eimer, ein Ding, das keinen Sou wert war, und beide starben, als ein *Cazador* sie aus einem Fenster heraus erschoss.

Der Rauch von den britischen Geschützen verursachte auf dem Hügelkamm löchrige Wolken, als die Kolonne das Dorf erreichte. Die Granaten prasselten auf die Kolonnen ein, aber die Reihen schlossen sich gleich wieder, die Männer marschierten weiter, und die Trommler gebrauchten ihre Schlegel und hielten nur inne, damit der Schlachtruf *»Vive l'Empereur!«* Marschall Masséna unten im Tal, wo die französischen Kanoniere ihre eigenen Granaten in Richtung Hügelkamm abfeuerten, mitteilen konnte, dass der Angriff andauerte.

Die Windmühle auf dem Vorsprung unterhalb des Kamms lag etwa eine Drittelmeile von dem Dorf entfernt. Die Voltigeure vertrieben die letzten Plänkler der Feinde von Sulas westlichem Rand und jagten sie über das offene Land zwischen dem Dorf und der Mühle.

Eine Kolonne umrundete das Dorf, warf Zäune nieder und kletterte über zwei steinerne Mauern, die andere hingegen marschierte geradewegs ins Zentrum von Sula. Mindestens ein halbes Dutzend Dächer brannte, ihre Dachsparren hatten durch die Granaten Feuer gefangen. Eine weitere Granate explodierte mitten auf der Hauptstraße, warf ein halbes Dutzend Infanteristen in einer Woge aus Rauch, Blut und Feuer zur Seite und bespritzte die geweißten Wände der Häuser mit Blut.

»Aufschließen«, brüllten die Feldwebel, »Reihen schließen!« Das Echo der Trommeln hallte von den blutbespritzten Wänden wieder, während die britischen Offiziere oben auf dem Hügel hörten, wie sich der Jubel erhob: *»Vive l'Empereur!«* Die Voltigeure kamen noch näher heran und standen nun in so engen Reihen, dass ihr Musketenfeuer beinahe so dicht wie Salvenfeuer fiel. Die Schützen der Briten und Portugiesen waren verschwunden, sie hatten sich im Norden zwischen die Bäume geschlagen, die den nördlichen Kamm krönten, und vor den Franzosen schien nur noch der Vorsprung zu liegen, auf dem die Reiter bei der Mühle warteten.

Geschosse begannen gegen die weiß bemalten Steine der Mühle zu prallen. Eine der Artilleriebatterien befand sich nahe bei der Mühle, und ihr Rauch half, die Reiter zu verbergen, unter denen sich ein kleiner, finster dreinschauender, schwarzhaariger, dunkelhäutiger Mann befand, der in einem übergroßen Sattel auf einem Pferd saß, das viel zu groß für ihn erschien. Entrüstet starrte er die Franzosen an, als stelle deren Anwesenheit eine Beleidigung für ihn dar. Musketenkugeln zischten an ihm vorüber, aber er beachtete sie nicht. Ein Adjutant, dem die Intensität, mit der die Voltigeure feuerten, Sorge bereitete, erwog, dem kleinen Mann vorzuschlagen, er solle ein paar Schritte zurückreiten, aber er überlegte es sich anders und schwieg. Ein solcher Rat würde, wenn man ihn Black Bob Craufurd,

dem Kommandanten der Leichten Division, erteilte, als himmelschreiende Schwäche ausgelegt werden.

Die Kolonnen befanden sich jetzt auf dem freien Feld oberhalb der Mühle, und die Voltigeure wurden von Einschlägen der Kartätschen gepeitscht, die das Gras flach schlugen, als sei aus dem Westen ein plötzlicher Hagelsturm aufgezogen. Weitere Kartätschen wurden abgefeuert, eine jede warf eine Hand voll Männer nieder, und die Offiziere der Voltigeure befahlen ihren Männern, zu den Kolonnen zurückzukehren. Ihre Aufgabe war erledigt. Die britischen und portugiesischen Plänkler waren zurückgetrieben worden, und auf dem Hügelkamm wartete der Sieg. Und so nah war dieser Sieg, so unglaublich nah, denn der Hügelkamm war leer bis auf die zwei Batterien von Geschützen und die Hand voll Reiter.

So dachten zumindest die Franzosen. Hinter dem Vorsprung jedoch, wo ein Pfad parallel zum Kamm der Anhöhe verlief, lag ein Streifen totes Land, der sich von unten nicht einsehen ließ. In diesem Versteck, in liegender Stellung, um sich vor dem Feuer der französischen Artillerie zu schützen, warteten das 43. und das 52. Regiment. Es waren zwei Bataillone der Leichten Infanterie, das 43. stammte aus Monmouthshire und das 52. aus Oxfordshire, und sie hielten sich für die Besten der Besten. Sie hatten ein Anrecht auf diese Meinung, denn sie waren von dem kleinen, dunkelgesichtigen Mann, der neben der Mühle stand und mit finsterem Blick auf die Franzosen hinunterschaute, durch steten Drill in stahlharte Wilde verwandelt worden. Ein Kanonier wurde von der Mündung seines Neunpfünders zurückgeworfen, als eine französische Musketenkugel ihn in die Rippen traf. Er spuckte Blut, dann zerrte sein Sergeant ihn vom hohen Rad der Kanone weg und lud eine Kartätsche nach. »Feuer!«, brüllte der Captain der Kanoniere, und die gewaltige Waffe fuhr zurück, sprang in ihre Spur und spuckte eine donnernde Wolke von Rauch aus, in der die Kartätsche zerfetzt wurde und ihre Ladung

von Musketenkugeln über die Linien der Franzosen ausschüttete.

»Reihen schließen!«, brüllten die französischen Feldwebel, und die verwundeten Männer krochen, wobei sie blutige Spuren hinterließen, zurück zum Dorf, wo die steinernen Mauern ihnen Schutz vor den alles zerfetzenden Explosionen der Kartätschen bieten konnten. Aber es gab nicht genug Kartätschen, um die Kolonnen niederzumachen. Sie waren einfach zu groß. Die vorderen Linien saugten die Angriffe auf, ließen ihre Toten und Sterbenden zurück, und die übrigen Linien stiegen über die Leichen hinweg.

Die verborgenen Rotröcke konnten hören, wie die Trommeln näher kamen, sie konnten die Schüsse der Infanterie und den Lärm der Musketenkugeln, die dicht über ihren Köpfen dahinzischten, hören. Sie warteten und schlossen aus dem Anschwellen des Lärms, dass Black Bob dem Feind erlaubte, nahe zu kommen, sehr nahe. Dies würde kein Feuergefecht in Musketenreichweite werden, sondern ein plötzliches, überraschendes Abschlachten. Und dann sahen sie die Kanoniere einer britischen Batterie, die einen Hagel von Musketenbeschuss von der vorderen Linie der linken Kolonne einstecken mussten, ihre Geschütze zurückließen und sich durch Flucht in Sicherheit brachten. Eine seltsame Stille breitete sich aus. Natürlich keine vollkommene Stille, denn die Trommeln schlugen noch immer und die Franzosen in ihren blauen Röcken brüllten ihren Schlachtruf heraus, aber eine britische Batterie war verlassen worden, ihre Geschütze dem Feind überlassen, und die andere lud gerade nach, deshalb erschien es einen Moment lang so merkwürdig still.

Dann wurde den Franzosen, die von den Kugeln zerschmettert und von den grausamen Kartätschen zerfetzt wurden, auf einmal klar, dass die Batterie verlassen worden war. Sie brachen in gewaltigen Jubel aus und stolperten über die Felsen, um die noch heiße Kanone zu berühren, und die Offiziere brüllten sie an, sie sollten die Geschütze ignorieren.

Die Kanonen konnte man sich später immer noch holen, aber im Augenblick zählte nichts als die Einnahme des Hügelkamms und damit die Eroberung Portugals.

Weit unter ihnen fragte sich Marschall Masséna, ob Henriette die Betten in dem Kloster wohl komfortabel finden würde, ob man ihm den Titel Prinz von Portugal verleihen würde und ob sein Koch unter den zurückgelassenen Rationen der Briten etwas Genießbares finden würde, das ihm als Abendessen dienen konnte. All dies waren relevante Fragen, denn die Armee von Portugal stand mit einem Fuß auf der Schwelle des Sieges.

Und dann atmete Black Bob tief ein.

»Vorwärts!«, rief Sharpe. Er hatte die Schützen, Briten wie Portugiesen, in der Mitte des Vorsprungs zusammengezogen, wo sie ein genau gezieltes Feuer über die Voltigeure, die zwischen den verstreuten Felsbrocken auf der Spitze kauerten, ausschütten konnten. »Beeilt euch!«, brüllte er. Er kniete nieder und feuerte sein Gewehr ab, dass der Rauch den Schaden verhüllte, den er dem Feind damit zufügte. »Vorwärts, vorwärts!«

Wenn dieser verdammte Angriff gelingen sollte, dann mussten sie es schnell tun, dachte er, und er trieb die Schützen nach vorn. Dann bellte er die Rotröcke und die übrigen Portugiesen an, die dahinter in einer auseinandergezogenen Linie vorrückten. Die Kanonen halfen. Eine feuerte Kartätschen ab, dass die Kugeln auf die Felsen prasselten, während die zweite ihre Zündschnüre so kurz wie nur irgend möglich schnitt, sodass die Granaten kurz über der Felsspitze explodierten. Dort vorn muss die Hölle los sein, dachte Sharpe. Die Franzosen wurden vom Gewehrfeuer, von Kartätschen und Granatsplittern gleichzeitig angegriffen, aber sie hielten unverrückbar die Stellung auf dem Vorsprung.

Er schlang sich das Gewehr um. Er hatte keine Zeit, es neu zu laden, und außerdem wollte er den Angriff schnell hinter sich bringen, also zog er vorsorglich seinen Degen. Warum zum Teufel ergriffen die Bastarde nicht die Flucht?

»Vorwärts!«, brüllte er und fühlte, wie eine Kugel an seiner Wange vorbeiwischte und eine kleine Woge heißer Luft mit sich führte. Noch mehr Rauch wallte zwischen den Felsen auf, als die Voltigeure das Feuer auf die Schützen eröffneten, aber keine der Musketenkugeln erzielte einen Treffer, weil die Entfernung einfach zu groß war. Die Gewehre der Schützen verursachten ein tieferes, schnelleres Geräusch als die Musketen. »Vorwärts!«, rief Sharpe schon wieder, wohl wissend, dass Vicente die Linie der drei Kompanien dicht hinter die Plänkler gebracht hatte.

Die Schützen sprangen vor, knieten nieder, zielten und feuerten, und links von Sharpe peitschte eine Musketenkugel durchs Heidekraut. Ein Franzose, der niedrig feuerte, dachte er, ein Mann mit Erfahrung, und er war inzwischen nur noch hundert Schritte von der Spitze entfernt. Angst trocknete ihm den Mund aus. Der Feind war verborgen, seine eigenen Männer waren ohne Deckung, und eine weitere Kugel zischte nahe genug vorbei, um ihn ihren Flugwind spüren zu lassen. Ein *Cazador* ging zu Boden und umklammerte seinen rechten Oberschenkel, sein Gewehr war ihm ins Heidekraut gefallen. »Lasst ihn!«, brüllte Sharpe zwei junge Männer an, die ihrem Kameraden helfen wollten. »Weiter feuern! Vorwärts! Vorwärts!«

Der Lärm des großen Angriffs im Norden war jetzt zu voller Lautstärke angeschwollen, und dann feuerten die beiden Artilleriegeschütze, die Sharpes Angriff unterstützten, gleichzeitig, und er sah eine Granate, die direkt an der Kante des Felsens explodierte. Ein Franzose schien sich langsam aufzurappeln. Sein blauer Rock färbte sich rot, ehe er wieder zu Boden sackte.

»Genau zielen!«, schrie Sharpe seine Männer an. Im Eifer des Gefechts war die Versuchung groß, einfach loszuballern

und Munition zu verschwenden, und er war jetzt nahe genug, um die kauernden Feinde zu erkennen. Hagmann feuerte, dann nahm er ein geladenes Gewehr von dem jungen Perkins entgegen und feuerte erneut. Noch mehr Rauch der Musketen wallte von den Felsen auf. Gott, waren die dickköpfig! Die Schützen rannten weitere zehn Schritte vorwärts, knieten nieder, feuerten und luden nach. Wieder wurde ein *Cazador* getroffen, diesmal in die Schulter, und der Mann stolperte an der Seite des Vorsprungs hinunter. Eine Kugel traf Sharpes Tschako und warf ihn zurück, sodass er ihm am Riemen um den Hals baumelte. Harper feuerte sein Baker-Gewehr ab, dann schnallte er in Erwartung des Befehls, die Felsen zu stürmen, die siebenläufige schwere Salvenbüchse ab. Sharpe drehte sich um und entdeckte Vicente, der ihm dicht auf den Fersen war.

»Lassen Sie mich eine Salve abfeuern«, bat der Portugiese.

»Schützen«, bellte Sharpe, »runter, runter!«

Die Schützen legten sich flach. Vicente brachte seine Männer zum Halt. »Legt an!« In der portugiesischen Armee wurden Befehle auf Englisch erteilt, eine Konzession, die man für die zahlreichen britischen Offiziere machte. Sharpe drängte sich in ihre Reihen.

»Feuer!«, brüllte Vicente, und die Salve krachte auf den Vorsprung nieder und spuckte Rauch aus, gerade als auch die beiden Kanonen feuerten und die Felsnase sich jäh in eine wirbelnde Hölle aus Kugeln, Granatsplittern und Blut verwandelte.

»Angriff!«, rief Sharpe und rannte voraus. Zu seiner Linken sah er Ensign Iliffe mit gezogenem Säbel. Die Portugiesen brüllten, während sie vorstießen, ihre Worte waren nicht zu verstehen, aber sie waren voller Hass auf die Franzosen. Sie alle begannen zu rennen. Es herrschte jetzt purer Zorn, Zorn und Hass und Schrecken und Wut, und als die Franzosen feuerten, stieg Rauch zwischen den Felsen auf, und hinter Sharpe schrie ein Mann. Er entdeckte Harper

neben sich, der große Mann rannte schwerfällig, und sie waren nur noch zehn Schritte von den nächstliegenden Felsen entfernt, als sich plötzlich ein Dutzend Franzosen mit einem Offizier in ihrer Mitte erhoben und ihre Musketen präsentierten.

Harper hielt die Salvenbüchse tief auf seiner Hüfte, aber instinktiv betätigte er den Abzug, und die sieben Ladungen knallten in die Reihe der Franzosen und bliesen ein Loch in das Zentrum ihrer kurzen Linie. Der Offizier war schwer getroffen worden, er fiel hintüber, die anderen aber schienen sich mehr vor dem Lärm der Waffe zu erschrecken als vor ihren Geschossen, denn auf einmal drehten sie sich um und rannten. Ein oder zwei schossen erst, aber keine Kugel kam Sharpe, der zwischen die Felsen sprang, auch nur nahe. Er sah, dass die Voltigeure genug hatten. Sie stürmten über die steilen Kanten des Vorsprungs hinweg, während der verwundete französische Offizier, der von Harpers Kugel getroffen worden war, ihnen zuschrie, sie sollten bleiben und weiterkämpfen.

Sharpe brachte den Mann mit einem Schlag seines Degens zum Schweigen. *Cazadores* und Schützen und Rotröcke strömten nun auf die Spitze des Vorsprungs und versuchten verzweifelt, die Franzosen zu schnappen, bevor sie entwischten. Einige der Feinde waren langsam und schrien, sobald die Bajonette sie trafen. Ein Feldwebel, der glaubte, eine Flucht sei unmöglich, drehte sich um und schwang sein eigenes Bajonett Harper entgegen, der es mit der siebenläufigen Salvenbüchse beiseiteschlug und dann dem Mann seine Faust gegen den Kiefer drosch. Der Franzose fiel nach hinten, als sei er von der Kugel eines Neunpfünders getroffen worden. Harper machte ihm vollends den Garaus, indem er ihm den Kolben des Gewehrs auf die Stirn donnerte.

Eine Horde Franzosen befand sich noch immer auf der Felsnase, einige gefangen von der Angst vor der steilen östlichen Kante. »Gewehre runter!«, brüllte Sharpe ihnen zu,

aber keiner von ihnen verstand Englisch, und so drehten sie sich stattdessen mit erhobenen Bajonetten um. Sharpe stieß mit seinem schweren Degen eine Muskete beiseite, senkte ihn dann einem Mann in den Bauch und drehte den Stahl, damit das Fleisch nicht an der Klinge haften blieb, dann zog er die Waffe zurück, sodass das Blut auf die Steine spritzte. Er glitt auf dem Blut aus, hörte den Knall einer Muskete, schwang den Degen nach einem anderen Franzosen, und dann war Vicente zur Stelle und drang mit seinem eigenen mächtigen Degen auf einen Feldwebel ein. Sharpe rappelte sich auf, sah an der Felskante einen Franzosen stehen und schlug mit dem Degen nach dem Rücken des Mannes, dass es aussah, als springe dieser von einem Kliff. Einen Herzschlag lang herrschte Stille, nachdem der Mann verschwunden war, dann drang von tief unten ein Geräusch nach oben, als sei ein Müllsack von einem hohen Dach auf einen Stein geplumpst.

Und dann herrschte wiederum Stille, gesegnete Stille, abgesehen von dem hämmernden Lärm der Geschütze im Norden. Die Franzosen waren von dem Vorsprung verschwunden. Sie rannten den Abhang hinunter, verfolgt vom Feuer der Schützen, und Vicentes Portugiesen brachen in Jubel aus.

»Sergeant Harper!«, rief Sharpe.

»Sir?« Harper war dabei, die Kleider eines toten Mannes zu durchsuchen.

»Tote und Verwundete zählen«, befahl Sharpe. Er wischte seinen Degen an einem blauen Rock ab, dann schob er ihn zurück in die Scheide. Eine französische Granate explodierte ohne jede Wirkung unterhalb der Steine, auf denen Sharpe saß. Er fühlte sich plötzlich müde, und die halbe Wurst in seinem Beutel fiel ihm ein. Er aß sie, dann drückte er seinen von der Kugel durchlöcherten Tschako irgendwie wieder in Form und setzte ihn auf. Es war merkwürdig, dachte er, in den vergangenen Minuten hatte er seine verletzten Rippen kaum bemerkt, jetzt hingegen durchfuhr ihn der Schmerz.

Zu seinen Füßen lag ein toter Voltigeur, und die Leiche trug noch einen der altmodischen kurzen Säbel, wie einst alle französischen Plänkler sie zu tragen pflegten. Davon waren sie jedoch abgekommen, weil die Klingen zu nichts anderem als zur Getreideernte taugten. Der Mann wirkte merkwürdig friedlich, und an seinem Körper war keinerlei Verletzung sichtbar. Sharpe fragte sich, ob er den Tod vielleicht nur vortäuschte, und trat ihn mit dem Fuß. Der Mann reagierte nicht. Eine Fliege kroch über den Augapfel des Voltigeurs, und Sharpe kam zu dem Schluss, dass der Mann tot sein musste.

Harper bahnte sich durch die Felsen seinen Weg zurück. »Mister Iliffe, Sir«, sagte er.

»Was ist mit ihm?«

»Er ist tot, Sir«, sagte Harper. »Von den anderen hat keiner auch nur einen Kratzer davongetragen.«

»Iliffe? Tot?« Aus irgendeinem Grund ergab das für Sharpe keinen Sinn.

»Er hat sicher überhaupt nichts gespürt, Sir.« Harper tippte sich an die Stirn. »Ging geradewegs rein.«

Sharpe fluchte. Bis heute hatte er Iliffe nicht gemocht, aber in der Schlacht hatte der Junge Mut bewiesen. Er hatte sich zu Tode gefürchtet, so sehr gefürchtet, dass er sich beim Gedanken an den Kampf übergeben musste, aber sobald die Kugeln zu fliegen begannen, hatte er seine Angst überwunden, und dafür verdiente er Bewunderung.

Sharpe ging hinüber zu der Leiche, nahm seinen Hut ab und sah auf Iliffe hinunter, der ein wenig überrascht wirkte. »Aus ihm wäre ein guter Soldat geworden«, sagte Sharpe, und die Männer der Leichten Kompanie murmelten ihre Zustimmung.

Sergeant Read wählte vier Männer aus, die Iliffes Leiche zum Bataillon zurücktrugen. Lawford wird alles andere als erfreut sein, dachte Sharpe, und dann fragte er sich, warum zum Teufel es nicht Slingsby sein konnte, der eine Kugel in die Stirn bekommen hatte. Das wäre eine hübsche

Morgenarbeit für einen Voltigeur gewesen, fand Sharpe und fragte sich, warum zum Teufel seine eigene Kugel den Mann verfehlt hatte.

Er blickte hinauf in die Sonne und stellte fest, dass der Vormittag noch nicht vorüber war. Er fühlte sich, als hätte er den ganzen Tag lang gekämpft, aber daheim in England würden manche Leute noch nicht einmal mit dem Frühstück fertig sein.

Um Iliffe ist es schade, dachte er, dann trank er ein wenig Wasser, lauschte den Geschützen und wartete.

»Jetzt!«, brüllte General Craufurd, und die beiden Bataillone erhoben sich, wodurch sie auf die Franzosen wirkten, als wären sie geradewegs aus dem nackten Boden gewachsen. »Zehn Schritte vorwärts!«, bellte Craufurd, und sie marschierten schnell voran und hoben die geladenen Musketen. »Zweiundfünfzigstes Regiment!«, rief Craufurd in einer Stimme, die rau vor Zorn und wild vor Entschlossenheit war, dem Bataillon, das ihm am nächsten stand, zu. »Rache für Moore!« Das 52. Regiment war in La Coruña gewesen und hatte dort bei einem Sieg über die Franzosen ihren geliebten General Sir John Moore verloren.

»Legt an!«, schrie der Colonel des 52. Regiments.

Die Feinde waren nahe, weniger als fünfundzwanzig Yard entfernt. Sie starrten nach oben, wo die lang gestreckte rote Linie so völlig unerwartet aufgetaucht war. Selbst die Neulinge in den ramponierten Linien der Franzosen wussten, was ihnen bevorstand. Die britische Linie ragte an beiden Seiten über die Kolonne hinaus, jede Muskete war auf die vorderen französischen Reihen gerichtet, und ein französischer Offizier bekreuzigte sich, als die rote Linie eine Vierteldrehung nach rechts zu vollziehen schien und sich die Musketen an die Schultern der Männer hoben.

»Feuer!«

Der Vorsprung verschwand im Rauch, als mehr als tausend Musketenkugeln in die Kolonnen schlugen. Dutzende von Männern fielen, und die Überlebenden, die gehorsam weiter im Takt der Trommeln bergan marschierten, stellten fest, dass sie nicht über die sich krümmenden Haufen verwundeter Männer steigen konnten. Vor sich konnten sie das Scharren der Ladestöcke hören, die sich in die Läufe der Musketen senkten. Die britischen Kanoniere der verbliebenen Batterie schossen vier Ladungen Kartätschen ab, die die Überlebenden auseinanderrissen und den Kopf der Kolonne in Fontänen von Blut tauchten. »In halben Kompanien feuern!«, schrie eine Stimme.

»Feuer!«

Das Salvenfeuer begann. Der zerfetzende, gnadenlose, unaufhörliche Drill des Todes, der präzise wie ein Uhrwerk war. Die Plänkler der Briten und Portugiesen hatten sich auf der Linken neu formiert und fügten ihr eigenes Feuer hinzu, sodass die Köpfe der Männer in den Kolonnen von Feuer und Rauch umgeben waren, von Kugeln umzischt wurden und dem Regen der Kartätschen ausgesetzt waren, die über den Vorsprung spritzten.

Das Feuer kam nicht nur von der Front. Die Plänkler und die äußeren Kompanien des 43. und 52. Regiments waren den Hang hinuntergestürmt, um die belagerten Franzosen zu umzingeln, die jetzt von drei Seiten beschossen wurden. Der Rauch der Halbkompanie-Salven schwoll in den roten Linien auf und ab, die Kugeln bohrten sich in Fleisch und knallten gegen Musketen, und der französische Vorstoß war aufgehalten worden. Keine Truppe vermochte in den Wall aus Rauch vorzustoßen, der von den Feuern der aufbrandenden Salven zerrissen wurde.

»Bajonette, Bajonette!«, rief Craufurd. Eine Pause entstand, als die Männer ihre Siebzehn-Zoll-Klingen nahmen und sie an den geschwärzten Läufen ihrer Musketen befestigten. »Jetzt tötet sie!«, rief Black Bob. Er war in Jubelstimmung, während er zusah, wie seine mit Härte

ausgebildeten Männer das Vierfache ihrer eigenen Zahl niedermachten.

Die Männer mit geladenen Musketen feuerten, und die Rotröcke zogen den Hügel hinunter, zuerst stetig, doch dann stießen sie auf die Toten der Franzosen und verloren ihren Zusammenhalt, weil sie die Leichen umgehen mussten. Die Briten stießen einen gewaltigen Wutschrei aus und griffen an. »Tötet sie!« Black Bob hatte seinen Degen gezogen und sah die Franzosen drohend an, während die Rotröcke mit ihren Klingen ausholten.

Es war ein einziges Abschlachten. Die meisten Franzosen aus den ersten Linien, die das Musketenfeuer und die Kartätschen überlebt hatten, waren verwundet. Außerdem waren sie dicht zusammengedrängt, und nun kamen ihnen die Rotröcke mit Bajonetten entgegen. Die langen Klingen stachen zu, sie wurden gedreht und zurückgezogen. Das lauteste Geräusch auf der Anhöhe war nun Geschrei, die Männer brüllten um Gnade, riefen Gott an, verfluchten die Feinde, und noch immer peitschten die Halbkompanie-Salven von den Flanken auf sie ein, sodass sich kein Franzose in Linie formieren konnte. Sie waren einen Hügel des Todes hinaufgeschickt worden und wurden kurz vor seinem Gipfel wie Schafe zusammengepfercht, die Kugeln töteten sie auf den Flanken, und die Klingen nahmen sie von vorn aufs Korn, und ihr einziger Fluchtweg aus dem Grauen war den Hang hinunter.

Sie brachen zusammen. Im ersten Augenblick waren sie noch eine Masse von Männern, die sich unter dem Ansturm von Stahl und Blei krümmten, und im nächsten Augenblick, angefangen bei der hintersten Linie, waren sie nur noch ein Haufen. Die vorderen Linien, die von den Männern dahinter behindert wurden, konnten nicht entkommen und stellten für die tödlichen Siebzehn-Zoll-Klingen eine leichte Beute dar, aber die hinteren Männer entflohen. Trommeln rollten den Hügel hinab, die Jungen, die zu entsetzt waren, um an etwas anderes als Flucht zu denken, hatten sie von sich

geworfen, und während sie rannten, kamen die Plänkler der Briten und Portugiesen von den Flanken und verfolgten sie. Die letzten Franzosen brachen gehetzt von Rotröcken in die Knie, und einige wurden in dem Dorf gestellt, wo wiederum die Klingen zum Einsatz kamen. Noch einmal färbten sich die weißen Steine der Häuser rot von Blut, und die Schreie waren bis hinunter ins Tal zu hören, wo Masséna mit offenem Mund das Geschehen verfolgte. Einige Franzosen verfingen sich in den Weinreben, wo die *Cazadores* sie erwischten und ihnen die Kehlen durchschnitten. Schützen schickten Kugeln hinter den Flüchtenden her. Ein Mann schrie in einem der Häuser des Dorfes um Gnade, und der Schrei verwandelte sich in ein entsetzliches Kreischen, als zwei Bajonette ihm das Leben nahmen.

Und dann waren die Franzosen fort. Sie waren von Panik überrollt worden, und der Hang rund um das Dorf war übersät von weggeworfenen Musketen und von Leichen. Ein paar der Feinde hatten Glück gehabt. Zwei Schützen trieben Gefangene zusammen und führten sie hinauf zu der Windmühle, wo die britischen Kanoniere ihre Batterie zurückerobert hatten. Ein französischer Hauptmann, der lediglich am Leben geblieben war, weil er sich tot gestellt hatte, übergab seinen Degen einem Lieutenant des 52. Regiments. Der Lieutenant, ein Mann von Anstand, verbeugte sich anerkennend und gab die Klinge zurück. »Erweisen Sie mir die Ehre, mich den Hang hinauf zu begleiten«, sagte der Lieutenant und bemühte sich, in seinem Schulfranzösisch Konversation zu machen. Das Wetter sei plötzlich kalt geworden, oder nicht? Der französische Hauptmann stimmte zu, es sei in der Tat kalt geworden, aber er hätte auch zugestimmt, wenn der Engländer bemerkt hätte, wie warm es doch sei. Der Hauptmann zitterte. Er war gebadet in Blut, von dem kein Tropfen sein eigenes war. Es war aus Wunden geflossen, die die Kartätschen den Männern beigebracht hatten, die an seiner Seite aufgestiegen waren. Er hatte seine Männer tot

daliegen sehen, hatte andere sterben sehen, hatte gesehen, wie sie vom Boden aufblickten und ihn um Hilfe anflehten, die er ihnen nicht geben konnte. Er erinnerte sich an die Bajonette, die nach ihm gestoßen worden waren, und an die Lust am Töten, die deutlich auf den Gesichtern der Männer, die ihn festhielten, erkennbar war. »Es war ein Sturm«, sagte er, ohne zu wissen, was er gesagt hatte.

»Nicht jetzt, wo die Hitze vorbei ist, denke ich«, erwiderte der Lieutenant, der die Worte seines Gefangenen missverstand. Die Musiker des 43. und 52. Regiments sammelten die Verwundeten, bei denen es sich fast ausnahmslos um Franzosen handelte, ein und trugen sie hinauf zur Mühle, wo die, die überlebt hatten, auf Karren geladen und hinüber zum Kloster gefahren werden sollten. Dort wartete der Arzt auf sie. »Wir haben gehofft, wir könnten morgen eine Partie Kricket spielen, wenn das Wetter schön bleibt«, sagte der Lieutenant. »Hatten Sie schon einmal das Vergnügen, ein Kricketspiel zu sehen, Monsieur?«

»Kricket?« Der Hauptmann starrte den Rotrock an.

»Die Offiziere der Leichten Division hoffen, gegen den Rest des Heeres spielen zu können«, antwortete der Lieutenant. »Es sei denn, der Krieg oder das Wetter machen uns einen Strich durch die Rechnung.«

»Ich habe noch nie ein Kricketspiel gesehen«, sagte der Franzose.

»Wenn Sie in den Himmel kommen, Monsieur«, sagte der Lieutenant feierlich, »dann werden Sie feststellen, dass Sie Ihre Tage beim Kricket verbringen – ich hoffe natürlich, dass bis dahin noch zahlreiche Jahre vergehen.«

Ein kleines Stück weiter südlich ertönte plötzlich neuer Beschuss. Es klang nach britischen Salven, denn die Schüsse fielen schnell und regelmäßig, aber es handelte sich um vier portugiesische Bataillone, die zur Rechten der Leichten Division die Anhöhe bewachten. Die kleinere französische Kolonne, die den Erfolg der beiden, die über

Sula aufgestiegen waren, hätte verstärken sollen, war vom Dorf weggeschwenkt und fand sich auf einmal durch eine tiefe, bewaldete Schlucht von der Hauptangriffstruppe getrennt. Also stiegen die Männer allein weiter, durchquerten ein Pinienwäldchen, und als sie auf den offenen Hang hinaustraten, sahen sie nichts als die portugiesischen Truppen vor sich. Keine Rotröcke. Die Kolonne war den Portugiesen zahlenmäßig überlegen. Zudem kannten sie ihren Feind, denn sie hatten die Portugiesen früher schon einmal geschlagen und hatten vor den Männern in Braun und Blau keine Angst, wie sie sie vor den britischen Musketen hatten. Dies würde ein leichter Sieg werden, ein Hammerschlag gegen einen verachteten Feind, doch dann eröffneten die Portugiesen das Feuer, und die Salven fielen wie die Schläge einer Uhr. Die Musketenkugeln zischten tief, und die Waffen wurden schnellstens neu geladen, und die Kolonne fand sich wie ihre Kameraden im Norden von drei Seiten unter Beschuss, und auf einmal scheuchte der verachtete Feind die Franzosen in entwürdigender Weise den Abhang hinab. Somit ergriff die letzte französische Kolonne die Flucht, besiegt von Männern, die für ihr Heimatland kämpften, und dann war die gesamte Anhöhe von den Männern des Kaisers befreit, nur die Toten, die Verwundeten und die Gefangenen waren noch dort verblieben. Ein Trommlerjunge lag in den Reben und schrie. Er war elf Jahre alt und hatte eine Kugel in der Lunge. Sein Vater, ein Feldwebel, lag leblos zwanzig Schritte entfernt, und ein Vogel pickte ihm die Augen aus. Jetzt, wo der Kugelhagel vorüber war, flogen die Vögel im schwarzen Federkleid auf die Anhöhe, um sich am Fleisch der Toten gütlich zu tun.

Rauch trieb den Hügel hinauf. Geschütze kühlten aus. Männer reichten Wasserflaschen herum.

Die Franzosen waren wieder im Tal. »Es gibt eine Straße im Norden der Anhöhe«, erinnerte ein Adjutant Marschall Masséna, der gar nichts sagte. Er starrte nur auf das, was

von seinen Angriffstruppen auf dem Hügel verblieben war. Geschlagen waren sie, sie alle. Zu einem Nichts zerschmettert. Besiegt. Und der Feind, der jetzt wieder hinter dem Hügelkamm verborgen war, wartete nur darauf, dass er es noch einmal versuchte.

»Erinnerst du dich an Miss Savage?«, fragte Vicente Sharpe. Sie saßen am Ende des Vorsprungs und blickten auf die besiegten Franzosen hinunter.

»Kate? Und ob ich mich an Kate erinnere«, antwortete Sharpe. »Ich habe mich oft gefragt, was wohl aus ihr geworden ist.«

»Sie hat mich geheiratet«, erwiderte Vicente und wirkte in geradezu absurder Weise zufrieden mit sich.

»Großer Gott«, entfuhr es Sharpe, dann befand er, dass die Antwort möglicherweise unhöflich klingen mochte. »Gut gemacht!«

»Ich habe mir den Schnurrbart abrasiert«, sagte Vicente. »Wie du vorgeschlagen hast. Und sie hat ja gesagt.«

»Ich habe Schnurrbärte nie verstanden«, bemerkte Sharpe. »Muss doch sein, als ob man eine Schuhbürste küsst.«

»Wir haben ein Kind«, fuhr Vicente fort. »Ein Mädchen.«

»Schnelle Arbeit, Jorge.«

»Wir sind sehr glücklich«, bekundete Vicente feierlich.

»Das freut mich für euch«, sagte Sharpe und meinte es ehrlich. Kate Savage war aus ihrem Zuhause in Oporto davongelaufen, und Sharpe hatte sie mit Vicentes Hilfe gerettet. Das war jetzt achtzehn Monate her, und Sharpe hatte sich oft gefragt, was wohl aus dem englischen Mädchen geworden war, das die Weinberge und die Portweingewölbe ihres Vaters geerbt hatte.

»Kate ist natürlich noch in Oporto«, sagte Vicente.

»Mit ihrer Mutter?«

»Die ist zurück nach England gegangen«, antwortete Vicente. »Kurz nachdem ich mich meinem neuen Regiment in Coimbra angeschlossen habe.«

»Warum dort?«

»Weil ich dort aufgewachsen bin«, sagte Vicente, »und weil meine Eltern immer noch dort leben. Ich bin in Coimbra auf die Universität gegangen, es ist also wirklich meine Heimatstadt. Aber von jetzt an werde ich in Oporto leben. Wenn der Krieg zu Ende ist.«

»Wirst du dann wieder als Anwalt arbeiten?«

»Ich hoffe es.« Vicente bekreuzigte sich. »Ich weiß, was du von den Gesetzen hältst, Richard, aber sie bilden den einzigen Unterschied zwischen Mensch und Tier.«

»Sie haben uns nicht viel geholfen, um die Franzosen aufzuhalten.«

»Der Krieg steht über den Gesetzen, deshalb ist er so schlimm. Der Krieg setzt all die Dinge frei, die die Gesetze sonst im Zaum halten.«

»Mich zum Beispiel«, erwiderte Sharpe.

»So schlimm bist du doch gar nicht«, entgegnete Vicente mit einem Lächeln.

Sharpe blickte hinunter ins Tal. Die Franzosen hatten sich endlich bis zu der Stelle zurückgezogen, an der sie sich am vergangenen Abend befunden hatten, nur errichteten sie jetzt Schanzwerke hinter dem Fluss, die Infanterie hob Gräben aus und benutzte die aufgeworfene Erde, um Schutzwälle aufzuschütten. »Diese Idioten glauben, wir kommen runter und machen ihnen den Garaus.«

»Und tun wir das?«

»Um Himmels willen, nein. Wir haben die Anhöhe. Welchen Sinn hätte es, die aufzugeben?«

»Was tun wir dann?«

»Auf Befehle warten, Jorge, auf Befehle warten. Und ich nehme an, meine sind bereits im Anmarsch.« Sharpe wies mit dem Kopf auf Major Forrest, der sein Pferd am hinteren Rand des Vorsprungs entlanglenkte.

Bei den Felsen hielt Forrest an und spähte hinab auf die toten Franzosen, dann nahm er seinen Hut ab und nickte Sharpe zu. »Der Colonel will die Kompanie zurück«, sagte er. Seine Stimme klang müde.

»Major Forrest«, sagte Sharpe. »Ich möchte Ihnen Hauptmann Vicente vorstellen. Ich habe mit ihm in Oporto gekämpft.«

»Ist mir eine Ehre«, sagte Forrest. »Eine Ehre.« Sein roter Ärmel war dunkel vom Blut aus der Wunde, die die Musketenkugel ihm zugefügt hatte. Er zögerte, überlegte, was er Schmeichelhaftes zu Vicente sagen könnte, aber ihm fiel nichts ein. Also wandte er sich wieder an Sharpe. »Der Colonel will die Kompanie jetzt, Sharpe«, sagte er.

»Auf die Beine, Jungs!« Sharpe stand selbst auf und schüttelte Vicente die Hand. »Behalt uns im Auge, Jorge«, sagte er. »Vielleicht brauchen wir deine Hilfe ja mal wieder. Und bestell Kate meine Grüße.«

Sharpe führte die Kompanie über ein Stück Land zurück, das mit Kratern von Musketen- und Gewehrbeschuss übersät war. Auf der Anhöhe war es jetzt still, keine Geschütze wurden abgefeuert, nur der Wind seufzte im Gras. Forrest ritt neben Sharpe her, aber er sagte nichts, bis sie das Bataillon erreicht hatten. Das South Essex Regiment war in Abteilungen geordnet, aber die Männer saßen durcheinander oder lungerten im Gras, und Forrest wies ans linke Ende, wie um die Leichte Kompanie anzuweisen, dort ihren Platz einzunehmen. »Für den Moment wird Lieutenant Slingsby sie befehligen, Sharpe«, sagte er.

»Er wird was?«, fragte Sharpe entsetzt.

»Nur für den Moment«, erwiderte Forrest beschwichtigend. »Denn jetzt will der Colonel Sie sprechen, Sharpe, und ich muss Ihnen sagen, dass er nicht gerade erfreut ist.«

Das war eine Untertreibung. William Lawford schäumte vor Wut, obgleich sich, da er ein Mann von ausgesuchter Höflichkeit war, diese Wut lediglich in einer gewissen

Straffung der Lippen und in einem eindeutig unfreundlichen Blick bemerkbar machte, als Sharpe vor seinem Zelt eintraf. Lawford trat hinaus ins Sonnenlicht und nickte Forrest zu.

»Sie bleiben hier, Major«, sagte er und wartete, bis Forrest vom Pferd gesprungen war und die Zügel Lawfords Diener übergeben hatte, der das Pferd davonführte. »Knowles!«, rief Lawford seinen Adjutanten aus dem Zelt, der Sharpe einen mitfühlenden Blick zuwarf. Das machte Lawford nur noch wütender. »Sie bleiben besser hier, Knowles«, sagte er, »aber halten Sie alle anderen fern. Ich möchte nicht, dass das, was hier gesprochen wird, nachher die Runde im Bataillon macht.«

Knowles setzte seinen Hut auf und stellte sich in ein paar Yards Entfernung auf. Forrest trat zur Seite, als Lawford sich Sharpe zuwandte. »Vielleicht könnten Sie Ihr Verhalten erklären, Captain«, sagte er eisig.

»Mein Verhalten erklären, Sir?«

»Ensign Iliffe ist tot.«

»Das tut mir leid, Sir.«

»Großer Gott, der Junge war meiner Obhut anvertraut! Jetzt muss ich also seinem Vater schreiben und ihm mitteilen, dass das Leben seines Jungen von einem verantwortungslosen Offizier weggeworfen wurde, der seine Kompanie in einen Angriff führte, ohne dazu von mir autorisiert zu sein.« Lawford hielt inne, sichtlich zu zornig, um die nächsten Worte zu formulieren, dann schlug er mit der Hand auf seine Degenscheide. »Ich befehlige dieses Bataillon, Sharpe!«, sagte er. »Vielleicht haben Sie das ja nie begriffen? Glauben Sie, Sie können herumstreunen, wie es Ihnen passt, und Männer umbringen, wie es Ihnen in den Sinn kommt, ohne mich zu konsultieren?«

»Ich hatte Befehle«, sagte Sharpe hölzern.

»Befehle?«, fragte Lawford. »Ich habe Ihnen keinen Befehl gegeben.«

»Ich hatte Befehle von Colonel Rogers-Jones, Sir.«

»Und wer zum Teufel ist Colonel Rogers-Jones?«

»Ich glaube, er kommandiert ein Bataillon von *Cazadores*«, warf Forrest ruhig ein.

»Verdammt noch mal, Sharpe«, fuhr Lawford ihn an. »Colonel Rogers-verdammt-noch-mal-Jones kommandiert nicht das South Essex Regiment!«

»Ich hatte den Befehl eines Colonels, Sir«, beharrte Sharpe, »und den habe ich befolgt.« Er machte eine Pause. »Und ich habe mich auf Ihren Rat besonnen, Sir.«

»Meinen Rat?«, wollte Lawford wissen.

»Gestern Nacht haben Sie gesagt, Sie wollen Ihre Schützen tollkühn und angriffslustig. Und das waren wir.«

»Ich will auch, dass meine Offiziere Gentlemen sind«, sagte Lawford, »und dass Sie sich höflich benehmen.«

Sharpe spürte, dass sie jetzt zum wahren Kern dieses Treffens vorstießen. Lawford, daran ließ sich nicht rütteln, hatte wirklich Grund zum Ärger, weil Sharpe die Leichte Kompanie ohne seine Erlaubnis in einen Angriff geführt hatte, aber kein Offizier würde es einem Mann wirklich verübeln, dass er gegen die Feinde kämpfte. Dieser Anklagepunkt war lediglich ein Probeschuss für den Angriff gewesen, der nun folgte. Sharpe sagte nichts, er blickte nur starr auf einen Punkt zwischen den Augen des Colonels.

»Lieutenant Slingsby hat mir mitgeteilt, dass Sie ihn beleidigt haben«, sagte der Colonel. »Dass Sie ihn zu einem Duell aufgefordert haben. Dass Sie ihn als unehelich bezeichnet haben. Dass Sie ihn übel beschimpft haben.«

Sharpe rief sich den kurzen Zwischenfall, der sich am vorderen Hang der Anhöhe zugetragen hatte, nachdem er die Kompanie aus dem Fluchtweg der panischen Franzosen herausgeführt hatte, ins Gedächtnis zurück. »Ich bezweifle, dass ich ihn als unehelich bezeichnet habe, Sir«, sagte er. »Das ist kein Wort, das ich benutzen würde. Vermutlich habe ich ihn einen Bastard genannt.«

Knowles blickte nach Westen. Forrest sah hinab ins Gras, um ein Lächeln zu verbergen. Lawford schien fassungslos. »Sie haben ihn was genannt?«

»Einen Bastard, Sir.«

»Das ist unter Offizierskameraden absolut unakzeptabel«, sagte Lawford.

Sharpe sagte nichts. Es war für gewöhnlich das Beste, was er tun konnte.

»Haben Sie nichts zu sagen?«, verlangte Lawford zu wissen.

»Ich habe nie irgendetwas getan«, sah sich Sharpe gezwungen zu erwidern, »es sei denn, es war zum Besten dieses Bataillons.«

Diese leidenschaftliche Aussage schien Lawford aus dem Konzept zu bringen. Er blinzelte. »Niemand stellt Ihre Leistung in Frage, Sharpe«, sagte er steif. »Ich versuche eher, Ihnen die Manieren eines Offiziers beizubringen. Ich dulde keine krassen Grobheiten gegen einen Offizierskameraden.«

»Würden Sie es lieber dulden, die Hälfte Ihrer Leichten Kompanie zu verlieren, Sir?«, fragte Sharpe.

»Die Hälfte meiner Leichten Kompanie?«

»Mein Offizierskamerad«, Sharpe gab sich keine Mühe, seinen Sarkasmus zu verbergen, »mein Offizierskamerad hatte die Leichte Kompanie in aufgelöster Ordnung unter die Franzosen geführt. Er hätte sie alle verloren. Sie wären überrannt worden. Zum Glück für das Bataillon war ich vor Ort, Sir, und konnte tun, was getan werden musste.«

»Das entspricht nicht meiner Beobachtung«, sagte Lawford.

»Es hat sich so abgespielt«, erwiderte Sharpe geradeheraus.

Forrest räusperte sich und blickte demonstrativ auf einen Grashalm neben seinem rechten Fuß. Lawford ging auf den Hinweis ein. »Major?«

»Ich denke durchaus, Lieutenant Slingsby hatte die Leichte Kompanie ein Stück zu weit geführt, Sir«, bemerkte Forrest milde.

»Tollkühnheit und Angriffslust«, sagte Lawford, »das sind keine tadelnswerten Eigenschaften bei einem Offizier. Für seine Begeisterung verdient Lieutenant Slingsby meinen Applaus, und das ist für Sie kein Grund, ihn zu beleidigen, Sharpe.«

Zeit, wieder einmal die Zähne zusammenzubeißen, dachte Sharpe und schwieg.

»Und ich werde keine Duelle zwischen meinen Offizieren gestatten«, Lawford war jetzt wieder in Schwung, »und ich erlaube ebenso wenig überflüssige Beleidigungen. Lieutenant Slingsby ist ein erfahrener, eifriger Offizier, ohne Zweifel ein Gewinn für das Bataillon, Sharpe, ein Gewinn. Ist das klar, Sharpe?«

»Ja, Sir.«

»Sie werden sich also bei ihm entschuldigen.«

Das werde ich verdammt noch mal nicht tun, dachte Sharpe und starrte weiter auf den Punkt zwischen Lawfords Augen.

»Haben Sie mich gehört, Sharpe?«

»Ja, das habe ich, Sir.«

»Sie werden sich also entschuldigen?«

»Nein, Sir.«

Lawford schien außer sich, aber ein paar Sekunden lang fehlten ihm die Worte. »Wenn Sie den Gehorsam verweigern, Sharpe«, brachte er schließlich hervor, »dann wird das schwerwiegende Konsequenzen für Sie haben.«

Sharpe verlagerte seinen Blick, sodass er jetzt Lawfords rechtes Auge ansah. Er blickte Lawford direkt an, was dem Colonel sichtlich Unwohlsein bereitete. Sharpe erkannte Schwäche und kam zu dem Schluss, dass das falsch war. Lawford war kein schwacher Mann, aber es fehlte ihm an Rücksichtslosigkeit. So erging es den meisten Männern. Die meisten Männer waren vernünftig, sie versuchten sich einzurichten und arrangierten sich mit den anderen. Es machte ihnen nichts aus, Salven abzuschießen, aber sie schreckten davor zurück, sich mit dem Bajonett in den

Nahkampf zu begeben. Jetzt aber war die Reihe an Lawford, die Klinge zu schwingen. Er hatte erwartet, dass Sharpe sich bei Slingsby entschuldigen würde, und warum auch nicht? Es war nur eine kleine Geste, es löste dem Anschein nach das Problem, aber Sharpe weigerte sich, und Lawford wusste nicht, was er deswegen unternehmen sollte. »Ich werde mich nicht entschuldigen«, sagte Sharpe sehr scharf. »Sir.« Und das letzte Wort enthielt alle Unverschämtheit, die man einer einzelnen Silbe nur verleihen konnte.

Lawford schien zornentbrannt, aber wiederum sagte er ein paar Sekunden lang nichts. Dann nickte er abrupt. »Sie waren früher einmal Quartiermeister, glaube ich?«

»Das war ich, Sir.«

»Mister Kiley fühlt sich nicht wohl. Für den Moment, bis ich entschieden habe, was mit Ihnen geschehen soll, übernehmen Sie seine Pflichten.«

»Jawohl, Sir«, antwortete Sharpe hölzern, ohne eine Reaktion erkennen zu lassen.

Lawford zögerte, als ob es noch etwas gäbe, das gesagt werden sollte, dann setzte er seinen Zweispitz auf und wandte sich ab.

»Sir«, sagte Sharpe.

Lawford drehte sich um, ohne etwas zu sagen.

»Mister Iliffe, Sir«, sagte Sharpe, »er hat heute gut gekämpft. Wenn Sie seiner Familie schreiben, Sir, dann können Sie ihnen wahrheitsgemäß berichten, dass er sich sehr gut geschlagen hat.«

»Nur schade, dass er tot ist«, erwiderte Lawford bitter und ging davon, wobei er Knowles anwies, ihm zu folgen.

Forrest seufzte. »Warum entschuldigen Sie sich nicht einfach, Richard?«

»Weil er verdammt noch mal um ein Haar meine Kompanie umgebracht hätte.«

»Das weiß ich«, sagte Forrest, »und der Colonel weiß es, und Mister Slingsby weiß es und Ihre Kompanie weiß es

auch. Jetzt beißen Sie also in den sauren Apfel, Sharpe, und kehren Sie zu ihnen zurück.«

»Er …«, Sharpe wies auf die entschwindende Gestalt des Colonels, »… er will mich loswerden. Er will seinem verdammten Schwager das Kommando über die Schützen übertragen.«

»Er will Sie nicht loswerden«, widersprach Forrest geduldig. »Großer Gott, er weiß doch, wie gut Sie sind. Aber er muss Slingsby einsetzen. Familienangelegenheit, verstehen Sie? Seine Frau will, dass er Slingsby eine Karriere verschafft, und was eine Frau will, Sharpe, das kriegt sie eben.«

»Er will mich loswerden«, beharrte Sharpe. »Und wenn ich mich entschuldige, Major, bin ich früher oder später doch aus der Sache raus. Also kann ich genauso gut gleich gehen.«

»Gehen Sie nicht allzu weit«, sagte Forrest mit einem Lächeln.

»Warum nicht?«

»Major Slingsby trinkt«, sagte Forrest ruhig.

»Tut er das?«

»Viel zu viel«, erwiderte Forrest. »Für den Moment kann er es unter Kontrolle halten, weil er hofft, bei einem neuen Bataillon eine Chance auf einen neuen Anfang zu haben, aber ich mache mir Sorgen um ihn. Ich hatte selbst ein ähnliches Problem, Richard, wobei ich Ihnen dankbar wäre, wenn Sie es niemandem erzählen würden. Ich vermute, unser Mister Slingsby wird letzten Endes zu seinen alten Gewohnheiten zurückkehren. Die meisten Männer tun das.«

»Sie nicht.«

»Noch nicht, Sharpe, noch nicht.« Forrest lächelte. »Aber denken Sie über das, was ich gesagt habe, nach, ja? Murmeln Sie dem Mann eine Entschuldigung hin. Und dann lassen Sie das Ganze vergessen sein.«

Wenn die Hölle gefriert, dachte Sharpe. Denn er würde sich nicht entschuldigen.

Und Slingsby hatte seine Leichte Kompanie.

Major Ferreira hatte den Brief seines Bruders gelesen, kurz nachdem die letzte französische Kolonne geschlagen worden war. »Er wünscht eine Antwort, *senhor*«, hatte Miguel, Ferragus’ Bote, gesagt. »Ein Wort.«

Ferreira starrte in den Kanonenrauch, der in Schwaden um den Abhang hing, wo so viele Franzosen gestorben waren. Dies war ein Sieg, dachte er, aber es würde nicht lange dauern, bis die Franzosen die Straße fanden, die am nördlichen Ende der Anhöhe verlief. Oder würden die siegreichen Briten und Franzosen vielleicht die lange Anhöhe von Bussaco hinunterstürmen und die Franzosen im Tal angreifen? Es gab jedoch kein Anzeichen für einen solchen Angriff. Kein galoppierender Bote war unterwegs, um den Generälen neue Anweisungen zu bringen, und je länger Wellington wartete, desto mehr Zeit hatten die Franzosen, um am Fluss entlang Erdwälle aufzuschütten. Nein, dachte der Major, diese Schlacht war vorüber und Lord Wellington hatte vermutlich vor, den Rückweg über Lissabon anzutreten und in den Hügeln nördlich der Stadt eine weitere Schlacht zu schlagen.

»Ein Wort«, hatte Miguel den Major erneut aufgefordert.

Ferreira hatte genickt. *»Sim«*, sagte er, auch wenn seine Stimme dabei schwer war. Es bedeutete »ja«, und als das fatale Wort erst einmal ausgesprochen war, wendete er sein Pferd und spornte es in Richtung Norden an, an der siegreichen Leichten Kompanie vorüber, hinter die Windmühle, die von Musketenkugeln durchsiebt war, und dann zwischen den niedrigen Bäumen, die am nördlichen Ende der Anhöhe wuchsen, hindurch. Niemand schenkte seinem Aufbruch Beachtung. Er war dafür bekannt, dass er hin und wieder auf Erkundungsritt ging, einer der portugiesischen Offiziere, die wie ihre britischen Gegenstücke losritten, um die Position des Gegners

auszukundschaften, und zudem befand sich portugiesische Bürgerwehr in den Caramula-Bergen nördlich der Anhöhe, und es war nicht weiter verwunderlich, dass ein Offizier zu Pferd aufbrach, um ihre Stellungen zu kontrollieren.

Aber obwohl Ferreiras Aufbruch vom Armeelager ziemlich harmlos gewirkt hatte, ritt er mit Beklommenheit. Seine gesamte Zukunft, die Zukunft seiner Familie hing von den nächsten Stunden ab. Der Major hatte Vermögen geerbt, aber er hatte es nie vermehrt. Seine Investitionen waren gescheitert, und es war lediglich der Rückkehr seines Bruders zu verdanken, dass das Glück wieder auf seiner Seite stand. Dieses Glück aber war bedroht, wenn die Franzosen Portugal einnahmen. Der Major wusste, was er zu tun hatte: Er musste aufs andere Pferd setzen, aus dem patriotischen Sattel in den französischen springen, doch er musste es so tun, das niemand es jemals bemerkte, und er würde es nur tun, um seinen Namen, sein Vermögen und die Zukunft seiner Familie zu bewahren.

Er ritt drei Stunden lang, und es war Mittag vorbei, als er sich nach Osten wandte und den Anstieg auf einen aufragenden Hügel begann. Er wusste, dass die portugiesische Bürgerwehr, die am nördlichen Ende der Anhöhe die Straße bewachte, ein gutes Stück hinter ihm lag, und soweit es ihm bekannt war, gab es in diesen Hügeln weder britische noch portugiesische Kavalleriepatrouillen. Dennoch bekreuzigte er sich und bat in einem stillen Gebet darum, dass kein Mann von seiner eigenen Seite ihn zu sehen bekam. Und er betrachtete die britische und portugiesische Armee als seine Seite. Er war ein Patriot, doch zu was war ein bettelarmer Patriot schon nütze?

Auf dem Gipfel des Hügels hielt er an. Er blieb eine ganze Weile dort, bis er sicher war, dass ein französischer Kavalleriewachtposten ihn gesehen haben musste, und dann ritt er langsam den nach Osten gewandten Hang des Hügels hinunter. Auf der Mitte des Weges hielt er an. Nun konnte jeder, der sich ihm näherte, sehen, dass er nicht vorhatte,

ihn in einen Hinterhalt zu locken. Hinter ihm gab es kein totes Land, nichts, wo sich eine Kavallerieeinheit hätte verstecken können. Nur Major Ferreira war da, allein auf einem langen, leeren Abhang.

Und zehn Minuten, nachdem er angehalten hatte, erschien in einer halben Meile Entfernung eine Gruppe Dragoner in grünen Röcken. Die Reiter verteilten sich auf eine Linie. Einige hatten ihre Karabiner aus den Holstern genommen, doch die meisten hatten ihre Säbel gezogen, und Ferreira stieg ab, um ihnen zu zeigen, dass er nicht versuchen würde, zu entfliehen. Der Offizier, der die Dragoner befehligte, blickte nach oben, suchte alles nach möglichen Gefahren ab und musste letztendlich zu dem Schluss gekommen sein, dass alles in Ordnung war, denn er ritt mit einem halben Dutzend seiner Männer weiter. Auf dem trockenen Boden des Abhangs wirbelten die Hufe der Pferde Staub auf. Als die Dragoner näher kamen, breitete Ferreira die Arme aus, um zu zeigen, dass er keine Waffen bei sich trug. Dann stand er mehr oder weniger still, während die Reiter ihn umzingelten. Der Offizier, dessen Uniform in der Sonne verblichen war, hielt ihm eine Klinge an die Kehle. »Ich habe ein Empfehlungsschreiben«, sagte Ferreira auf Französisch.

»Für wen?« Es war der Offizier, der gesprochen hatte.

»Für Sie«, antwortete Ferreira. »Von Oberst Barreto.«

»Und wer im Namen des Heiligen Jesus ist Oberst Barreto?«

»Ein Adjutant von Marschall Masséna.«

»Zeigen Sie mir den Brief.«

Ferreira zog ein Stück Papier aus der Tasche, entfaltete es und reichte es dem französischen Offizier, der sich aus dem Sattel beugte, um es entgegenzunehmen. Der Brief, der zerknittert und schmutzig war, erklärte jedwedem französischen Offizier, dass er dem Mann, der ihn überbrachte, trauen durfte und ihm alle erdenkliche Hilfe gewähren sollte. Barreto hatte Ferreira das Schreiben

ausgestellt, als der Major wegen des Mehls mit ihnen verhandelt hatte, aber jetzt war es von größerem Nutzen. Der Dragoner las es eilig, warf Ferreira einen Blick zu, dann gab er ihm den Brief zurück. »Was wollen Sie also?«

»Oberst Barreto sprechen natürlich«, antwortete Ferreira.

Es dauerte anderthalb Stunden, bis sie das Dorf Moura erreichten, wo sich Neys Männer, die vor der Windmühle oberhalb von Sula gekämpft hatten, ausruhten. Die Ärzte waren im Dorf beschäftigt, und Ferreira musste sein Pferd an einem Haufen abgetrennter Arme und Beine vorbeilenken, die dicht unter einem offenen Fenster lagen. Neben dem Fluss, wo die flachen Steine den Frauen des Dorfes einen Platz zum Wäschewaschen boten, lag jetzt ein Berg von Leichen. Die meisten waren ihrer Uniformen beraubt worden, und ihre weiße Haut war von Blut bedeckt. Ferreira wandte den Blick ab und ritt hinter den Dragonern her zu einem kleinen Hügel, der kurz hinter dem Dorf lag. Dort, im Schatten der Windmühle von Moura, saß Marschall Masséna und verzehrte seine Mahlzeit, die aus Käse, Brot und kaltem Huhn bestand.

Ferreira stieg ab und wartete, während sich der Offizier der Dragoner einen Weg durch die Scharen der Adjutanten bahnte. Während er wartete, blickte der Mann die Anhöhe hinauf und fragte sich, was sich ein General wohl dabei denken mochte, seine Männer eine solche Steigung hinaufzuhetzen.

»Major Ferreira!« Die Stimme klang säuerlich. Ein hochgewachsener Mann in der Uniform eines französischen Obersts der Dragoner näherte sich ihm. »Nennen Sie mir einen Grund, Major«, sagte der Oberst und wies zur Mühle, »weshalb wir Sie nicht dort drüben an die Wand stellen und erschießen sollten?« Der Oberst war zwar gekleidet wie ein Franzose, aber er war Portugiese. Er war Offizier in der alten portugiesischen Armee gewesen, hatte gesehen, wie sein Haus verbrannt und seine Familie von der *Ordenança* umgebracht wurde, von der portugiesischen Miliz, die sich

im Chaos der ersten französischen Invasionen gegen die privilegierten Klassen gewandt hatte. Oberst Barreto hatte sich den Franzosen angeschlossen, nicht weil er Portugal hasste, sondern weil er keine Zukunft für sein Land sah, es sei denn, es befreite sich von Aberglauben und Anarchie. Die Franzosen, so glaubte er, würden Portugal die Segnungen der Modernität bringen, aber nur, wenn die französischen Truppen zu essen bekamen. »Sie haben uns Mehl versprochen«, sagte Barreto wütend. »Und stattdessen wartete die britische Infanterie auf uns.«

»Im Krieg gehen manchmal Dinge schief, Oberst«, sagte Ferreira demütig. »Das Mehl war hier, mein Bruder war hier, und dann traf eine britische Kompanie ein. Ich versuchte, sie ihrer Wege zu schicken, aber sie wollten einfach nicht gehen.« Ferreira wusste, wie schwach sich das anhörte, aber er hatte entsetzliche Angst. Nicht vor den Franzosen, sondern davor, dass ein Offizier auf der Anhöhe ihn durch ein Fernglas sah. Er bezweifelte, dass das geschehen würde. Der Hügelkamm lag ein gutes Stück weit weg, und sein portugiesischer blauer Rock würde auf solche Entfernung einem französischen Rock ziemlich ähnlich sehen, aber er hatte dennoch Angst. Verrat war ein hartes Geschäft.

Barreto schien seine Erklärung zu akzeptieren. »Ich habe die Überreste des Mehls gefunden«, gab er zu. »Aber es ist eine Schande, Major. Diese Armee leidet Hunger. Wissen Sie, was wir in diesem Dorf gefunden haben? Ein halbes Fass mit Zitronen. Wozu, verdammt noch mal, soll das nützen?«

»Coimbra ist voll von Lebensmitteln«, sagte Ferreira.

»Voll von Lebensmitteln, ja?«, fragte Barreto skeptisch.

»Weizen, Hafer, Reis, Bohnen, Feigen, gesalzener Kabeljau, Rindfleisch«, sagte Ferreira tonlos.

»Und wie in Gottes Namen kommen wir nach Coimbra, he?« Barreto war ins Französische übergewechselt, denn eine Gruppe von Massénas anderen Adjutanten war herangekommen, um das Gespräch mit anzuhören. Der

Oberst wies auf die Anhöhe. »Diese Bastarde stehen zwischen uns und Coimbra, Ferreira.«

»Es gibt eine Straße um die Anhöhe herum«, sagte Ferreira.

»Eine Straße«, wiederholte Barreto. »Die führt durch den Hohlweg von Caramula, und wie viele verdammte Rotröcke warten da auf uns?«

»Keiner«, antwortete Ferreira. »Dort gibt es nur die portugiesische Bürgerwehr. Nicht mehr als fünfzehnhundert Mann. In drei Tagen könnten Sie in Coimbra sein, Colonel.«

»Und in drei Tagen«, hielt Barreto dagegen, »haben die Briten sämtliche Lebensmittel aus Coimbra entfernt.«

»Mein Bruder garantiert Ihnen Vorräte für drei Monate«, widersprach Ferreira. »Allerdings nur …«, er zögerte und hielt inne.

»Nur was?«, fragte einer der Franzosen.

»Wenn Ihre Armee in einer Stadt einmarschiert«, begann Ferreira mit äußerster Demut, »dann benimmt sie sich nicht besonders gut. Es kommt zu Plünderungen, Diebstahl und Mord. Jedes Mal war es so.«

»Und?«

»Und wenn Ihre Männer in die Lagerhäuser meines Bruders kommen, was werden sie dann machen?«

»Sich alles nehmen«, antwortete der Franzose.

»Und das, was Sie nicht mitnehmen können, vernichten«, vervollständigte Ferreira seine Aussage. Er wandte sich wieder an Barreto. »Mein Bruder will zwei Dinge, Oberst. Er will einen fairen Preis für die Lebensmittel, die er Ihnen liefert, und er will, dass sein Besitz von dem Augenblick, in dem Sie in die Stadt einziehen, unter Ihrem Schutz steht.«

»Wir nehmen uns, was wir wollen«, warf ein anderer Franzose ein. »Wir bezahlen doch unsere Feinde nicht für Lebensmittel.«

»Wenn ich meinem Bruder nicht sage, dass Sie einverstanden sind«, sagte Ferreira nun mit mehr Härte in der Stimme, »dann wird es keine Lebensmittel mehr geben,

wenn Sie in Coimbra eintreffen. Sie können nichts bekommen, Monsieur, oder Sie können für etwas bezahlen und es essen.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, dann nickte Barreto abrupt. »Ich werde mit dem Marschall sprechen«, sagte er und wandte sich ab.

Einer der französischen Adjutanten, ein hochgewachsener, dünner Major, bot Ferreira eine Prise Schnupftabak an. »Ich habe gehört«, sagte er, »dass die Briten vor Lissabon Verteidigungsanlagen errichten.«

Ferreira zuckte mit den Schultern, als hielte er die Sorgen des Franzosen für unerheblich. »Es gibt ein oder zwei neue Forts«, gab er zu, denn er hatte sie selbst gesehen, als er zu Pferd nördlich von Lissabon unterwegs gewesen war. »Aber es sind kleine Anlagen«, fuhr er fort. »Was sie darüber hinaus bauen, ist ein neuer Hafen in So Julio.«

»Wo ist das?«

»Im Süden von Lissabon.«

»Und da bauen sie einen Hafen?«

»Ja, einen neuen Hafen«, bestätigte Ferreira. »So Julio ist ein ruhiger Ort, und es wird den Briten nicht schwerfallen, ihre Schiffe ohne viel Federlesens dorthin zu verlegen.«

»Und die Forts, die Sie gesehen haben?«

»Sie befinden sich oberhalb der Hauptstraße nach Lissabon«, antwortete Ferreira. »Aber es gibt noch andere Straßen.«

»Und wie weit sind sie von Lissabon entfernt?«

»Zwanzig Meilen«, schätzte Ferreira.

»Und gibt es da Berge?«

»Nicht so steil wie diese hier.« Ferreira nickte in Richtung der drohenden Anhöhe.

»Sie hoffen also, uns in den Bergen aufzuhalten, während sie sich in ihren neuen Hafen zurückziehen?«

»Ich denke schon, Monsieur.«

»Wir brauchen also Lebensmittel«, schloss der Franzose. »Und was will Ihr Bruder abgesehen von Geld und Schutz

noch?«

»Er will überleben, Monsieur.«

»Das wollen wir alle«, entgegnete der Franzose. Er warf einen Blick zu den blau gekleideten Leichen hinüber, die über den östlichen Hang der Anhöhe verstreut lagen. »Gott möge uns bald zurück nach Frankreich bringen.«

Zu Ferreiras Überraschung kam der Marschall persönlich mit Oberst Barreto zurück. Der einäugige Masséna starrte Ferreira hart ins Gesicht, und er erwiderte den Blick und stellte fest, wie alt und müde der Franzose wirkte. Endlich nickte Masséna. »Richten Sie Ihrem Bruder aus, wir bezahlen ihm seinen Preis, und sagen Sie ihm, Oberst Barreto wird Soldaten mitbringen, die seinen Besitz beschützen. Wissen Sie, wo sich dieser Besitz befindet, Oberst?«

»Major Ferreira wird es mir sagen«, antwortete Barreto.

»Gut. Es wird Zeit, dass meine Männer eine anständige Mahlzeit bekommen.« Masséna ging zu seinem kalten Huhn, zu Brot, Käse und Wein zurück, während Barreto und Ferreira zunächst über den Preis, der gezahlt werden sollte, verhandelten und dann Maßnahmen vereinbarten, um den Schutz des Besitzes der Ferreiras zu gewährleisten. Und als all das erledigt war, ritt Ferreira den Weg zurück, den er gekommen war. Er ritt in der Nachmittagssonne, die ein herbstlicher Wind kühlte, niemand sah ihn, und kein Mensch in der britischen oder der portugiesischen Armee fand es merkwürdig, dass er seit dem Ende der Schlacht unterwegs gewesen war.

Und auf der Anhöhe und unten im Tal warteten die Soldaten.

Zweiter Teil

Coimbra

KAPITEL 6

Die britischen und portugiesischen Armeen blieben noch den ganzen folgenden Tag über auf der Anhöhe, während die Franzosen im Tal verharrten. Zuweilen schreckte das Krachen einer Muskete oder eines Gewehrs die Vögel im Heidekraut auf, wenn Plänkler sich auf dem langen Abhang einen Kampf lieferten, doch die meiste Zeit über verlief der Tag ruhig. Die Kanonen wurden nicht abgefeuert.

Französische Soldaten, unbewaffnet und in Hemdsärmeln, kletterten den Hang hinauf, um ihre Verwundeten abzuholen, die dort die Nacht über ihren Qualen überlassen worden waren. Einige der Verletzten waren hinunter zum Fluss gekrochen, während andere in der Finsternis den Tod gefunden hatten. Ein toter Voltigeur lag kurz unterhalb des felsigen Vorsprungs und hielt die verschränkten Hände zum Himmel erhoben, während ein Rabe an seinen Lippen und Augen pickte.

Die britischen und portugiesischen Wachtposten ließen den Feind ungestört arbeiten, sie forderten lediglich die paar Voltigeure heraus, die dem Hügelkamm zu nahe kamen. Als die Verwundeten fort waren, wurden die Toten zu ihren Gräbern getragen, die hinter den Schutzwällen, die die Franzosen hinter dem Fluss ausgehoben hatten, gegraben worden waren. Die Verteidigungsbastionen waren jedoch vergebliche Liebesmüh, denn Lord Wellington hatte nicht die Absicht, die Höhe aufzugeben, um sich zur Schlacht ins Tal zu begeben.

Lieutenant Jack Bullen, ein Neunzehnjähriger, der in der Neunten Kompanie gedient hatte, wurde zur Leichten Kompanie geschickt, um Iliffe zu ersetzen. Slingsby, so bestimmte es Lawford, musste fortan als Captain Slingsby angesprochen werden. »Er ist bereits im 55. Regiment

vorübergehend in diesen Rang erhoben worden«, erklärte Lawford Forrest. »Und damit wird er sich von Bullen abheben.«

»Das wird er in der Tat, Sir.«

Der Tonfall des Majors ließ Lawford zusammenfahren. »Es handelt sich lediglich um einen Akt der Höflichkeit, Forrest. Sie halten doch sicher auch viel von Höflichkeit?«

»Und ob ich das tue, Sir. Obwohl ich von Sharpe noch mehr halte.«

»Was um alles in der Welt wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Sir, dass es mir lieber wäre, wenn Sharpe die Schützen kommandieren würde. Er ist der beste Mann für diese Aufgabe.«

»Und das wird er ja auch, Forrest, das wird er ja auch, sobald er gelernt hat, sich auf zivilisierte Weise zu benehmen. Wir kämpfen für die Zivilisation, oder etwa nicht?«

»Ich hoffe, das tun wir«, stimmte Forrest ihm zu.

»Und wir erreichen dieses Ziel gewiss nicht, indem wir uns grobe Unhöflichkeiten herausnehmen. Und so benimmt sich Sharpe nun mal, Forrest. Er ist grob und unhöflich. Ich möchte das mit Stumpf und Stiel ausrotten.«

Da könnten Sie genauso gut die Sonne auslöschen wollen, dachte Major Forrest. Der Major war ein höflicher Mann, gerecht und vernünftig, aber er zweifelte daran, dass die kämpferische Wirkung des South Essex Regiments durch eine Kampagne zur Verbesserung der Manieren gesteigert werden konnte.

Innerhalb des Bataillons herrschte eine bedrückte Stimmung. Lawford schrieb es den Toten und Verwundeten der Schlacht zu, die entweder am Hang begraben worden oder auf Gedeih und Verderb den wenig sorgsamen Ärzten anvertraut worden waren. Dies war ein Tag, dachte Lawford, an dem das Bataillon Beschäftigung brauchte, aber es gab nichts zu tun, als auf dem langen Hügelkamm abzuwarten, ob die Franzosen womöglich noch einmal angreifen würden.

Er befahl, alle Musketen mit kochendem Wasser zu reinigen, die Feuersteine zu inspizieren und die, die zu stark beschädigt waren, zu ersetzen. Auch sollte die Patronentasche eines jeden Mannes aufgefüllt werden, doch all diese nützlichen Tätigkeiten nahmen nicht mehr als eine Stunde in Anspruch, und als sie damit fertig waren, war die Stimmung der Männer nicht besser als zu Beginn.

Der Colonel ließ sich sehen und versuchte, die Männer zu ermutigen, aber er war sich der tadelnden Blicke und der gemurmelten Kommentare bewusst. Lawford war kein Narr, er wusste genau, was die Ursache dafür war. Noch immer hoffte er, Sharpe werde sich zu der geforderten Entschuldigung durchringen, aber der Schütze blieb dem Geschehen dickköpfig fern. Letzten Endes suchte Lawford den loyalen Amerikaner Leroy auf. »Sprechen Sie mit ihm«, bat er ihn.

»Er wird nicht auf mich hören, Colonel.«

»Er respektiert Sie, Leroy.«

»Es ist nett von Ihnen, das anzunehmen«, entgegnete Leroy, »aber er ist so stur wie ein Maulesel.«

»Er wird ein bisschen zu großspurig, zieht sich Stiefel an, die ihm nicht passen, das ist das Problem«, sagte Lawford gereizt.

»Stiefel, die er einem französischen Oberst der Chasseure geraubt hat, wenn ich mich recht erinnere«, sagte Leroy und beobachtete einen Bussard, der träge über der Anhöhe seine Kreise zog.

»Die Männer sind unzufrieden«, sagte Lawford und beschloss, sich nicht auf eine Diskussion über Sharpes Stiefel einzulassen.

»Sharpe ist ein merkwürdiger Mann, Colonel«, sagte Leroy, dann machte er eine Pause, um sich eine seiner groben, dunkelbraunen Zigarren anzustecken, die von portugiesischen Hausierern verkauft wurden. »Die meisten Männer mögen keine Offiziere, die aus ihren Reihen aufgestiegen sind, aber für Sharpe haben sie irgendwie eine

Schwäche. Er macht ihnen Angst. Und sie wollen so sein wie er.«

»Ich kann nicht einsehen, dass es für einen Offizier eine Tugend sein soll, Männern Angst zu machen«, erwiderte Lawford verärgert.

»Vielleicht sogar die beste Tugend«, sagte Leroy provozierend. »Natürlich ist er in der Offiziersmesse kein einfacher Mann«, fuhr der Amerikaner sanfter fort. »Aber er ist ein verteufelt guter Soldat. Slingsby hat er gestern das Leben gerettet.«

»Das ist doch Unsinn.« Lawford klang zunehmend gereizter. »Captain Slingsby hat die Kompanie vielleicht ein bisschen zu weit hinausgeführt, aber ich bin sicher, er hätte sie wieder zurückgebracht.«

»Davon habe ich nicht gesprochen«, erwiderte Leroy. »Sharpe hat einen Mann erschossen, der im Begriff stand, Slingsby ein portugiesisches Grab zu bescheren. Es war verdammt noch mal der beste Schuss, den ich je gesehen habe.«

Lawford hatte Sharpe zu dieser Gelegenheit selbst beglückwünscht, aber er war nicht in der Stimmung, mildernde Umstände zuzulassen. »Es flogen eine ganze Menge Kugeln, Leroy«, sagte er leichthin. »Der Schuss hätte auch anderswo herkommen können.«

»Vielleicht«, sagte der Amerikaner, klang aber zweifelnd. »Sie müssen trotzdem zugeben, dass Sharpe sich gestern als verdammt nützlich erwiesen hat.«

Lawford fragte sich, ob Leroy Sharpes leisen Ratschlag, das Bataillon eine Drehung vollziehen und dann in die französische Flanke hineinschwenken zu lassen, mit angehört hatte. Es war ein guter Ratschlag gewesen, und indem er ihn annahm, hatte er sie aus einer höchst unangenehmen Situation gerettet, aber der Colonel hatte sich selbst davon überzeugt, dass er auch ohne Sharpe auf die Idee gekommen wäre, das Bataillon wenden und schwenken zu lassen. Er hatte sich außerdem davon

überzeugt, dass der Schütze seine Autorität absichtlich untergrub, und das war eindeutig zu viel, um es zu dulden. »Alles, was ich verlange, ist eine Entschuldigung«, protestierte er.

»Ich werde mit ihm sprechen, Colonel«, versprach Leroy. »Aber wenn Mister Sharpe sagt, er entschuldigt sich nicht, dann können Sie bis zum Sankt Nimmerleinstag warten. Es sei denn, Sie bekommen Lord Wellington dazu, es ihm zu befehlen. Das ist der einzige Mann, der Sharpe Angst einjagt.«

»Ich werde nicht noch Wellington in diese Sache hineinziehen«, sagte Lawford beunruhigt. Er war früher Adjutant bei dem General gewesen und wusste, wie sehr Seine Lordschaft es hasste, mit Belanglosigkeiten belästigt zu werden, und außerdem würde eine solche Bitte lediglich Lawfords Versagen aufdecken. Und ein Versagen war es. Er wusste, dass Sharpe ein wesentlich besserer Offizier war als Slingsby, aber der Colonel hatte Jessica, seiner Frau, versprochen, dass er alles, was in seiner Macht stand, tun würde, um Cornelius' Karriere voranzutreiben, und das Versprechen würde er halten müssen. »Sprechen Sie mit ihm«, ermutigte er Leroy. »Vielleicht schlagen Sie ihm vor, sich schriftlich zu entschuldigen? Er braucht den Brief auch nicht persönlich zu übergeben. Ich überbringe ihn selbst und zerreiße ihn hinterher.«

»Ich werde es ihm vorschlagen«, sagte Leroy, und dann ging er den hinteren Hang der Anhöhe hinunter, wo er den zeitweiligen Quartiermeister des Bataillons vorfand, der mit einem Dutzend Ehefrauen des Bataillons zusammensaß. Sie alberten und lachten, verstummten aber, sobald Leroy näher kam. »Tut mir leid, Sie zu stören, meine Damen.« Aus Höflichkeit den Frauen gegenüber zog der Major seinen verbeulten Zweispitz vom Kopf, dann wandte er sich an Sharpe: »Auf ein Wort?« Er führte Sharpe ein paar Schritte weit den Hügel hinunter. »Sie wissen, was ich Ihnen zu sagen habe?«, fragte Leroy.

»Ich kann es mir denken.«

»Und?«

»Nein, Sir.«

»Das habe ich mir gedacht«, erwiderte Leroy. »Gott im Himmel, wer ist denn das?« Er hatte den Blick wieder den Frauen zugewandt, und Sharpe wusste, dass sich die Bemerkung des Majors auf ein attraktives, langhaariges portugiesisches Mädchen bezog, das sich eine Woche zuvor dem Bataillon angeschlossen hatte.

»Sergeant Enables hat sie gefunden«, erklärte Sharpe.

»Beim Erlöser, sie kann nicht älter sein als elf«, sagte Leroy, dann betrachtete er einen Moment lang die anderen Frauen. »Verdammt noch mal«, fuhr er fort, »diese Sally Clayton ist vielleicht hübsch.«

»Hübsch verheiratet leider auch«, sagte Sharpe.

Leroy grinste. »Haben Sie je die Geschichte von Uriah, dem Hetiter, gelesen, Sharpe?«

»Hetiter? Ist das ein Preisringer?«, vermutete Sharpe.

»Nicht ganz, Sharpe. Es ist ein Mann aus der Bibel. Uriah, der Hetiter, hatte eine Frau, und König David wollte sie in sein Bett bekommen, also schickte er Uriah in den Krieg und befahl seinem General, den armen Kerl in die vorderste Linie zu stellen, sodass irgendein anderer armer Kerl kommen und ihn töten würde. Es hat funktioniert.«

»Ich werde es mir merken«, sagte Sharpe.

»An den Namen der Frau kann ich mich nicht erinnern«, sagte Sharpe. »Sally hieß sie aber bestimmt nicht. Was soll ich jetzt also dem Colonel sagen?«

»Dass er sich gerade den besten verdammten Quartiermeister der ganzen Armee besorgt hat.«

Leroy unterdrückte ein Lachen und ging den Hügel hinauf. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und drehte sich um. »Bathseba«, rief er Sharpe zu.

»Was für ein Bad?«

»Das war ihr Name. Bathseba.«

»Hört sich auch an wie ein Preisringer.«

»Aber Bathseba hat unter der Gürtellinie getroffen, Sharpe«, sagte Leroy. »Weit unter der Gürtellinie.« Vor den Frauen des Bataillons zog er erneut seinen Hut und ging weiter.

»Er denkt darüber nach«, berichtete er ein paar Augenblicke später dem Colonel.

»Hoffen wir, dass er klar denkt«, erwiderte Lawford geradezu flehentlich.

Aber selbst wenn Sharpe wirklich darüber nachdachte, die Entschuldigung traf nicht ein. Stattdessen erhielt die Armee, sobald es Abend wurde, den Befehl, sich für den Rückzug vorzubereiten. Die Franzosen wurden beim Aufbruch beobachtet, sie waren offensichtlich auf dem Weg zu der Straße, die am nördlichen Ende der Anhöhe verlief, also galoppierten die reitenden Boten über den Hügelkamm und überbrachten Befehle, die Armee solle vor dem Morgengrauen in Richtung Lissabon aufbrechen. Das South Essex Regiment bekam als Einziges unter den britischen Bataillonen andere Befehle. »Es sieht aus, als würden wir uns zurückziehen, meine Herren«, sagte Lawford zu den Befehlshabern der Kompanien, während sein Zelt von Offiziersburschen abgebaut wurde. Überraschtes Gemurmel kam auf, das Lawford mit erhobener Hand zum Schweigen brachte. »Es gibt eine Straße, die oben um die Anhöhe führt«, erklärte er, »und wenn wir hierbleiben, fallen uns die Franzosen in die Flanke. Sie sitzen uns am Hintern, also tanzen wir ein paar Tage lang rückwärts. Finden einen anderen Ort, um sie bluten zu lassen, was?« Einige der Offiziere wirkten noch immer überrascht, dass sie, obwohl sie einen Sieg errungen hatten, Boden preisgeben sollten, aber Lawford ignorierte ihre Verwunderung. »Wir haben unsere eigenen Befehle, meine Herren«, fuhr er fort. »Ein Bataillon soll heute Nacht aufbrechen und auf dem schnellsten Weg nach Coimbra marschieren. Ein langer Marsch, fürchte ich, aber nicht zu vermeiden. Wir sollen mit allen notwendigen Begleitschreiben in Coimbra einziehen

und dort den zuständigen Offizieren bei der Vernichtung der Armeevorräte an den Kais des Flusses helfen. Ein portugiesisches Regiment wird ebenfalls entsandt. Unsere beiden Regimenter stellen sozusagen die Vorhut dar, aber die Verantwortung, die wir tragen, ist groß. Der General wünscht, dass diese Vorräte bis morgen Abend vernichtet sind.«

»Wir sollen noch heute Nacht in Coimbra ankommen?«, erkundigte sich Leroy skeptisch. Die Stadt lag mindestens zwanzig Meilen weit entfernt, und das war unter allen Umständen ein gehöriger Marsch, vor allem bei Nacht.

»Wagen werden für das Gepäck bereitgestellt«, sagte Lawford. »Auch für die Tornister der Männer. Verwundete, die gehen können, werden diese Tornister bewachen. Frauen und Kinder gehen mit den Wagen. Wir marschieren mit leichtem Gepäck, also marschieren wir schnell.«

»Schicken wir Leute voraus?«, wollte Leroy wissen.

»Ich bin sicher, der Quartiermeister wird wissen, was zu tun ist«, sagte Lawford.

»Es ist dunkle Nacht«, sagte Leroy. »Vermutlich herrscht Chaos in Coimbra. Zwei Bataillone suchen nach Quartieren, und die Zuständigen vor Ort werden größtenteils betrunken sein. Nicht einmal Sharpe bringt das allein fertig. Am besten, Sie lassen mich mit ihm gehen.«

Lawford wirkte entrüstet, denn er wusste, dass Leroys Vorschlag seiner Sympathie für Sharpe entsprang, aber die Ausführungen des Amerikaners hatten vernünftig geklungen, also nickte Lawford widerstrebend. »Tun Sie das, Major«, erwiderte er kurz angebunden. »Und was nun den Rest von uns betrifft – ich möchte, dass wir als erstes Bataillon in Coimbra sind, meine Herren! Wir dürfen nicht zulassen, dass die Portugiesen uns schlagen, also machen Sie sich bereit, wir brechen in einer Stunde auf.«

»Leichte Kompanie voran?«, erkundigte sich Slingsby. Er schien vor Stolz und Tatendrang schier zu bersten.

»Natürlich, Captain.«

»Wir werden ein ordentliches Tempo vorlegen«, versprach Slingsby.

»Haben wir einen Führer?«, fragte Forrest.

»Ich bin sicher, wir können jemanden finden«, antwortete Lawford, »aber es ist keine schwierige Strecke. Westlich der Hauptstraße und dann nach Süden.«

»Ich werde es finden«, bekundete Slingsby zuversichtlich.

»Und unsere Verwundeten?«, wollte Forrest wissen.

»Für die stehen weitere Wagen zur Verfügung. Mister Knowles? Sie kümmern sich um diese Vorkehrungen? Ausgezeichnet!« Lawford lächelte, um anzuzeigen, das Bataillon sei eine einzige große, glückliche Familie. »Seien Sie in einer Stunde für den Aufbruch fertig, meine Herren, in einer Stunde.«

Leroy suchte Sharpe, der zum Treffen der Befehlshaber der Kompanie nicht eingeladen worden war. »Sie und ich gehen nach Coimbra, Sharpe«, sagte der Major. »Sie können mein Ersatzpferd reiten, und mein Bursche kann zu Fuß gehen.«

»Nach Coimbra?«

»Quartiere besorgen. Das Bataillon folgt uns heute Nacht.«

»Sie brauchen nicht mit mir zu gehen«, sagte Sharpe. »Ich habe Erfahrung im Besorgen von Quartieren.«

»Sie wollen ganz allein dorthin gehen?«, fragte Leroy, dann grinste er. »Ich komme mit, Sharpe, denn das Bataillon marschiert zwanzig verdammte Meilen im Zwielicht und wird jämmerlich zusammenklappen. Zwanzig Meilen bei Nacht? Das schaffen sie nie, und dann noch zwei Bataillone auf der schmalen Straße? Zum Teufel, darauf bin ich nicht scharf. Sie und ich können vorausreiten, die Verhältnisse vor Ort sichten, uns eine Taverne suchen, und dann wette ich zehn Guineen, dass das Bataillon nicht da ist, bevor die Sonne aufgeht.«

»Behalten Sie Ihr Geld«, sagte Sharpe.

»Und wenn sie ankommen«, fuhr Leroy vergnügt fort, »dann werden sie eine gottverdammte Saulaune mitbringen. Und deshalb verpflichte ich mich hiermit als Ihr Adjutant, Sharpe.«

Sie ritten die Anhöhe hinunter. Die Sonne stand niedrig, und die Schatten waren lang. Es war beinahe Ende September, und die Tage wurden kürzer. Die ersten Wagen, beladen mit verwundeten britischen und portugiesischen Soldaten, befanden sich bereits auf der Straße, und Leroy und Sharpe mussten sich an ihnen vorbeidrängen. Sie zogen durch halb verlassene Dörfer, wo portugiesische Offiziere versuchten, die verbliebenen Menschen zum Aufbruch zu überreden. Ihre Argumente schrillten durch die Dämmerung. Eine schwarz gekleidete Frau, die ihr graues Haar unter einem schwarzen Tuch verborgen trug, schlug das Pferd eines Offiziers mit einem Besen und schrie den Reiter an, er solle sich verziehen.

»Man kann es ihnen nicht verübeln«, sagte Leroy. »Sie haben gehört, wir haben die Schlacht gewonnen, und jetzt wollen Sie wissen, warum sie verdammt noch mal ihre Häuser verlassen sollen. Es ist eine scheußliche Sache, sein Zuhause zu verlassen.«

Sein Tonfall war bitter, und Sharpe warf ihm einen Blick zu. »Haben Sie das getan?«

»Ja, zum Teufel. Wir sind von den verdammten Rebellen vertrieben worden. Mit nichts als den Kleidern auf dem Leib sind wir nach Kanada gegangen. Die Bastarde haben versprochen, uns nach dem Krieg zu entschädigen, aber wir haben nie auch nur einen verdammten Penny bekommen. Ich war noch ein Kind, Sharpe, ich fand das alles aufregend, aber was wissen Kinder schon?«

»Und dann sind Sie nach England gegangen?«

»Und dort sind wir aufgeblüht, Sharpe, wir sind aufgeblüht. Mein Vater hat sein Vermögen gemacht, indem er mit Männern Handel trieb, die er einst bekämpft hat.« Leroy lachte, dann ritt er ein paar Yards schweigend und

duckte sich unter dem tief hängenden Ast eines Baumes hinweg. »So, jetzt erzählen Sie mir mal von diesen Forts zum Schutz von Lissabon.«

»Ich weiß nur, was Michael Hogan mir erzählt hat.«

»Und was hat er Ihnen erzählt?«

»Dass es die größten Verteidigungsanlagen sind, die in Europa je gebaut worden sind«, sagte Sharpe. Leroys skeptischer Blick entging ihm nicht. »Mehr als hundertfünfzig Forts«, fuhr Sharpe fort, »durch Schützengräben verbunden. Hügel neu geformt, um sie so steil zu machen, dass man nicht hinaufsteigen kann, Täler mit Hindernissen gefüllt, Seitenarme des Tajo eingedämmt, damit man das Land dahinter überfluten kann, und dazu überall Kanonen. Zwei Linien, die sich vom Tajo bis zum Meer erstrecken.«

»Der Plan besteht also darin, dahinterzugelangen und dann den Franzosen die Zungen rauszustrecken.«

»Und die Bastarde verhungern zu lassen«, sagte Sharpe.

»Und Sie, Sharpe, was werden Sie tun? Sich entschuldigen?« Leroy lachte über Sharpes Gesichtsausdruck. »Der Colonel wird nicht nachgeben.«

»Ich auch nicht«, sagte Sharpe.

»Also werden Sie Quartiermeister bleiben?«

»Die Portugiesen wollen britische Offiziere«, erwiderte Sharpe. »Und wenn ich mich ihnen anschließe, kann ich befördert werden.«

»Zum Teufel«, stieß Leroy hervor und dachte darüber nach.

»Nicht, dass ich die Leichte Kompanie verlassen will«, fuhr Sharpe fort und dachte an Pat Harper und die übrigen Männer, die er zu seinen Freunden zählte. »Aber Lawford will Slingsby. Mich will er nicht.«

»Er will Sie, Sharpe«, widersprach Leroy. »Aber er hat nun einmal Versprechungen gemacht. Sind Sie der Frau des Colonels je begegnet?«

»Nein.«

»Hübsch«, sagte Leroy. »Bildhübsch, aber in etwa so sanftmütig wie ein wütender Drachen. Ich habe erlebt, wie sie einen Dienstboten ausgepeitscht hat, nur weil der arme Teufel in eine Blumenvase nicht genug Wasser gefüllt hatte, und als sie mit ihm fertig war, war von dem Mann nicht viel mehr übrig als Hautfetzen und Blut. Eine energische Dame, unsere Jessica. Sie würde einen wesentlich besseren befehlshabenden Offizier abgeben als ihr Mann.« Der Major zog an seiner Zigarre. »Aber ich würde mich an Ihrer Stelle nicht allzu sehr beeilen, mich den Portugiesen anzuschließen. Ich bin mir sicher, dass Mister Slingsby sich sein eigenes Grab schaufeln wird.«

»Durch Suff?«

»In der Nacht vor der Schlacht war er voll bis zum Rand. Getaumelt ist er. Am nächsten Morgen war ihm nichts anzumerken.«

Lange nach Einbruch der Dunkelheit erreichten sie Coimbra, und es war bereits kurz vor Mitternacht, als sie das Büro des Stadtmajors entdeckten, des britischen Offiziers, der für die Beziehungen mit der Stadtverwaltung zuständig war. Der Major selbst war nicht da, aber sein Diener, der eine Nachtmütze mit Troddeln trug, öffnete ihnen die Tür und murmelte etwas über Offiziere, die zu nachtschlafender Zeit umherzogen. »Was wollen Sie, Sir?«

»Kreide«, sagte Sharpe. »Und vor dem Morgengrauen bekommen Sie zwei Bataillone in die Stadt.«

»O gütiger Heiland«, sagte der Diener. »Zwei Bataillone? Kreide?«

»Mindestens vier Stück. Wo finden wir die zuständigen Offiziere?«

»Die Straße hinauf, Sir, sechs Türen weiter links. Aber wenn Sie auf Verpflegung aus sind, dann müssen Sie sich am Kai der Stadt selbst bedienen. Dort gibt’s Tonnen, Sir.«

»Eine Laterne wäre von Nutzen«, warf Major Leroy ein.

»Eine Laterne, Sir. Irgendwo muss eine sein.«

»Und wir brauchen einen Stall für zwei Pferde.«

»Hinter dem Haus, Sir. Da sind sie sicher.«

Als die Pferde im Stall standen und Leroy mit der Laterne ausgerüstet war, arbeiteten sie sich durch die Straßen vor und markierten die Türen mit Kreide. SE, schrieb Sharpe, das bedeutete South Essex, und 4–6, was bedeutete, dass sechs Männer der vierten Kompanie in dem entsprechenden Haus einquartiert werden würden. Sie benutzten die schmalen Gassen in der Nähe der Brücke über den Mondego, und nach einer halben Stunde trafen sie auf zwei portugiesische Offiziere, die für ihr Bataillon Türen mit Kreide markierten. Als die Arbeit getan war, war noch keines der beiden Bataillone eingetroffen, also suchten sich Sharpe und Leroy eine Taverne am Kai, aus der noch Licht auf die Straße schien, und bestellten sich Wein, Brandy und etwas zu essen. Sie aßen gesalzenen Kabeljau, und gerade als dieser ihnen serviert wurde, vernahmen sie draußen auf der Straße das Geräusch von Stiefeltritten. Leroy beugte sich vor, zog die Tür der Taverne auf und spähte nach draußen. »Portugiesen«, bemerkte er lakonisch.

»Sie haben uns also geschlagen«, bemerkte Sharpe. »Das wird den Colonel gar nicht freuen.«

»Der Colonel dürfte deswegen ein höchst ungehaltener Mann sein«, sagte Leroy und wollte die Tür gerade schließen, als er die Inschrift sah, die mit Kreide auf das Holz geschrieben worden war: SE, CO, ADJ, LCO, stand dort, und der Amerikaner grinste. »Sie wollen Lawford und die Offiziere der Leichten Kompanie hier unterbringen, Sharpe?«

»Ich dachte, der Colonel würde gern zusammen mit seinem Verwandten wohnen, Sir. Ich fand, das sei nett.«

»Oder haben Sie etwa vor, Mister Slingsby in Versuchung zu führen?«

Sharpe wirkte schockiert. »Großer Gott«, sagte er, »daran habe ich nie und nimmer gedacht.«

»Sie verlogener Bastard«, sagte Leroy und schloss die Tür. Er lachte. »Ich glaube, ich hätte Sie nicht allzu gern zum Feind.«

Sie schliefen im Schankraum, und als Sharpe im Morgengrauen erwachte, war das South Essex Regiment noch immer nicht in der Stadt eingetroffen. Eine traurige Prozession von Wagen, alle beladen mit Männern, die am Hang von Bussaco verwundet worden waren, überquerte die Brücke, und Sharpe, der unterwegs zum Kai war, sah, dass die Wagen an den Seiten mit Blut befleckt waren. Er musste warten, ehe er hinüber zum Flussufer gehen konnte, denn dem Zug der Verwundeten folgte ein schneller Reisewagen, der von vier Pferden gezogen wurde und mit Gepäck beladen war. In seinem Gefolge befand sich ein Wagen, auf dem sich noch mehr Gepäck häufte und auf dem sich ein halbes Dutzend unglücklich dreinschauender Dienstboten drängte. Beide Wagen wurden von bewaffneten, berittenen Zivilisten begleitet. Als sie vorbeigefahren waren, ging Sharpe hinüber zu den riesigen Haufen von Armeevorräten, die nach Coimbra geschafft worden waren. Da gab es säckeweise Getreide, Fässer mit eingesalzenem Rindfleisch, Fässer mit Rum und Kisten mit Zwieback, die alle von den Flussschiffen heruntergeholt worden waren, die am Kai vertäut lagen. Jedes der Boote trug an seinem Bug unter dem Namen des Besitzers und der Stadt eine aufgemalte Nummer. Die portugiesischen Behörden hatten angeordnet, dass die Boote nummeriert und beschriftet und anschließend nach Städten aufgelistet wurden, sodass man sicherstellen konnte, dass sämtliche Transportmittel zerstört waren, ehe die Franzosen eintrafen. Auf einem halben Dutzend der größeren Schiffe stand der Name Ferreira, was, so vermutete Sharpe, wohl bedeutete, dass die Fuhrwerke Ferragus gehörten. Die Boote befanden sich sämtlich unter Bewachung von Rotröcken, von denen einer, sobald er Sharpe entdeckte, seine Muskete von der Schulter nahm

und am Kai entlang auf ihn zukam. »Stimmt es, dass wir uns zurückziehen, Sir?«

»Das tun wir.«

»Zum Teufel noch mal.« Der Mann betrachtete die gewaltigen Berge von Vorräten. »Was soll mit diesen Haufen passieren?«

»Wir müssen sie vernichten. Und diese Boote auch.«

»Zum Teufel noch mal«, wiederholte der Mann, dann sah er zu, wie Sharpe Dutzende von Kisten mit Zwieback und Fässer mit Rindfleisch als Verpflegung für das South Essex Regiment markierte.

Zwei Stunden später traf das Bataillon ein. Wie Leroy vorausgesagt hatte, waren die Männer gereizt, ausgehungert und erschöpft. Der Marsch war ein Albtraum gewesen, Wagen hatten die Straße blockiert, Wolken hatten den Mond verhüllt, und mindestens zweimal waren sie falsch abgebogen und hatten dadurch so viel Zeit verloren, dass Lawford den Männern befahl, sich auf den Weiden schlafen zu legen, bis das Morgengrauen ihnen ein wenig Licht verschaffte, sodass sie ihren Weg finden konnten.

Major Forrest glitt aus dem Sattel und sah Sharpe angewidert an. »Erzählen Sie mir nicht, Sie und Leroy sind geradewegs hierher geritten?«

»Das sind wir, Sir. Und haben uns in der Nacht gründlich ausgeschlafen.«

»Was für ein abscheulicher Kerl Sie sind, Sharpe.«

»Ich kann mir nicht erklären, wie Sie sich verlaufen haben«, sagte Sharpe. »Die Straße verlief doch hübsch gerade. Wer hat Sie angeführt?«

»Sie wissen doch, wer uns angeführt hat, Sharpe«, erwiderte Forrest, dann wandte er seinen Blick den großen Stapeln von Lebensmitteln zu. »Wie vernichten wir denn diesen Haufen?«

»Wir schießen in die Rumfässer«, schlug Sharpe vor. »Und das Mehl und Getreide werfen wir in den Fluss.«

»Sie haben das alles schon durchdacht, was?«

»Das kann ein Mann eben schaffen, wenn er gut ausgeschlafen ist, Sir.«

»Der Teufel soll Sie holen.«

Der Colonel hätte seinem Bataillon von Herzen gern etwas Ruhe gegönnt, aber die portugiesischen Truppen in ihren braunen Röcken begannen bereits mit der Arbeit, und es war undenkbar, dass das South Essex Regiment schlappmachte, während andere schufteten. Also befahl er allen Kompanien, mit den Stapeln anzufangen. »Sie können Männer zum Teemachen schicken«, schlug er seinen Offizieren vor. »Aber frühstücken müssen sie bei der Arbeit. Guten Morgen, Mister Sharpe.«

»Guten Morgen, Sir.«

»Ich hoffe, Sie hatten inzwischen Zeit, über Ihr Dilemma nachzudenken«, sagte Lawford, und es kostete ihn einiges an Mut, dies auszusprechen, weil er damit erneut an die unglückselige Angelegenheit rührte. Dem Colonel wäre wesentlich wohler in seiner Haut gewesen, wenn Sharpe sich einfach zu einer Entschuldigung bereit erklärt und damit die Sache aus der Welt geschafft hätte.

»Das habe ich, Sir«, erwiderte Sharpe überraschend einsichtig.

»Gut!« Lawfords Gesicht hellte sich auf. »Und?«

»Das Fleisch ist das Problem, Sir.«

Verständnislos starrte Lawford ihn an. »Das Fleisch?«

»In die Rumfässer können wir schießen«, erwiderte Sharpe gut gelaunt. »Wir können das Getreide und das Mehl in den Fluss werfen, aber das Fleisch? Verbrennen lässt es sich nicht.« Er wandte sich ab und betrachtete die riesigen Fässer. »Wenn Sie mir ein paar Männer zur Verfügung stellen, versuche ich, etwas Terpentin aufzutreiben. Um das Zeug darin zu tränken. Nicht einmal die Franzmänner würden Fleisch essen, das in Terpentin schwimmt. Oder wir könnten es vielleicht in Farbe einlegen?«

»Das ist Ihr Problem«, entgegnete Lawford eisig. »Ich hingegen habe mich um die Angelegenheiten des Bataillons

zu kümmern. Haben Sie ein Quartier für mich?«

»Die Taverne an der Ecke, Sir.« Sharpe zeigte sie ihm. »Es ist alles markiert.«

»Dann kümmere ich mich jetzt um den Papierkram«, bemerkte Lawford von oben herab, was bedeutete, dass er sich eine Stunde aufs Ohr legen wollte. Er nickte Sharpe kurz zu, rief seine Adjutanten zu sich und machte sich auf den Weg in sein Quartier.

Sharpe grinste und schritt die riesigen Stapel ab. Männer waren damit beschäftigt, Getreidesäcke aufzuschlitzen und die Deckel der Fleischfässer aufzuhebeln. Die Portugiesen arbeiteten mit größerem Eifer, aber sie hatten die Stadt ja auch in der Nacht erreicht und es somit geschafft, wenigstens ein paar Stunden zu schlafen. Andere portugiesische Soldaten waren in die engen Gassen entsandt worden, um den verbliebenen Bewohnern die Flucht zu befehlen. Sharpe konnte hören, wie Frauen protestierend ihre Stimmen hoben. Es war noch früh. Ein leichter Nebel hielt sich über dem Fluss, aber der Westwind war auf Süd umgeschlagen, und es versprach, ein weiterer heißer Tag zu werden. Das scharfe Krachen von Schüssen ertönte, erschreckte Vögel im Flug, und Sharpe sah, dass die Portugiesen auf die Rumfässer schossen. Nicht weit von ihm hieb Patrick Harper mit einer Axt, die er irgendwo stibitzt hatte, in die Fässer. »Warum schießen Sie denn nicht darauf, Pat?«, fragte Sharpe.

»Mister Slingsby erlaubt es uns nicht, Sir.«

»Er erlaubt es Ihnen nicht?«

Harper hieb die Axt in ein weiteres Fass, und eine Flut von Rum ergoss sich über die Pflastersteine. »Er sagt, wir müssen unsere Munition sparen.«

»Wofür? Wir haben doch jede Menge Patronen.«

»Das hat er eben gesagt, Sir – keine Schüsse.«

»Arbeiten Sie, Sergeant!« Mit ausgreifenden Schritten marschierte Slingsby die Reihe der Fässer entlang. »Wenn

Sie diese Streifen behalten wollen, Sergeant, dann gehen Sie mit gutem Beispiel voran. Guten Morgen, Sharpe!«

Sharpe drehte sich langsam um und musterte Slingsby von Kopf bis Fuß. Der Mann mochte die ganze Nacht hindurch marschiert sein und in einem Feld geschlafen haben, aber er sah aus wie aus dem Ei gepellt, jeder Knopf glänzte, das Leder schimmerte, der rote Rock war ausgebürstet und die Stiefel sauber poliert. Slingsby, der sich unter Sharpes sardonischem Blick unbehaglich fühlte, knurrte: »Ich sagte guten Morgen, Sharpe.«

»Ich habe gehört, Sie haben sich verlaufen«, erwiderte Sharpe.

»Unsinn. Ein Umweg! Um den Wagen auszuweichen.« Der kleine Mann trat an Sharpe vorbei und betrachtete die Leichte Kompanie. »Geben Sie Ihr Bestes! Wir haben einen Krieg zu gewinnen!«

»Um Gottes willen, kommen Sie bloß zurück«, sagte Harper leise.

Mit weit aufgerissenen Augen fuhr Slingsby herum. »Haben Sie etwas gesagt, Sergeant?«

»Er hat mit mir gesprochen«, erwiderte Sharpe und trat dem kleinen Mann, den er überragte, entgegen. Er zwang Slingsby, zwischen zwei Stapeln von Kisten zurückzuweichen, dorthin, wo kein Mitglied des Bataillons etwas hören konnte. »Er hat mit mir gesprochen, Sie Stück Scheiße«, sagte Sharpe. »Und wenn Sie noch einmal eines meiner Gespräche unterbrechen, reiße ich Ihnen die verdammten Eingeweide aus dem Arschloch und wickle Sie Ihnen um Ihre verdammte Kehle. Und jetzt gehen Sie und erzählen Sie das Ihrem Colonel.«

Slingsby schauderte sichtlich, dann aber schien er Sharpes Worte abzuschütteln, als wären sie nie gesprochen worden. Er fand einen schmalen Durchgang zwischen den Kisten, schlüpfte hindurch wie ein Terrier, der eine Ratte verfolgte, und klatschte in die Hände. »Ich will Fortschritte sehen«, bellte er die Männer an.

Sharpe folgte Slingsby und hätte gern Streit angefangen, dann aber entdeckte er, dass die portugiesischen Soldaten demselben Bataillon angehörten, das den felsigen Vorsprung eingenommen hatte, denn Hauptmann Vicente kommandierte die Männer, die auf die Rumfässer schossen, und das war Ablenkung genug, um Sharpe davor zu bewahren, eine weitere Dummheit mit Slingsby zu begehen. Er wandte sich ab, und Vicente sah ihn und lächelte, um ihn willkommen zu heißen. Doch bevor die beiden Männer einander begrüßen konnten, kam Colonel Lawford über das Holperpflaster des Kais auf sie zu. »Sharpe! Mister Sharpe!«

Sharpe salutierte vor dem Colonel. »Sir!«

»Ich bin kein Mann, der sich gern beklagt«, beklagte sich Lawford, »das wissen Sie, Sharpe. Ich bin an Unbequemlichkeit gewöhnt wie kein anderer Mann, aber diese Taverne ist wohl kaum ein angemessenes Quartier. Nicht in einer Stadt wie dieser. In den Betten sind Flöhe!«

»Sie wollen etwas Besseres, Sir?«

»Das will ich, Sharpe. Und zwar schnell.«

Sharpe drehte sich um. »Sergeant Harper! Ich brauche Sie. Erteilen Sie mir die Erlaubnis, Sergeant Harper mitzunehmen, Sir?«, fragte er Lawford, der sich zwar darüber wunderte, dass Sharpe Gesellschaft brauchte, aber er nickte. »Geben Sie mir eine halbe Stunde Zeit, Sir«, versicherte Sharpe dem Colonel. »Und dann haben Sie das beste Quartier der ganzen Stadt.«

»Einfach irgendetwas Angemessenes«, erwiderte Lawford bockig. »Ich verlange ja keinen Palast, Sharpe, nur etwas, das gerade so angemessen ist.«

Sharpe winkte Harper zu sich und ging hinüber zu Vicente. »Du bist hier aufgewachsen, ja?«

»Das habe ich dir doch erzählt.«

»Also weißt du bestimmt, wo ein Mann namens Ferragus wohnt.«

»Luis Ferreira?« Auf Vicentes Gesicht mischten sich Überraschung und Erschrecken. »Ich weiß, wo sein Bruder

wohnt, aber Luis? Er kann überall wohnen.«

»Kannst du mir das Haus seines Bruders zeigen?«

»Richard«, warnte Vicente, »Ferragus ist kein Mann, der …«

»Ich weiß, was er ist«, unterbrach ihn Sharpe. »Er hat mir das angetan.« Er wies auf sein verblassendes blaues Auge. »Wie weit ist es?«

»Zehn Minuten zu Fuß.«

»Führst du mich dorthin?«

»Lass mich meinen Oberst fragen«, sagte Vicente und eilte hinüber zu Colonel Rogers-Jones, der auf dem Pferderücken saß und sich einen aufgespannten Schirm über den Kopf hielt, um sich vor der Morgensonne zu schützen.

Sharpe sah, dass Rogers-Jones Vicente zunickte. »Sie haben Ihr Quartier in zwanzig Minuten, Sir«, sagte er zu Lawford, dann packte er Harper beim Ellbogen, und zusammen verließen sie in Vicentes Gefolge den Kai. »Dieser Bastard Slingsby«, murmelte Sharpe, während sie gingen. »Dieser Bastard, Bastard, Bastard, Bastard.«

»Ich sollte das besser nicht hören«, sagte Harper.

»Dem Bastard ziehe ich bei lebendigem Leibe die Haut ab«, sagte Sharpe.

»Wem?«, fragte Vicente, der sie durch die engen Gassen führte, wo sie gezwungen waren, Gruppen von unglücklichen Menschen auszuweichen, die sich letzten Endes doch darauf vorbereiteten, ihre Stadt zu verlassen. Männer und Frauen schnürten Kleider zu Bündeln, luden sich Kleinkinder auf die Rücken und beklagten sich bitterlich bei jedem Mann in Uniform, der ihnen in den Weg kam.

»Einem Bastard namens Slingsby«, sagte Sharpe. »Aber um den kümmern wir uns später. Was wissen Sie über Ferragus?«

»Ich weiß, dass sich die meisten Leute vor ihm fürchten«, antwortete Vicente und führte sie über einen kleinen Platz mit einer Kirche, deren Tür offen stand. Ein Dutzend Frauen mit schwarzen Kopftüchern knieten unter dem Vordach und

blickten sich angsterfüllt um, als aus einer der nahen Seitenstraßen plötzlich Rumpeln, Hämmern und Krachen laut wurde. Es war der Lärm einer Artilleriebatterie, die sich bergab auf die Brücke zubewegte. Die Armee musste lange vor dem Morgengrauen losmarschiert sein, und jetzt hatten die führenden Truppen Coimbra erreicht. »Er ist ein Verbrecher«, fuhr Vicente fort, »aber er ist nicht bei armen Leuten aufgewachsen. Sein Vater war ein Kollege meines Vaters, und sogar er hat zugegeben, dass sein Sohn ein Monster ist. Der Missratene im Wurf. Sie haben versucht, das Böse aus ihm herauszuprügeln. Sein Vater hat es versucht, die Priester haben es versucht, aber Luis ist ein Kind des Teufels.« Vicente bekreuzigte sich. »Und nur wenige wagen es, sich ihm entgegenzustellen. Das hier ist eine Universitätsstadt.«

»Dein Vater unterrichtet hier, oder?«

»Er lehrt Rechtskunde«, antwortete Vicente. »Aber er ist jetzt nicht hier. Er und meine Mutter sind nordwärts nach Oporto gezogen, um bei Kate zu wohnen. Aber Leute wie mein Vater wissen nicht, wie man mit einem Mann wie Ferragus umgeht.«

»Weil dein Vater ein Rechtsanwalt ist«, erwiderte Sharpe. »Für Bastarde wie Ferragus braucht es einen wie mich.«

»Er hat dir das Auge blau geschlagen«, hielt Vicente dagegen.

»Ich habe ihm Schlimmeres angetan«, sagte Sharpe und erinnerte sich, was es für ein Vergnügen bereitet hatte, Ferragus in die Eier zu treten. »Und der Colonel will ein Haus, also machen wir das Haus der Familie Ferreira ausfindig und geben es ihm.«

»Ich glaube nicht, dass es klug ist«, sagte Vicente, »private Rache und den Krieg zu vermischen.«

»Natürlich ist das nicht klug«, konterte Sharpe, »aber es macht verdammt noch mal Spaß. Haben Sie auch Spaß, Sergeant?«

»Mir ging’s nie besser, Sir«, erwiderte Harper finster.

Sie waren mittlerweile in die Oberstadt hinaufgestiegen, wo sie auf einen kleinen, von der Sonne beschienenen Platz hinaustraten. An seiner hinteren Seite befand sich ein aus hellem Stein gemauertes Haus mit einer prachtvollen Vordertür, einem Seiteneingang, der offensichtlich in einen Hof mit Stallungen führte, und drei Stockwerken voller verschlossener Fenster. Das Haus war alt, in seinen Stein waren heraldische Vögel eingemeißelt. »Das ist Pedro Ferreiras Haus«, sagte Vicente und sah zu, wie Sharpe die Treppe zum Eingang hinaufstieg. »Von Ferragus wird behauptet, dass er zahlreiche Menschen ermordet hat«, sagte Vicente unglücklich in einem letzten Versuch, Sharpe von seinem Vorhaben abzubringen.

»Das habe ich auch«, sagte Sharpe und hämmerte gegen die Tür, was er unentwegt fortsetzte, bis eine erschrocken wirkende Frau in einer Schürze ihm öffnete. Ein empörter portugiesischer Wortschwall ergoss sich über Sharpe. Hinter ihr war ein jüngerer Mann zu erkennen, doch der zog sich in die Schatten zurück, sobald er Sharpes ansichtig wurde, während die Frau, die grauhaarig und korpulent war, versuchte, den Schützen die Stufen hinunterzustoßen. Sharpe blieb, wo er war. »Frag sie, wo Luis Ferreira wohnt«, forderte er Vicente auf.

Ein kurzes Gespräch folgte. »Sie sagt, *Senhor* Luis wohnt im Augenblick hier«, sagte Vicente. »Aber er ist im Moment nicht zu Hause.«

»Er wohnt hier?«, fragte Sharpe, dann grinste er, zog ein Stück Kreide aus der Tasche und kritzelte SE CO an die blank gewienerte blaue Tür. »Erkläre ihr, dass ein wichtiger englischer Offizier heute Nacht ihr Haus benutzen wird und dass er ein Bett und eine Mahlzeit braucht.« Sharpe lauschte dem Wortwechsel zwischen Vicente und der grauhaarigen Frau. »Und frag sie, ob es hier Stallungen gibt.« Es gab welche. »Sergeant Harper?«

»Sir?«

»Finden Sie den Weg zurück zum Kai allein?«

»Den Hügel hinunter, Sir?«

»Bringen Sie den Colonel hierher. Sagen Sie ihm, er hat das beste Quartier in der Stadt, und es gibt auch Stallungen für seine Pferde.« Sharpe drängte sich an der Frau vorbei in den Korridor und sah den Mann an, der noch weiter zurückwich. Der Mann trug eine Pistole im Gürtel, aber er verriet durch kein Zeichen, dass er sie zu benutzen gedachte, als Sharpe eine Tür aufschob und in einen dunklen Raum mit einem Schreibtisch, einem Porträt über dem Kaminsims und Regalen voller Bücher blickte. Eine weitere Tür gab den Blick in ein behagliches Wohnzimmer mit zierlichen Stühlen, vergoldeten Tischen und einem in rosenfarbener Seide gepolsterten Sofa frei. Die Dienerin stritt sich mit Vicente, der versuchte, sie zu beruhigen.

»Sie ist Major Ferreiras Köchin«, erklärte Vicente, »und sie sagte, ihr Herr und sein Bruder werden nicht erfreut darüber sein.«

»Deswegen sind wir ja hier.«

»Die Frau und die Kinder des Majors sind fort«, fuhr Vicente mit seiner Übersetzung fort.

»Ich habe noch nie gern Männer vor den Augen ihrer Familie getötet«, sagte Sharpe.

»Richard!«, rief Vicente schockiert.

Sharpe grinste, dann stieg er die Stufen hinauf, gefolgt von Vicente und der Köchin. Er fand das große Schlafzimmer und stieß die Fensterläden auf.

»Perfekt«, sagte er und betrachtete das Himmelbett, das mit Wandteppichen verhängt war. »Hier kann der Colonel eine Menge Arbeit erledigen. Gut gemacht, Jorge! Erklären Sie dieser Frau, Colonel Lawford bevorzugt seine Mahlzeiten einfach und gut gekocht. Er bringt seine eigene Verpflegung mit, es bedarf nur noch der Zubereitung, aber bitte keine verdammten ausländischen Gewürze verwenden, die alles verderben. Wer ist der Mann da unten?«

»Ein Diener«, übersetzte Vicente.

»Wer ist sonst noch im Haus?«

»Stallburschen«, übersetzte Vicente die Antwort der Köchin. »Küchenpersonal und Miss Fry.«

Sharpe dachte, er hätte sich verhört. »Miss Wer?«

Jetzt wirkte die Köchin verängstigt. Sie sprach hastig und sah dabei hoch ins oberste Stockwerk. »Sie sagt, die Gouvernante der Kinder ist oben eingeschlossen«, übersetzte Vicente. »Eine Engländerin.«

»Zum Teufel. Eingeschlossen? Und wie heißt sie?«

»Fry.«

Sharpe stieg in den Dachboden hinauf. Hier waren die Stufen nicht mit Teppich ausgelegt und die Wände grau. »Miss Fry!«, rief er. »Miss Fry!« Als Antwort erhielt er einen unterdrückten Schrei und das Hämmern einer Faust an eine Tür. Er drehte den Knauf und stellte fest, dass die Tür in der Tat verschlossen war. »Treten Sie zurück!«, rief er.

Er trat hart gegen die Tür, wobei er seinen Hacken gegen das Schloss stieß. Der gesamte Dachboden schien zu erzittern, aber die Tür hielt stand. Er trat noch einmal zu und vernahm ein splitterndes Geräusch, holte erneut mit dem Bein aus und verpasste der Tür einen letzten mächtigen Tritt. Sie flog auf, und er sah eine Frau unter dem Fenster kauern, die Arme um die Knie geschlungen, ihr Haar in der Farbe blassen Goldes. Sie starrte Sharpe an, der ihren Blick erwiderte, dann jedoch sah er hastig zur Seite, weil er sich seiner Manieren besann. Die Frau, die ihm ohne jeden Zweifel schön erschien, war nämlich so nackt wie ein frisch gelegtes Ei. »Zu Ihren Diensten, Madame«, sagte er und stierte die Wand an.

»Sie sind Engländer?«, fragte sie.

»Das bin ich, Madame.«

»Dann bringen Sie mir etwas zum Anziehen«, forderte sie.

Und Sharpe gehorchte.

Ferragus hatte die Frau seines Bruders, seine Kinder und sechs Bedienstete in der Morgendämmerung auf den Weg

gebracht, aber Miss Fry hatte er befohlen, oben in ihrem Zimmer zu bleiben. Sarah hatte protestiert und darauf bestanden, sie müsse mit den Kindern reisen und ihre Reisetruhe befinde sich bereits auf dem Gepäckwagen, aber Ferragus hatte angeordnet, sie müsse in ihrem Zimmer warten. »Sie werden mit den Briten gehen«, hatte er ihr erklärt.

Major Ferreiras Frau hatte ebenfalls protestiert. »Die Kinder brauchen sie.«

»Sie wird mit ihren eigenen Leuten gehen«, herrschte Ferragus seine Schwägerin an. »Und jetzt steigt in den Wagen.«

»Ich werde mit den Briten gehen?«, hatte Sarah nachgefragt.

»Os ingleses por mar«, hatte er zurückgeknurrt, »und Sie können mit ihnen davonrennen. Ihre Zeit hier ist um. Haben Sie Papier, einen Federhalter?«

»Natürlich.«

»Dann stellen Sie sich selbst ein Zeugnis aus. Ich werde es im Namen meines Bruders unterzeichnen. Aber einen Unterschlupf können Sie sich bei Ihren eigenen Leuten suchen. Also warten Sie in Ihrem Zimmer.«

»Aber meine Kleider, meine Bücher!« Sarah wies auf den Gepäckwagen. Ihre geringen Ersparnisse, alles in Münzgeld, befanden sich ebenfalls in der Truhe.

»Ich lasse sie herunterholen«, sagte Ferragus. »Und jetzt verschwinden Sie.«

Sarah war nach oben gegangen und hatte sich ein Empfehlungsschreiben ausgestellt, in dem sie sich selbst als effizient, fleißig und geeignet, ihren Zöglingen Disziplin beizubringen, darstellte. Sie schrieb nichts darüber, dass die Kinder sie mochten, denn sie war sich nicht sicher, dass sie das taten, und sie vertrat auch nicht die Ansicht, dass das zu ihren Aufgaben gehörte. Einmal hatte sie beim Schreiben des Briefes innegehalten und sich aus dem Fenster gelehnt. Sie hatte gehört, wie die Tore des Hofs geöffnet wurden, und

sie sah den Reisewagen und den Gepäckwagen, die von vier mit Pistolen und Messern bewaffneten finsteren Reitern begleitet wurden und hinaus auf die Straße rumpelten. Sie setzte sich wieder hin und fügte einen Satz hinzu, in dem sie wahrheitsgemäß schrieb, sie sei ehrlich, trinke nicht und ginge pflichtbewusst ihrer Arbeit nach. Sie hatte gerade das letzte Wort zu Ende geschrieben, als sie die schweren Schritte hörte, die die Treppe zu den Zimmern der Dienstboten hinaufstiegen. Augenblicklich hatte sie gewusst, dass es Ferragus war, und ihr Instinkt riet ihr, die Tür zu verschließen, doch bevor sie auch nur hinter ihrem kleinen Tisch aufstehen konnte, hatte Ferragus die Tür schon aufgestoßen und füllte den Eingang aus. »Ich bleibe hier«, hatte er ihr mitgeteilt.

»Wenn Sie das für klug halten, *senhor*«, sagte sie in einem Ton, der ihm zu verstehen gab, dass ihr gleichgültig war, was er tat.

»Und Sie blieben bei mir«, fuhr er fort.

Einen Herzschlag lang glaubte Sarah, sie müsse sich verhört haben, dann schüttelte sie heftig den Kopf. »Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte sie. »Ich reise mit den britischen Truppen.« Dann hielt sie abrupt inne, abgelenkt von den Schüssen, die aus der Unterstadt herüberdrangen. Der Lärm kam von den Musketen, deren Kugeln die ersten Rumfässer durchlöcherten, aber das konnte Sarah nicht wissen. Stattdessen fragte sie sich, ob der Lärm von der Ankunft der Franzosen kündete. Alles war so verwirrend. Zuerst waren die Neuigkeiten von der Schlacht gekommen, dann eine Nachricht, dass die Franzosen besiegt worden waren, und jetzt hatte jedermann Anweisung, Coimbra zu verlassen, weil die Feinde kamen.

»Sie bleiben bei mir«, sagte Ferragus ausdruckslos noch einmal.

»Das werde ich ganz sicher nicht tun!«

»Halten Sie Ihren gottverdammten Mund«, sagte Ferragus und erkannte das Entsetzen auf ihrem Gesicht.

»Ich denke, Sie sollten jetzt besser gehen«, sagte Sarah. Sie sprach noch immer mit fester Stimme, aber ihre Furcht war jetzt deutlich zu spüren, und das versetzte Ferragus in Erregung. Er beugte sich über den Tisch, dass dessen zierliche Beine ächzten.

»Ist das das Empfehlungsschreiben?«, fragte er.

»Das Sie versprochen haben zu unterzeichnen«, erwiderte Sarah.

Stattdessen hatte er es in Fetzen zerrissen. »Scheiß auf dich«, sagte er, »fahr zur Hölle!« Und er fügte noch ein paar weitere Worte hinzu, die er in der Royal Navy gelernt hatte, und die Wirkung eines jeden war so, als hätte er sie ins Gesicht geschlagen. Dazu mochte es sehr wohl auch noch kommen, dachte er. In der Tat würde es mit ziemlicher Sicherheit so kommen, gerade deshalb bereitete es ihm ja ein solches Vergnügen, dieser arroganten englischen Ziege eine Lektion zu erteilen. »Nun zu deinen Pflichten, Frau«, hatte er gesagt. »Sie haben mir Vergnügen zu bereiten.«

»Sie haben den Verstand verloren«, sagte Sarah.

Ferragus lächelte. »Weißt du, was ich mit dir machen kann?«, hatte er gefragt. »Ich kann dich mit Miguel nach Lissabon schicken, damit er dich nach Marokko oder Algerien verschifft. Ich kann dich da verkaufen. Weißt du, was ein Mann in Afrika für weißes Fleisch bezahlt?« Er machte eine Pause und weidete sich an dem Schrecken auf ihrem Gesicht. »Du wärst beileibe nicht das erste Mädchen, das ich verkauft hätte.«

»Sie gehen jetzt«, sagte Sarah und klammerte sich an den letzten Fetzen ihres Widerstandes fest. Sie suchte nach einer Waffe, irgendeiner Waffe, aber es befand sich keine in Reichweite, mit Ausnahme des Tintenfasses, und sie war gerade dabei, es sich zu schnappen und es ihm ins Gesicht zu schleudern, da kippte Ferragus den Tisch um. Sie war zum Fenster zurückgewichen. Sie vermutete, dass eine anständige Frau lieber sterben würde, als sich entehren zu lassen, und so fragte sie sich, ob sie sich aus dem Fenster

werfen sollte, um im Hof zu Tode zu stürzen. Sich dies vorzunehmen war jedoch das eine, es aber auszuführen etwas ganz anderes.

»Zieh dein Kleid aus«, sagte Ferragus.

»Gehen Sie!«, hatte sich Sarah abgerungen, und kaum hatte sie ausgesprochen, hatte Ferragus ihr mit der Faust in den Bauch geschlagen. Es war ein harter, schneller Hieb, der ihr den Atem raubte, und als sie sich vornüberbeugte, hatte Ferragus ihr einfach das blaue Kleid vom Rücken gezerrt. Sie hatte versucht, sich an dessen Überresten festzukrallen, aber er war so enorm stark, und als sie an ihrer Unterwäsche festhielt, schlug er sie einfach auf den Kopf, sodass es in ihrem Schädel zu summen begann. Sie fiel gegen die Wand und konnte nur noch zusehen, wie er ihre zerrissenen Kleider in den Hof warf. Dann hatte Gott sei Dank Miguel die Treppe hinaufgerufen, dass der Major, Ferragus' Bruder, eingetroffen sei.

Sarah öffnete den Mund, um nach ihrem Arbeitgeber zu schreien, aber Ferragus hatte ihr einen weiteren Hieb in den Bauch versetzt, sodass sie unfähig war, auch nur einen Laut hervorzubringen. Dann hatte er ihre Bettwäsche aus dem Fenster geworfen. »Ich werde zurückkommen, Miss Fry«, hatte er gesagt und ihre dünnen Arme auseinandergezwungen, um sie zu betrachten. Sie weinte vor Zorn, aber gerade in diesem Moment hatte Major Ferreira etwas die Treppe hinaufgerufen, und Ferragus hatte sie losgelassen, war aus dem Zimmer gegangen und hatte die Tür verschlossen.

Sarah zitterte vor Angst. Sie hörte, wie die Brüder das Haus verließen, und spielte mit dem Gedanken, durchs Fenster zu flüchten, aber an der Wand draußen gab es keine Vorsprünge, nur einen langen Fall hinunter in den Hof, wo Miguel zu ihr hinauflächelte und auf die Pistole in seinem Gürtel klopfte. Nackt und voll Scham hatte sie auf dem Bett gesessen und war von Verzweiflung beinahe übermannt worden.

Und dann waren Schritte die Treppe heraufgepoltert, und sie hatte sich unter dem Fenster zusammengekauert, ihre Arme um ihre Knie geschlungen, und eine Stimme vernommen, die Englisch sprach. Die Tür war aufgebrochen worden, und ein hochgewachsener Mann mit einem vernarbten Gesicht, einem blauen Auge, einem grünen Rock und einem schweren Degen war eingetreten. »Zu Ihren Diensten, Madame«, hatte er gesagt, und Sarah war in Sicherheit.

Major Ferreira, der eingetroffen war, um die Lebensmittel an die Franzosen zu verkaufen, wollte sich vergewissern, dass die Mengen, die er den Feinden versprochen hatte, tatsächlich existierten. Das taten sie. In Ferragus' großem Lagerhaus befanden sich genug Vorräte, um Massénas Armee auf Wochen hinaus zu ernähren. Major Ferreira folgte seinem Bruder hinunter in die dunklen Gänge zwischen Stapel von Kisten und Fässern und wunderte sich einmal mehr darüber, dass sein Bruder so viel hatte horten können. »Sie haben zugestimmt, dafür zu zahlen«, sagte Ferreira.

»Gut«, sagte Ferragus.

»Der Marschall persönlich hat es mir versichert.«

»Gut.«

»Und wenn die Franzosen eintreffen, wird dir Schutz gewährt.«

»Gut.«

»Die Verabredung lautet folgendermaßen«, sagte Ferreira und stieg über eine Katze hinweg. »Wir treffen uns mit Oberst Barreto in der Kapelle von Saint Vincent, südlich von Mealhada.« Das war nördlich von Coimbra, zu Pferd nicht einmal eine Stunde Weg. »Und er wird dann Dragoner geradewegs zum Lagerhaus bringen.«

»Wann?«

Ferreira dachte ein paar Sekunden lang nach. »Heute ist Samstag«, sagte er. »Die Briten könnten morgen aufbrechen

und die Franzosen am Montag eintreffen. Womöglich nicht vor Dienstag? Aber sie könnten am Montag kommen, wir sollten also morgen Nacht in Mealhada sein.«

Ferragus nickte. Sein Bruder, so dachte er, hatte seine Sache gut gemacht, und wenn jetzt noch das Rendezvous mit den Franzosen glatt verlief, war Ferragus' Zukunft gesichert. Die Briten würden zurück nach Hause flüchten, die Franzosen würden Lissabon erobern, und Ferragus hatte sich bei ihnen als ein Mann eingeführt, mit dem man Geschäfte machen konnte. »Morgen also«, sagte er. »Du und ich reiten nach Mealhada. Was ist mit heute?«

»Ich muss mich bei der Armee melden«, sagte Ferreira. »Aber für morgen werde ich eine Ausrede finden.«

»Dann werde ich das Haus bewachen«, sagte Ferragus und dachte an das hellhäutige Vergnügen, das im obersten Stockwerk seiner harrte.

Ferreira untersuchte zwei Wagen, die an der Seite des Lagerhauses abgestellt waren. Sie waren mit nützlichen Waren beladen, mit Leinen und Hufeisen, Lampenöl und Nägeln, alles Dingen, die die Franzosen zu schätzen wissen würden. Dann ging er tiefer in das riesige Gebäude hinein und zog eine Grimasse. »Dieser Gestank«, sagte er und erinnerte sich an den Tod eines Mannes, den er in diesem Warenhaus miterlebt hatte. »Ist das die Leiche?«

»Es sind jetzt zwei Leichen«, erwiderte Ferragus stolz, dann drehte er sich um, weil ein Schwall Licht in das Lagerhaus drang, als die Tür aufgezerrt wurde. Ein Mann rief seinen Namen, und er erkannte Miguels Stimme. »Ich bin hier!«, brüllte er. »Hier hinten!«

Miguel eilte nach hinten, wo er respektvoll den Kopf neigte. »Der Engländer«, sagte er.

»Was für ein Engländer?«

»Der vom Gipfel des Hügels, *senhor*. Der, den Sie in dem Mönchskloster angegriffen haben.«

Ferragus' gute Laune zerstob wie der Nebel, der vom Fluss aufstieg. »Was ist mit dem?«

»Er ist im Haus des Majors.«

»Jesus Christus!« Instinktiv fuhr Ferragus' Hand hinunter auf seine Pistole.

»Nein!«, sagte Ferreira, was ihm einen finsteren Blick seines Bruders eintrug. Der Major sah Miguel an. »Ist er allein?«

»Nein, *senhor*.«

»Wie viele?«

»Drei, *senhor*, und einer von ihnen ist ein portugiesischer Offizier. Sie sagen, sie kommen, weil ein Colonel das Haus benutzen will.«

»Einquartierung«, erklärte Ferreira. »Wenn du zurückkommst, werden ein Dutzend Männer im Haus sein, und du kannst keinen Krieg mit den Engländern anfangen. Nicht hier und nicht jetzt.«

Das war ein guter Rat, und Ferragus wusste es. Dann fiel ihm Sarah ein. »Haben sie das Mädchen gefunden?«

»Ja, *senhor*.«

»Was für ein Mädchen?«, fragte Ferreira.

»Das spielt keine Rolle«, erwiderte Ferragus kurz angebunden, und das entsprach der Wahrheit. Sarah Fry spielte keine Rolle. Sie hätte ihm Spaß gemacht, aber Captain Sharpe den Garaus zu machen würde noch wesentlich mehr Spaß machen. Er dachte ein paar Sekunden lang nach. »Diese Engländer«, sagte er zu seinem Bruder, »warum bleiben die denn hier? Warum gehen sie nicht geradewegs auf ihre Schiffe?«

»Weil sie vermutlich eine neue Schlacht nördlich von Lissabon anstreben«, sagte Ferreira.

»Aber warum halten sie sich hier auf?«, ließ Ferragus nicht locker. »Warum quartieren sie hier Männer ein? Wollen sie um Coimbra kämpfen?« Diese Möglichkeit schien unwahrscheinlich, denn die Mauern der Stadt waren zum größten Teil eingerissen worden. Es war ein Ort zum Lernen und zum Handeln, nicht zum Kämpfen.

»Sie bleiben hier nur so lange«, sagte Ferreira, »wie sie brauchen, um die Lebensmittel an den Kais zu vernichten.«

In diesem Moment kam Ferragus ein Einfall, ein riskanter Einfall zwar, aber einer, der ihm das Vergnügen verschaffen mochte, nach dem es ihn verlangte. »Was wäre, wenn sie wüssten, dass sich diese Vorräte hier befinden?« Er wies auf die Stapel in dem Lagerhaus.

»Sie würden sie natürlich auch vernichten«, sagte Ferreira.

Ferragus dachte noch einmal nach, dann versuchte er, sich selbst an die Stelle des Engländers zu versetzen. Wie würde Captain Sharpe reagieren? Was würde er unternehmen? Es gab ein Risiko, dachte Ferragus, ein echtes Risiko, aber Sharpe hatte Ferragus den Krieg erklärt, so viel war klar. Weshalb sonst wäre der Engländer ins Haus seines Bruders gegangen? Und Ferragus war kein Mann, der einer Herausforderung auswich, also musste er das Risiko eingehen. »Du sagst, es war ein portugiesischer Offizier bei ihm?«

»Ja, *senhor*. Ich glaube, ich habe ihn erkannt. Es war Professor Vicentes Sohn.«

»Dieses Stück Scheiße«, knurrte Ferragus, dann dachte er noch einmal nach und sah klar vor sich, wie er die Fehde zu einem Ende bringen konnte. »Wir werden Folgendes tun«, sagte er zu Miguel.

Und bereitete seine Falle vor.

KAPITEL 7

»Das ist großartig, Sharpe, einfach großartig.« Colonel Lawford stiefelte durch sein neues Quartier, öffnete Türen und inspizierte Zimmer. »Der Geschmack der Möblierung ist ja ein bisschen verschnörkelt, finden Sie nicht auch? Eine Spur von Vulgarität vielleicht? Aber äußerst großartig, Sharpe. Danke.« Er blieb stehen, um sich in einem goldgerahmten Spiegel zu betrachten und sein Haar zu glätten. »Gibt es einen Koch auf dem Anwesen?«

»Ja, Sir, eine Köchin.«

»Und Stallungen, haben Sie gesagt?«

»Hinter dem Haus, Sir.«

»Ich werde sie inspizieren«, bekundete Lawford großspurig. »Zeigen Sie mir den Weg.« Aus seinem gönnerhaften, gut gelaunten Auftreten war zu schließen, dass er keine weitere Klage über Sharpes Beleidigungen von Slingsby erhalten hatte. »Ich muss sagen, Sie sind ein ziemlich guter Quartiermeister, wenn Sie sich Mühe geben, Sharpe. Vielleicht sollten wir Sie in dieser Position bestätigen? Mister Kiley geht es nicht besser, hat mit der Arzt gesagt.«

»Ich würde das nicht machen, Sir«, sagte Sharpe, während er Lawford durch die Küchenräume führte. »Weil ich nämlich daran denke, mich für den portugiesischen Dienst zu bewerben. Sie müssten also jemanden finden, der mich ersetzt.«

»Sie denken an *was*?«, fragte Lawford, bei dieser Mitteilung sichtlich erschrocken.

»An den portugiesischen Dienst, Sir. Sie suchen immer noch britische Offiziere, und soweit ich weiß, sind sie nicht sonderlich wählerisch. Sie werden sich vermutlich an meinen Manieren nicht stören.«

»Sharpe!« Lawford hatte mit brüsker Stimme gesprochen, dann hielt er abrupt inne, weil sie in den Hof getreten waren, wo Hauptmann Vicente versuchte, Sarah Fry zu beruhigen. Die trug inzwischen eines von Beatriz Ferreiras Kleidern, eine Kreation aus schwarzer Seide, die Major Ferreiras Frau getragen hatte, als sie sich in Trauer um ihre Mutter befand. Sarah hatte das Kleid einigermaßen dankbar entgegengenommen, fühlte sich jedoch von seiner Hässlichkeit abgestoßen und ließ sich nur besänftigen, als man ihr versicherte, es sei das einzige Kleidungsstück im ganzen Haus. Lawford, der das Kleid nicht beachtete und lediglich bemerkte, dass sie sehr attraktiv war, zog seinen Hut und verbeugte sich vor ihr.

Sarah ignorierte den Colonel und wandte sich stattdessen an Sharpe. »Sie haben alles mitgenommen.«

»Wer?«, fragte Sharpe. »Was?«

»Meine Truhe! Meine Kleidung! Meine Bücher!« Auch ihr Geld war verschwunden, aber davon sagte sie nichts, sondern fragte stattdessen einen Stallburschen in fließendem Portugiesisch, ob ihre Truhe wirklich auf dem Gepäckwagen verblieben war. Das war der Fall. »Alles!«, sagte sie zu Sharpe.

»Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen Miss Fry vorstelle, Sir«, sagte Sharpe. »Das ist Colonel Lawford, Miss, unser befehlshabender Offizier.«

»Sie sind Engländerin«, sagte Lawford erfreut.

»Sie haben alles mitgenommen!« Sarah holte den Stallburschen ein und schrie auf ihn ein, obwohl er kaum der Schuldige war.

»Miss Fry war hier Gouvernante, Sir«, erklärte Sharpe über den Lärm hinweg. »Und aus irgendwelchen Gründen wurde sie zurückgelassen, als die Familie aufbrach.«

»Gouvernante, ja?« Lawfords Begeisterung für Sarah ließ merklich nach, als ihm ihr Status bewusst wurde. »Sie bereiten sich am besten darauf vor, die Stadt zu verlassen,

Miss Fry«, sagte er. »Die Franzosen werden in ein oder zwei Tagen hier sein.«

»Ich habe nichts!«, protestierte Sarah.

Harper, der den Colonel und sein Gefolge zum Haus begleitet hatte, führte jetzt Lawfords vier Pferde in den Hof. »Wünschen Sie, dass ich Lightning trocken reibe, Sir?«, fragte er den Colonel.

»Meine Burschen können das tun. Sie gehen am besten zurück zu Captain Slingsby.«

»Jawohl, Sir, sofort, Sir, selbstverständlich, Sir«, sagte Harper, ohne sich zu rühren.

»Alles«, jammerte Sarah. Die Köchin kam in den Hof und herrschte das englische Mädchen an, sie solle den Mund halten, und Sarah schwang wütend zu ihr herum.

»Wenn Sie gestatten, Sir«, sagte Sharpe, indem er seine Stimme über den Lärm erhob, »Major Forrest hat mich angewiesen, ihm etwas Terpentin zu beschaffen. Er will das Salzfleisch unbrauchbar machen, Sir, und Sergeant Harper wäre mir dabei eine große Hilfe.«

»Eine Hilfe?« Lawford, den Sarahs Kummer und die Proteste der Köchin ablenkten, schenkte Sharpe keine rechte Aufmerksamkeit.

»Er hat einen besseren Geruchssinn als ich, Sir«, behauptete Sharpe.

»Einen besseren Geruchssinn …«, begann der Colonel seine Frage, dann runzelte er die Stirn in Richtung Sarah, die auf Portugiesisch auf die Köchin einschimpfte. »Tun Sie, was Sie wollen, Sharpe«, sagte Lawford, »was immer Sie wollen, und um Gottes willen nehmen Sie Miss Wie-auch-immer-sie-heißt mit, würden Sie das tun?«

»Er hat versprochen, die Truhe vom Wagen zu nehmen«, wandte sich Sarah jetzt an Lawford. Sie war außer sich vor Wut, und weil er ein Colonel war, schien sie von ihm zu erwarten, dass er etwas unternahm.

»Ich bin sicher, das lässt sich alles regeln«, sagte Lawford. »So ist es doch mit den meisten Dingen. Wollen Sie Miss –

ääh – wollen Sie die Dame begleiten, Sharpe? Vielleicht können ihr die Frauen des Bataillons helfen. Sie müssen jetzt wirklich gehen, meine Liebe.« Der Colonel wusste, er würde kein Auge zubekommen, während diese Frau über ihre verlorenen Besitztümer jammerte. Zu jeder anderen Zeit hätte er sie mit Freuden eingeladen, denn sie war ein hübsches, junges Ding, aber er brauchte dringend Ruhe. Er befahl seinen Dienern, sein Gepäck nach oben zu tragen, wies Lieutenant Knowles an, zwei Wachtposten vor dem Haus und zwei weitere im Hof zu postieren, dann wandte er sich ab, blickte sich aber sofort noch einmal um. »Und was diese Idee von Ihnen angeht, Sharpe«, sagte er, »übereilen Sie nichts.«

»Wegen des Terpentins, Sir?«

»Sie wissen genau, was ich meine«, erwiderte Lawford gereizt. »Die Portugiesen, Sharpe, die Portugiesen. Oh, mein Gott!« Letzteres entfuhr ihm, weil Sarah in Tränen ausgebrochen war.

Sharpe versuchte sie zu beruhigen, aber sie war am Boden zerstört wegen des Verlusts ihrer Truhe und ihrer geringen Ersparnisse. »Miss Fry«, sagte Sharpe, doch sie ignorierte ihn. »Sarah!« Er legte ihr sachte die Hände auf die Schultern. »Sie werden alles wiederbekommen.«

Sie starrte ihn an, sagte aber nichts.

»Ich kümmere mich um Ferragus«, sagte Sharpe, »wenn er noch hier ist.«

»Das ist er.«

»Dann beruhigen Sie sich, Mädchen, und überlassen Sie ihn mir.«

»Mein Name ist Fry«, versetzte Sarah, die sich von der Anrede »Mädchen« beleidigt fühlte.

»Also beruhigen Sie sich, Miss Fry. Wir besorgen Ihnen Ihre Sachen wieder.«

Harper verdrehte angesichts dieses Versprechens die Augen. »Das Terpentin, Sir.«

Sharpe wandte sich Vicente zu. »Wo können wir Terpentin finden?«

»Das weiß der Herrgott allein«, erwiderte Vicente. »In einer Holzfabrik? Behandelt man nicht Holz damit?«

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Sharpe ihn.

»Mein Oberst hat mir die Erlaubnis erteilt, zum Haus meiner Eltern zu gehen«, sagte Vicente. »Nur um mich zu vergewissern, dass dort alles wohlbehalten ist.«

»Dann kommen wir mit«, sagte Sharpe.

»Da gibt es aber kein Terpentin«, sagte Vicente.

»Scheiß auf das Terpentin«, sagte Sharpe, dann fiel ihm ein, dass eine Dame anwesend war. »Verzeihung, Miss. Wir sorgen nur für deine Sicherheit, Jorge«, fügte er hinzu, dann wandte er sich wieder an Sarah. »Später bringe ich Sie zu den Frauen des Bataillons«, versprach er ihr. »Und die werden sich um Sie kümmern.«

»Die Frauen des Bataillons?«, fragte sie.

»Die Ehefrauen der Soldaten«, erklärte Sharpe.

»Gibt es keine Ehefrauen von Offizieren?«, fragte Sarah, der ihre bedrängte Lage widerstrebte. Eine Gouvernante mochte zwar nur eine Dienstbotin sein, aber sie war eine privilegierte Dienstbotin. »Ich erwarte, mit Respekt behandelt zu werden, Mister Sharpe.«

»Miss Fry«, sagte Sharpe, »Sie können jetzt diesen Hügel hinaufgehen und sich eine Offiziersfrau suchen. Es gibt ein paar. Nicht in unserem Bataillon, aber Sie können sich ja mal umsehen, niemand hindert Sie, es zu versuchen. Wir müssen allerdings Terpentin auftreiben, und wenn Sie Schutz wollen, bleiben Sie am besten bei uns.« Er setzte sich seinen Tschako auf und wandte sich ab.

»Ich bleibe bei Ihnen«, sagte Sarah, der eingefallen war, dass Ferragus irgendwo in der Stadt frei herumlief.

Die vier gingen den Weg hinauf in die Oberstadt und betraten ein Viertel mit großen, eleganten Gebäuden, die, wie Vicente erklärte, zur Universität gehörten. »Es gibt sie

schon seit sehr langer Zeit«, sagte er ehrfürchtig. »Beinahe ebenso lange wie Oxford.«

»Ich habe mal einen Mann aus Oxford kennengelernt«, sagte Sharpe, »und habe ihn umgebracht.« Er lachte, als er Sarahs entsetzten Gesichtsausdruck bemerkte. Er war in merkwürdiger Stimmung, das Fell juckte ihn, und um die Konsequenzen scherte er sich nicht. Lawford soll zur Hölle gehen, dachte er, und Slingsby gleich mit ihm. Sharpe wollte die beiden einfach nur los sein. Und zur Hölle mit der Armee, dachte er. Er hatte ihr redlich gedient, und sie hatte sich gegen ihn gewandt, also sollte die Armee eben auch zur Hölle gehen.

Vicentes Haus gehörte zu einer Reihe, deren Fenster alle verrammelt waren. Die Tür war verschlossen, aber Vicente zog einen Schlüssel unter einem großen Stein hervor, der in einer Lücke unter den steinernen Stufen verborgen war. »Das ist der erste Platz, an dem ein Dieb suchen würde«, sagte Sharpe.

Aber drinnen war kein Dieb gewesen. Das Haus roch staubig und feucht, weil es seit mehreren Wochen verschlossen war, aber alles war ordentlich aufgeräumt. Die Bücherregale im großen Vorderzimmer waren leer geräumt und ihr Inhalt hinunter in den Keller getragen worden, um ihn in hölzernen Kisten sicher aufzubewahren. Auf jeder Kiste war sorgfältig vermerkt, was sich darin befand. In anderen Kisten lagerten Vasen, Bilder und Büsten von griechischen Philosophen. Sorgsam verschloss Vicente den Keller wieder, versteckte den Schlüssel unter einer Diele, ignorierte Sharpes Hinweis, dies sei der erste Platz, an dem ein Dieb suchen würde, und ging nach oben, wo die Betten abgezogen waren. Ihre Decken waren in den Schränken gestapelt worden. »Die Franzosen werden vermutlich hier einbrechen«, sagte er, »aber die Decken dürfen sie sich ruhig nehmen.« Er ging in sein einstiges Zimmer und kehrte mit einer verblichenen schwarzen Robe zurück. »Mein Studentenrock«, sagte er fröhlich. »Wir pflegten uns farbige

Bänder anzuheften, um zu zeigen, welches Fach wir studierten, und jedes Jahr, am Ende der Studienzeit, verbrannten wir die Bänder.«

»Klingt nach einer Menge Spaß«, sagte Sharpe.

»Ja, unseren Spaß hatten wir«, sagte Vicente. »Ich war gern Student.«

»Jetzt bist du Soldat, Jorge.«

»Ja, bis die Franzosen weg sind«, sagte er, faltete die Robe zusammen und legte sie zu den Decken.

Er verschloss das Haus, versteckte den Schlüssel und führte Sharpe, Harper und Sarah durch die Universität. Die Studenten und die Lehrkräfte waren alle fort, nach Lissabon oder in den Norden des Landes geflohen, aber die Bediensteten der Universität bewachten noch immer das Gebäude, und einer von ihnen begleitete Sarah und die drei Soldaten, schloss ihnen die Türen auf und zeigte ihnen den Weg in die Räume. Es gab eine Bibliothek, einen fantastischen Raum voller Gold, Schnitzereien und Bücher in Ledereinbänden, in dem Sarah sich hingerissen umsah. Widerstrebend ließ sie die alten Bände hinter sich, um Vicente zu folgen, der ihnen die Räume zeigte, in denen er unterrichtet worden war. Dann stiegen sie hinauf zu den Laboratorien, wo Uhren, Waagen undFerngläser in den Regalen glänzten. »Dieses Zeug wird den Franzosen Freude machen«, bemerkte Sharpe finster.

»Auch in der französischen Armee gibt es gelehrte Männer«, sagte Vicente. »Sie führen keinen Krieg gegen die Gelehrsamkeit.« Er streichelte ein Modell des Sonnensystems, ein herrliches Gerät aus gebogenen Messingarmen und kristallenen Halbkugeln, die die Bewegungen der Planeten nachvollzogen. »Gelehrsamkeit«, sagte er ernst, »steht über dem Krieg.«

»Steht was?«, fragte Sharpe.

»Gelehrsamkeit ist heilig«, beharrte Vicente. »Sie geht über Grenzen hinaus.«

»Das ist richtig«, mischte sich Sarah ein. Sie hatte geschwiegen, seit sie Ferreiras Haus verlassen hatten, aber die Universität versicherte ihr, dass sie sich noch immer in einer Welt zivilisierter Gebräuche befand, weit weg von den drohenden Gefahren der afrikanischen Sklaverei. »Eine Universität«, sagte sie, »ist ein Heiligtum.«

»Heiligtum!« Sharpe amüsierte sich. »Sie glauben also, die Crapauds kommen herein, sehen sich kurz um und entscheiden, dass dies hier heilig ist?«

»Mister Sharpe«, sagte Sarah, »ich kann üble Worte nicht dulden.«

»Was ist denn so schlimm an Crapaud? Es bedeutet Kröte.«

»Ich weiß, was es bedeutet«, sagte Sarah, errötete aber, weil sie einen Augenblick lang geglaubt hatte, Sharpe habe etwas anderes gesagt.

»Ich glaube, die Franzosen sind nur an Lebensmitteln und Wein interessiert«, sagte Vicente.

»Ich kann mir noch etwas anderes vorstellen«, erwiderte Sharpe und fing sich einen strengen Blick von Sarah ein.

»Lebensmittel gibt es hier nicht«, beharrte Vicente. »Nur höhere Dinge.«

»Und die Crapauds werden hier eindringen«, sagte Sharpe, »und sie werden Schönheit sehen. Sie werden Werte sehen. Sie werden etwas sehen, was sie haben können. Was werden sie wohl tun, was meinst du, Pat?«

»Den verdammten Haufen einsacken«, erwiderte Harper prompt. »Verzeihung, Miss.«

»Die Franzosen werden sich hüten«, widersprach Vicente. »Auch bei Ihnen gibt es Männer von Ehre, die die Gelehrsamkeit respektieren.«

»Männer von Ehre!«, sagte Sharpe wegwerfend. »Ich bin mal an einem Ort namens Seringapatam gewesen, Jorge. In Indien. Da gab es einen Palast, vollgestopft mit Gold. Du hättest es sehen sollen. Rubine und Smaragde, goldene Tiger, Diamanten, Perlen, mehr Reichtümer, als du dir

träumen lassen kannst. Also haben die Männer von Ehre den Palast gehütet. Die Offiziere, Jorge. Sie haben verlässliche Männer postiert, die uns Heiden daran hindern sollten, einzudringen und alles leer zu plündern. Und wissen Sie, was passiert ist?«

»Der Palast wurde gerettet, hoffe ich.«

»Die Offiziere haben ihn leer geplündert«, sagte Sharpe. »Sie haben ihn gründlich sauber gemacht. Lord Wellington war einer von ihnen, und der Haufen wird ihm einen Penny oder zwei eingetragen haben. Es war kein goldenes Schnurrbarthaar eines Tigers mehr übrig, als sie alle damit fertig waren.«

»Dies hier wird in Sicherheit sein«, sagte Vicente, klang jedoch unglücklich.

Sie verließen die Universität und gingen hinunter in die kleineren Straßen der Unterstadt. Sharpe hatte den Eindruck, dass die Angehörigen der oberen Schichten, die Männer der Universität und der größte Teil der wohlhabenden Einwohner, die Stadt verlassen hatten. Tausende von gewöhnlichen Männern und Frauen waren jedoch noch immer hier. Einige packten und brachen auf, aber die meisten von ihnen hatten fatalistisch akzeptiert, dass die Franzosen kommen würden, und sie hofften einfach nur, dass sie die Besatzung überleben würden. Irgendwo schlug eine Uhr zur elften Stunde, und Vicente wirkte besorgt. »Ich muss zurück.«

»Lass uns erst etwas essen«, sagte Sharpe und drängte ihn in eine Taverne. Sie war überfüllt, und die Leute darin waren alles andere als erfreut, die Soldaten zu sehen. Sie verstanden nicht, warum ihre Stadt den Franzosen überlassen wurde, dennoch machten sie widerstrebend an einem Tisch Platz. Vicente bestellte Wein, Brot, Käse und Oliven, dann versuchte er noch einmal aufzubrechen. »Mach dir keine Sorgen«, sagte Sharpe und hielt ihn auf. »Ich bringe Colonel Lawford dazu, es deinem Oberst zu erklären.

Sag ihm, du hast einen wichtigen Auftrag ausgeführt. Weißt du, wie man mit ranghöheren Offizieren umgeht?«

»Respektvoll«, antwortete Vicente.

»Du musst sie verwirren«, entgegnete Sharpe. »Mit Ausnahme von denen, die sich nicht verwirren lassen. Wellington zum Beispiel.«

»Aber bricht er denn nicht auf?«, fragte Sarah. »Kehrt er nicht nach England zurück?«

»Aber nein, Miss, der Herr sei Ihnen gnädig«, antwortete Sharpe. »Er hat eine Überraschung für die Froschfresser vorbereitet. Eine Kette von Forts, Miss, quer durchs ganze Land im Norden von Lissabon. Da werden sie sich die Schädel einrennen, und wir sitzen da und schauen ihnen zu. Wir brechen nicht auf.«

»Ich dachte, Sie würden zurück nach England gehen«, sagte Sarah. Sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, mit der Armee zurückzureisen, vorzugsweise mit einer Familie von Stand, und dann einen neuen Anfang zu finden. Wie sie das ohne Geld, Kleidung und eine schriftliche Empfehlung bewerkstelligen sollte, war ihr zwar nicht klar, aber sie war nicht bereit, noch einmal der Verzweiflung anheimzufallen, wie es ihr an diesem Morgen geschehen war.

»Wir gehen nicht nach Hause zurück, ehe dieser Krieg gewonnen ist«, erklärte Sharpe. »Aber was fangen wir mit Ihnen an? Schicken wir Sie nach Hause?«

Sarah zuckte mit den Schultern. »Ich habe kein Geld, Mister Sharpe. Kein Geld und keine Kleidung.«

»Haben Sie Familie?«

»Meine Eltern sind tot. Ich habe einen Onkel, aber ich bezweifle, dass er bereit wäre, mir zu helfen.«

»Je mehr Familien ich erlebe«, sagte Sharpe, »desto glücklicher bin ich, ein Waisenkind zu sein.«

»Sharpe!«, rief Vicente tadelnd.

»Für Sie wird alles in Ordnung kommen, Miss«, mischte sich Harper ein.

»Wie denn?«, verlangte Sarah zu wissen.

»Sie sind jetzt in der Obhut von Mister Sharpe, Miss. Er wird dafür sorgen, dass für Sie alles in Ordnung kommt.«

»Warum hat Ferragus Sie eingeschlossen?«, fragte Sharpe.

Sarah errötete und senkte ihren Blick auf die Tischplatte. »Er …«, begann sie, wusste aber nicht, wie sie den Satz beenden sollte.

»Hatte vor?«, fragte Sharpe, der nur zu genau wusste, was auszusprechen ihr so heftig widerstrebte. »Oder hat er es getan?«

»Er hatte es vor«, antwortete sie mit leiser Stimme, dann gewann sie ihre Haltung zurück und blickte zu ihm auf. »Er hat gesagt, er würde mich in Marokko verkaufen. Er hat gesagt, dort würde man eine Menge Geld ausgeben für …« Ihre Stimme verebbte.

»Der Bastard kann sich auf eine verdammte Überraschung gefasst machen«, sagte Sharpe. »Verzeihung, Miss. Schon wieder üble Worte. Wir haben jetzt Folgendes vor: Wir suchen ihn, nehmen ihm sein Geld ab und geben es Ihnen. Alles ganz einfach, oder?« Er grinste sie an.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, es kommt alles in Ordnung für Sie«, bemerkte Harper, als wäre die Tat bereits vollbracht.

Vicente hatte sich an dem Gespräch nicht beteiligt, denn ein großer Mann hatte die Taverne betreten und sich neben den portugiesischen Offizier gesetzt. Die beiden hatten miteinander gesprochen, und jetzt wandte sich Vicente mit besorgter Miene an Sharpe. »Dieser Mann heißt Francisco«, sagte er, »und er hat mir erzählt, es gäbe hier ein Lagerhaus voller Lebensmittel. Es ist verschlossen und verborgen. Der Mann, dem es gehört, hat vor, alles an die Franzosen zu verkaufen.«

Sharpe betrachtete Francisco. Eine Ratte, dachte er, eine Kanalratte. »Was will Francisco?«, fragte er.

»Will?« Vicente verstand die Frage nicht.

»Was will er von uns, Jorge? Warum erzählt er uns das?«

Ein kurzer Wortwechsel auf Portugiesisch folgte. »Er sagt, er will nicht, dass die Franzosen die Lebensmittel bekommen«, übersetzte Vicente.

»Er ist also ein Patriot, ja?«, fragte Sharpe skeptisch. »Und wie kommt es, dass er von diesen Lebensmitteln weiß?«

»Er hat geholfen, sie auszuliefern. Er ist – wie heißt das bei euch? – ein Mann mit einem Wagen.«

»Ein Fuhrmann«, sagte Sharpe. »Er ist also ein patriotischer Fuhrmann.«

Ein weiterer kurzer Wortwechsel folgte, ehe Vicente die Übersetzung lieferte. »Er sagt, der Mann hat ihn nicht bezahlt.«

Das ergab für Sharpe schon wesentlich mehr Sinn. Möglicherweise war dieser Francisco wirklich ein Patriot, doch Rache war ein wesentlich glaubhafteres Motiv. »Aber warum erzählt er es gerade uns?«, fragte er.

»Warum uns?« Erneut schien Vicente verwirrt.

»Es befinden sich mindestens tausend Soldaten unten am Kai«, erklärte Sharpe, »und durch die Stadt marschieren noch mehr. Warum kommt er also ausgerechnet zu uns?«

»Er hat mich erkannt«, sagte Vicente. »Er ist hier aufgewachsen, genau wie ich.«

Sharpe nippte an seinem Wein und musterte Francisco, der so zwielichtig wie nur denkbar wirkte, aber die ganze Geschichte ergab einen Sinn, wenn er wirklich um sein Geld betrogen worden war. »Wer ist der Mann, der diese Lebensmittel hortet?«

Wieder folgte ein Wortwechsel. »Er sagt, der Name des Mannes ist Manuel Lopez«, berichtete Vicente. »Ich habe noch nie von ihm gehört.«

»Schade, dass es nicht der verdammte Ferragus ist«, sagte Sharpe. »Verzeihung, Miss. Und wie weit ist dieses Lagerhaus entfernt?«

»Zwei Minuten«, sagte Vicente.

»Wenn dort so viel lagert, wie er sagt«, bemerkte Sharpe, »dann werden wir ein Bataillon hinaufschicken müssen, aber

wir sehen uns das Zeug besser erst einmal an.« Er nickte in Richtung von Harpers Salvenbüchse. »Ist dein Spielzeug geladen?«

»Das ist es, Sir. Schussfertig ist es aber nicht.«

»Mach es schussfertig, Pat. Falls Mister Lopez uns nicht mag, werden wir ihn beruhigen müssen.« Er gab Vicente ein paar Münzen für den Wein und das Essen, und der portugiesische Offizier bezahlte, während Francisco zusah, wie Harper die Salvenbüchse schussfertig machte. Die Waffe schien Francisco Furcht einzujagen, was nicht weiter verwunderlich war, da sie wirklich gefährlich wirkte.

»Ich brauche ein paar Kugeln dafür«, sagte Harper.

»Wie viele hast du?«

»Nach dieser Ladung?« Harper betastete seine Hose, dann senkte er das Zündschloss sorgfältig, um die Waffe zu sichern. »Dreiundzwanzig.«

»Ich klaue ein paar von Lawford«, sagte Sharpe. »Seine verdammte riesige Reiterpistole braucht Halb-Zoll-Kugeln, und er feuert das verdammte Ding sowieso nie ab. Verzeihung, Miss. Er feuert es nicht gern ab, es hat zu viel Kraft. Gott weiß, warum er es behält. Vielleicht um seine Frau zu erschrecken.« Er sah sich nach Vicente um. »Bist du bereit? Lass uns diese verdammten Lebensmittel finden, dann kannst du das deinem Colonel berichten. Das sollte dir ein paar Punkte bei ihm eintragen.«

Francisco war nervös, als er sie aus der Taverne hinaus und in eine Gasse mit Stufen führte. Bevor er in der Taverne eingetroffen war, hatte er in der Stadt herumgefragt, ob irgendwer zwei Männer in grünen Uniformen gesehen hatte, die mit Professor Vicentes Sohn zusammen waren, und es hatte nicht lange gedauert, bis er herausfand, dass sie in den »Drei Kühen« eingekehrt waren. Ferragus würde zufrieden sein. »Hier ist es, *senhor*«, sagte Francisco zu Vicente und wies über die Straße auf eine große Doppeltür in einer nackten Steinmauer.

»Warum informiere ich nicht einfach meinen Colonel?«, schlug Vicente vor.

»Weil du, falls wir zurückkommen und feststellen, dass dieser Bastard – Verzeihung, Miss – uns angelogen hat, wie ein Idiot dastehst. Nein, wir werfen einen Blick hinein, dann gehst du zu deinem Colonel, und wir bringen Miss Fry hinunter zum Bataillon.«

Die Tür war mit einem Sicherheitsschloss versperrt. »Schießen wir es auf?«, schlug Vicente vor.

»Damit verbiegst du nur den Mechanismus«, erwiderte Sharpe, »was es noch schwerer macht.« Er wühlte in seinem Proviantbeutel, bis er fand, was er suchte. Es waren Dietriche. Seit er ein Kind war, trug er sie mit sich herum, und jetzt wählte er einen der gebogenen Hebel aus und trat vor das Schloss.

Vicente war fassungslos. »Du weißt, wie man so etwas macht?«

»Ich war mal ein Dieb«, sagte Sharpe. »Habe mir auf die Art meinen Lebensunterhalt verdient.« Er sah das Entsetzen auf Sarahs Gesicht. »Ja, ein Offizier und Gentleman war ich nicht immer«, erzählte er ihr.

»Aber Sie sind es jetzt?«, fragte sie ängstlich.

»Er ist ein Offizier«, antwortete Harper. »Ein Offizier ist er ganz gewiss.« Er schnallte die Salvenbüchse ab und spannte sie. Dann blickte er die Straße hinauf und hinunter, aber niemand schien Interesse an ihnen zu zeigen. Ein Ladeninhaber lud Kleider auf einen Handkarren, eine Frau schrie zwei Kinder an, und eine kleine Gruppe von Leuten kämpfte sich mit Taschen, Kisten, Hunden, Ziegen und Kühen bergab dem Fluss entgegen.

Das Schloss klickte, und Sharpe zog es aus seiner Fassung. Ehe er die Tür öffnete, nahm er sein Gewehr von der Schulter und spannte es. »Schnapp dir Francisco«, sagte er zu Harper, »denn wenn hier drinnen nichts ist, erschieße ich den Bastard. Verzeihung, Miss.«

Francisco versuchte sich zu befreien, aber Harper hielt ihn fest, während Sharpe eines der riesigen Tore aufzerrte. Er durchquerte es und trat in den finsteren Raum, suchte nach einer Bewegung, konnte aber keine entdecken, und als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er die Kisten, Fässer und Säcke, die sich bis zu den Balken und Sparren des hohen Dachs stapelten. »Jesus Christus!«, stieß er verblüfft heraus. »Verzeihung, Miss.«

»Blasphemie«, bemerkte Sarah, die auf die gewaltigen Stapel starrte, »ist noch schlimmer als Fluchen.«

»Ich werde versuchen, mir das zu merken, Miss«, sagte Sharpe. »Das werde ich wirklich tun. Allmächtiger Herrgott im Himmel. Seht euch das an!«

»Sind es Lebensmittel?«, fragte Vicente.

»Dem Geruch nach ja«, antwortete Sharpe. Er sicherte sein Gewehr, hängte es sich wieder um und zog seinen Degen, den er in einen der Säcke bohrte. Getreide rieselte heraus. »Jesus würde weinen. Verzeihung, Miss.« Er steckte den Degen in die Scheide zurück und sah sich in dem riesigen Raum um. »Tonnen von Lebensmitteln.«

»Spielt das eine Rolle?«, fragte Sarah.

»O ja, das spielt eine Rolle«, sagte Sharpe. »Ein Heer kann nicht kämpfen, wenn es nichts zu essen bekommt. Der Trick bei diesem Feldzug besteht darin, die Froschfresser nach Süden marschieren zu lassen, sie dann vor Lissabon aufzuhalten und zuzusehen, wie sie allmählich Hunger bekommen. Diese verdammten Haufen könnten sie wochenlang am Leben erhalten.«

Harper hatte Francisco losgelassen, der zurückwich und plötzlich hinaus auf die Straße rannte. Harper, der fassungslos vor den Stapeln von Lebensmitteln stand, bemerkte es nicht. Sharpe, Vicente und Sarah gingen den mittleren Gang hinunter und blickten verblüfft an den Lebensmitteln hinauf. Die Vorräte waren in ordentlichen Quadraten aufgestapelt, jeder Stapel maß in etwa zwanzig Fuß mal zwanzig Fuß, und alle waren durch Gänge

unterteilt. Sharpe zählte ein Dutzend Stapel. Ein paar der Fässer waren mit dem breiten britischen Pfeil gezeichnet, was bedeutete, dass sie gestohlen waren. Harper folgte den drei übrigen, dann fiel ihm plötzlich Francisco wieder ein. Als er sich umdrehte, sah er Männer von den Häusern auf der gegenüberliegenden Straßenseite herüberkommen. Es war ein halbes Dutzend, und sie füllten den breiten Eingang des Lagerhauses aus. Er sah auch, dass sie Pistolen in den Händen hielten. »Ärger!«, rief er.

Sharpe fuhr herum, sah die Schatten im Eingang und wusste instinktiv, dass Francisco sie betrogen hatte, und er wusste auch, dass er in Schwierigkeiten steckte. »Hierher zurück, Pat!«, brüllte er, versetzte gleichzeitig Sarah einen heftigen Stoß und drängte sie in einen der Gänge zwischen Säcken. Die geöffnete Tür des Lagerhauses wurde zugeworfen, sodass sich der riesige Raum verdunkelte. Sharpe schnallte sein Gewehr ab, als die ersten Schüsse von der sich schließenden Tür her laut wurden. Eine Kugel fuhr dicht neben seinem Kopf in einen Sack, eine weitere sprang von einem eisernen Fassring ab und knallte gegen die hintere Wand, und eine dritte traf Vicente, der zurückgeworfen wurde und sein Gewehr fallen ließ. Sharpe stieß die Waffe mit einem Tritt in Sarahs Richtung und zerrte Vicente in den engen Gang, dann kehrte er in den Mittelgang zurück und zielte auf die Tür. Er sah nichts und duckte sich wieder in die Deckung. Ein wenig Licht fiel durch eine Hand voll dreckiger Fenster in der hohen Decke, aber viel war das nicht. Am hinteren Ende des Gangs nahm er eine Bewegung wahr und drehte sich um, wobei das Gewehr an seine Schulter sauste, aber es war nur Harper, der vernünftigerweise den Mittelgang gemieden hatte, indem er um die Flanke der hohen Stapel herumgerannt war.

»Es sind sechs Männer«, sagte Harper, »vielleicht sogar mehr.«

»Ich kann hier nicht bleiben«, sagte Sharpe. »Mister Vicente ist getroffen.«

»Jesus Christus«, sagte Harper.

»Verzeihung, Miss«, entschuldigte Sharpe sich in Harpers Namen, dann blickte er hinüber zu Vicente, der bei Bewusstsein war, aber Schmerzen hatte. Er war gestürzt, als die Kugel ihn traf, aber mehr als alles andere hatte er sich erschrocken und stand inzwischen wieder auf den Beinen, an ein paar Kisten gelehnt.

»Es blutet«, sagte er.

»Wo?«

»Linke Schulter.«

»Spuckst du Blut?«

»Nein.«

»Dann wirst du’s überleben«, sagte Sharpe und gab Harper Vicentes Gewehr. »Gib mir die Salvenbüchse, Pat«, sagte er, »und bring Mister Vicente und Miss Fry nach hinten. Sieh nach, ob es dort einen Weg ins Freie gibt. Aber warte noch einen Moment.« Sharpe lauschte. Er konnte leise Geräusche hören, aber die mochten von Ratten oder Katzen stammen. »Bleib an der Seitenwand«, flüsterte er Harper zu und ging selbst zuerst, um um die Ecke zu spähen. Da war ein Schatten im Schatten. Sharpe setzte einen Schritt vor, der Schatten spie Feuer, und eine Kugel sauste neben ihm die Wand entlang. Er hob das Gewehr und sah den Schatten verschwinden. »Jetzt, Pat.«

Harper führte Vicente und Sarah in den hinteren Teil des Lagerhauses. Gebe Gott, dass dort eine Tür offen steht, dachte Sharpe, schlang sich das Gewehr um die linke Schulter, nahm die Salvenbüchse auf die rechte und erstieg den nächstbesten Stapel. Er kämpfte sich hinauf, rammte seine Stiefel in die Lücken zwischen den Getreidesäcken und scherte sich nicht um die Geräusche, die er verursachte. Einmal verlor er um ein Haar den Halt, aber der Zorn trieb ihn weiter voran, und schließlich wälzte er sich auf die Spitze des riesigen Stapels, wo er die Salvenbüchse von der Schulter nahm. Er spannte sie und hoffte, dass niemand unter ihm das Klicken hörte. Eine große Katze fauchte ihn

an, machte einen Buckel und stellte den Schwanz auf, dann entschied sie sich jedoch, keinen Kampf um die holprige Fläche oben auf den Säcken anzufangen, und trollte sich.

Sharpe schob sich über die Säcke. Er kroch auf dem Bauch und lauschte auf jedes noch so schwache Gemurmel von Stimmen. Er wusste, dass sich Männer in dem Gang unterhalb der Säcke befanden und dass sie dabei waren, zu planen, wie sich am besten vollenden ließ, was sie begonnen hatten. Er wusste, dass sie vor den Gewehren Angst hatten, dass sie sich zugleich jedoch siegessicher fühlten.

Allem Anschein nach aber nicht zu siegessicher. Wenn möglich, wollten sie einen Kampf vermeiden, denn plötzlich rief Ferragus: »Captain Sharpe!«

Er gab keine Antwort. Das Kratzen von Krallen ertönte vom hinteren Ende des Warenhauses her, und draußen rumpelten Räder über das Holperpflaster der Straße.

»Captain Sharpe! Kommen Sie heraus!«, rief Ferragus. »Entschuldigen Sie sich bei mir, und Sie können gehen. Das ist alles, was ich will. Eine Entschuldigung.«

Das kannst du deiner Großmutter erzählen, dachte Sharpe. Ferragus wollte seine Lebensmittel behalten, bis die Franzosen kamen, und in dem Augenblick, in dem sich Sharpe oder seine Gefährten sehen ließen, würde man sie niederschießen. Es war also an der Zeit, für die hinterhältigen Kerle selbst einen Hinterhalt zu legen.

Er kroch bis zum Rand der Säcke und spähte vorsichtig hinab. Unten stand eine Gruppe Männer. Vielleicht ein halbes Dutzend, und keiner blickte nach oben. Niemand hatte daran gedacht, die Höhe im Auge zu behalten, dabei hätten sie doch wissen müssen, dass ihre Gegner Soldaten waren und dass Soldaten immer versuchten, auf die Höhe zu gelangen.

Sharpe schob die Salvenbüchse vor. Die sieben Halb-Zoll-Kugeln waren tief hineingerammt worden, aber es bestand immer die Möglichkeit, dass eine davon in dem Augenblick,

in dem er die Waffe nach unten richtete, aus dem Lauf rollen würde, also bestand der Trick darin, schnell zu schießen, sehr schnell, und dass bedeutete, dass er nicht zielen konnte. Er kroch zurück, dann stand er auf und erstarrte, als sich eine andere Stimme erhob. »Captain Sharpe!« Der Sprecher war keiner der Männer, die in der Tiefe unter Sharpe standen. Der Stimme nach schien er sich in der Nähe der großen Türen zu befinden. »Captain Sharpe. Hier spricht Major Ferreira.«

Der Bastard war also auch hier. Sharpe packte die Salvenbüchse fester und machte sich bereit, vorzutreten und zu feuern, aber Ferreira erhob die Stimme noch einmal. »Ich gebe Ihnen mein Wort als Offizier! Ihnen wird nichts geschehen! Mein Bruder will eine Entschuldigung, sonst nichts.« Ferreira machte eine Pause, dann sprach er auf Portugiesisch weiter, vermutlich weil er wusste, dass sich Jorge Vicente bei Sharpe befand, und Sharpe konnte sich vorstellen, dass Vicente mit seinem anständigen, gesetzestreuen, vertrauensseligen Gemüt Ferreira sogar Glauben schenkte, also gab er ihm seine eigene Antwort. In einer einzigen raschen Bewegung trat er an den Rand vor, senkte die Mündungen der Waffe nach unten und betätigte den Abzug.

Drei der Kugeln waren lose und begannen zu rollen, wodurch die enorme Kraft der Waffe reduziert wurde, aber das Echo der Schüsse hallte dennoch wie Donnerschläge von den steinernen Wänden, und der Rückstoß prellte die Büchse Sharpe aus den Händen, während der Rauch in den Durchgang unter ihm wallte. Auch Geschrei hörte er aus der Passage, einen rauen Schmerzenslaut und das Geräusch von Schritten, als die Männer vor dem jähen Schrecken, der sie aus der Höhe überfallen hatte, davonliefen. Eine Pistole wurde abgefeuert, und die Kugel schlug in eines der Deckenfenster ein, aber Sharpe war längst auf dem Weg ans hintere Ende des Lagerhauses. Er sprang über den nächsten Gang hinweg, landete auf einem Stapel Fässer, der

gefährlich ins Wanken geriet, doch sein Schwung trug ihn weiter. Er scheuchte Katzen auf, vollführte einen weiteren Sprung, und dann hatte er das hintere Ende erreicht. »Was gefunden, Pat?«

»Eine verdammt große Falltür, sonst nichts.«

»Fang!« Sharpe warf Harper die Salvenbüchse zu, dann kletterte er nach unten, suchte an den Kanten der Kisten nach Halt und überwand die letzten sechs Fuß im Sprung. Er blickte nach links und rechts, entdeckte aber keine Spur von Ferragus oder seinen Männern. »Wo zum Teufel sind sie?«

»Ein paar werden Sie wohl getroffen haben?«, fragte Harper in hoffnungsvollem Tonfall.

»Zwei vielleicht. Wo ist diese Falltür?«

»Hier.«

»Jesus, das stinkt.«

»Irgendwas Scheußliches muss da unten sein, Sir. Scharen von Fliegen.«

Sharpe ging in die Hocke und dachte nach. Die Flucht aus dem Lagerhaus durch die Vordertür zu versuchen hätte bedeutet, sich in die Gänge zwischen den Lebensmittelstapeln zu wagen, und Ferragus hatte sicher Männer aufgestellt, die sämtliche Durchgänge bewachten. Vielleicht würde Sharpe durchkommen, aber zu welchem Preis? Es würde mindestens eine weitere Wunde geben, und er hatte eine Frau bei sich, die er keinem weiteren Beschuss aussetzen durfte. Er öffnete die Falltür. Eine Woge von fauligem Gestank schlug ihm entgegen. Irgendetwas Totes lag dort unten in der Finsternis. Eine Ratte? Er spähte hinunter und sah Stufen, die in die Schwärze führten, doch aus den Schatten ließ sich schließen, dass sich in der Tiefe ein Kellerraum befand. Wenn er erst einmal den Fuß der Treppe erreicht hatte, konnte er die steinernen Stufen hinauffeuern. Ferragus und seine Männer würden sich diesem Feuer stellen müssen, um sich zu nähern, und das würden sie nur widerstrebend tun. Und vielleicht führte ja ein Weg durch den Keller ins Freie?

Am anderen Ende des Lagerhauses wurden Schritte laut, dann ertönten oben auf den Stapeln noch mehr Geräusche. Ferragus hatte schnell gelernt und Männer nach oben geschickt, um die Höhe einzunehmen. Sharpe wusste, dass er jetzt erst richtig in der Falle saß und dass der Keller die einzige Möglichkeit war, die ihm blieb.

»Nach unten«, befahl er. »Allesamt nach unten.«

Er ging als Letzter und schloss mühsam hinter sich die Falltür, wobei er das schwere Holz langsam herunterließ, sodass Ferragus womöglich nicht bemerkte, dass seine Feinde unter der Erde verschwunden waren. Am Fuß der Treppe war es stockfinster, und es stank so entsetzlich, dass Sarah würgte. Fliegen summten durch die Dunkelheit. »Lade die Salvenbüchse, Pat«, sagte Sharpe, »und gib mir die Gewehre.«

Sharpe hockte sich auf die Treppe, nahm ein Gewehr in die Hand und legte zwei neben sich. Jeder, der die Falltür jetzt öffnete, würde sich im schwachen Licht des Lagerhauses abzeichnen und sich dafür eine Kugel einhandeln. »Wenn ich feuere«, flüsterte er Harper zu, »dann musst du das Gewehr vor der Salvenbüchse laden.«

»In Ordnung, Sir.« Harper hätte ein Gewehr auch mit verbundenen Augen und in schwärzester Finsternis laden können.

»Jorge?«, fragte Sharpe und erhielt ein Zischen zur Antwort, das ihm verriet, welche Schmerzen Vicente litt. »Taste dich an der Wand entlang«, sagte Sharpe, »sieh nach, ob es einen Ausweg gibt.«

»Major Ferreira war dort oben«, sagte Vicente mit tadelnder Stimme.

»Der ist genauso schlimm wie sein Bruder«, sagte Sharpe. »Er hatte vor, den Froschfressern einen verdammten Haufen Mehl zu verkaufen, Jorge, nur habe ich das verhindert, deshalb wollte er mir in Bussaco eine Tracht Prügel verpassen.« Er hatte natürlich keine Beweise dafür, aber es schien offensichtlich. Ferreira hatte Hogan dazu überredet,

Sharpe zum Abendessen in das Mönchskloster einzuladen, und er musste seinen Bruder davon in Kenntnis gesetzt haben, dass der Schütze anschließend allein den dunklen Pfad entlanggehen würde. »Taste die Wände ab, Jorge. Sieh nach, ob es irgendwo eine Tür gibt.«

»Da sind Ratten«, sagte Vicente.

Sharpe zog sein Klappmesser aus seiner Tasche, holte die Klinge heraus und flüsterte Sarahs Namen. »Nehmen Sie das«, sagte er und tastete nach ihrer Hand. Er legte den Griff des Messers in ihre Finger. »Seien Sie vorsichtig«, warnte er sie. »Es ist ein Messer. Ich möchte, dass Sie damit einen Streifen von Ihrem Kleid abschneiden und versuchen, Jorges Schulter zu bandagieren.«

Er hatte erwartet, dass sie gegen die Zerstörung ihres einzigen Kleides protestieren würde, aber sie sagte nichts, und kurz darauf hörte Sharpe ein reißendes Geräusch, als sie an der Seide zerrte. Sharpe schlich sich ein paar Stufen hinauf und lauschte. Eine Weile lang herrschte Stille, dann ertönte der jähe Knall einer Pistole und dann ein weiterer Knall, als sich wenig später die Kugel in die Falltür bohrte. Die Kugel blieb stecken, sie konnte das dicke Holz nicht durchschlagen. Ferragus gab damit bekannt, dass er Sharpe gefunden hatte, aber der große Mann war sichtlich nicht gewillt, die Falltür zu öffnen und hinunter in den Keller zu stürmen, denn es folgte eine weitere längere Stille.

»Es gibt keinen Ausweg«, gab Vicente bekannt.

»Es gibt immer einen Ausweg«, widersprach ihm Sharpe. »Die Ratten kommen auch herein, oder?«

»Aber da liegen zwei tote Männer.« Vicente klang angewidert. Der Gestank war überwältigend.

»Die können uns nichts mehr tun«, flüsterte Sharpe. »Nicht, wenn sie tot sind. Zieh deinen Rock und dein Hemd aus, Jorge, und lass dich von Miss Fry verbinden.«

Sharpe wartete. Vicente gab vor Schmerz Zischlaute von sich, und Sarah machte beruhigende Geräusche. Sharpe schlich sich näher an die Falltür heran. Ferragus war nicht

weggegangen, das wusste er, aber er fragte sich, was der Mann als Nächstes tun würde. Die Tür öffnen und eine Pistolensalve hinunterjagen? Die Verluste riskieren? Sharpe bezweifelte es. Ferragus hoffte, die Flüchtlinge glauben zu machen, dass das Lagerhaus leer war, sodass sie die Stufen hinaufsteigen konnten, aber darauf fiel Sharpe nicht herein. Er wartete ab und lauschte auf das Schaben, mit dem Harpers Ladestock die sieben Kugeln in die Läufe rammte.

»Geladen, Sir«, sagte Harper.

»Dann hoffen wir mal, dass die Bastarde kommen«, sagte Sharpe. Mit einem scharfen Laut sog Sarah Luft ein, was Sharpe jedoch ignorierte, da plötzlich ein heftiger Knall ertönte, so laut, als werde eine Kanone abgefeuert. Sharpe wich zurück, erwartete eine Explosion, doch dem Knall folgte lediglich Stille. Etwas Schweres war auf die Falltür gestellt worden. Dann gab es einen weiteren Knall und noch einen, gefolgt von einem heftigen Kratzgeräusch und einer ganzen Reihe von Knall- und Kratzgeräuschen. »Sie beschweren die Falltür«, sagte Sharpe.

»Warum denn das?«, fragte Sarah.

»Sie schließen uns hier ein, Miss, und dann kommen sie wieder und kümmern sich um uns, wenn sie bereit sind.« Ferragus, so dachte sich Sharpe, wollte gewiss nicht mehr Aufmerksamkeit auf sein Lagerhaus lenken, indem er einen weiteren Schusswechsel eröffnete, solange sich britische und portugiesische Truppen in der Stadt befanden. Er würde abwarten, bis die Armee abgezogen war, und dann würde er rechtzeitig, ehe die Franzosen kamen, mit mehr Männern und mehr Waffen zurückkehren und den Keller öffnen. »Also haben wir Zeit«, sagte Sharpe.

»Zeit wofür?«, fragte Vicente.

»Zeit, hier hinauszukommen natürlich. Alle Mann Finger in die Ohren.« Er wartete ein paar Sekunden, dann feuerte er das Gewehr die Stufen hinauf ab. Die Kugel grub sich in die Falltür. Sharpe klangen die Ohren, er nahm eine neue Patrone und machte die Waffe wieder schussfertig. »Gib mir

deine Hand, Pat«, sagte er, dann legte er das, was von der Patrone übrig war, das Papier und das Pulver, Harper in die Handfläche.

»Was machst du denn da?«, fragte Vicente.

»Ich spiele Gott«, antwortete Sharpe. »Es werde Licht.« Er tastete das Innere seines Rocks ab und fand die Ausgabe der Times, die Lawford ihm gegeben hatte. Er riss die Zeitung in zwei Hälften, steckte sich die eine Hälfte wieder in die Tasche und drehte die andere zu einem festen Fidibus zusammen, den er auf den Boden legte.

»Fertig, Sir.« Harper, der erraten hatte, was Sharpe vorhatte, hatte aus dem Papier der Patrone eine Röhre gedreht, in die er den größten Teil des Pulvers gefüllt hatte.

»Finde das Zündschloss«, befahl ihm Sharpe und wartete, während Harper das Gewehr, das Sharpe in der Hand hielt, untersuchte.

»Gefunden, Sir«, sagte Harper, dann hielt er den Fidibus dicht an die Zündpfanne.

»Bist du froh, dass du mich heute begleitet hast, Pat?«

»Schönster Tag meines Lebens, Sir.«

»Nun wollen wir doch mal sehen, wo wir sind«, sagte Sharpe, als er den Abzug betätigte. Eine Flamme schoss auf, als das Pulver in der Pfanne Feuer fing. Harper hielt das Patronenpapier an genau die richtige Stelle, denn ein Funken fiel in die Röhre und entzündete sich. Plötzlich wurde es hell, und Sharpe schnappte sich den Zeitungs-Fidibus und zündete ihn an einem Ende an. Harper leckte sich die verbrannten Finger, während Sharpe das fest zusammengerollte Papier Feuer fangen ließ. Er hatte etwa eine Minute Zeit, ehe das Zeitungspapier verbrannt sein würde, aber es gab nur wenig zu sehen, abgesehen von den beiden Leichen im hinteren Teil des Kellers, und die boten einen hässlichen Anblick, denn Ratten waren über die Männer hergefallen, hatten ihnen die Gesichter bis auf die Schädelknochen weggenagt und Löcher in ihre aufgeschwollenen Bäuche gegraben, in denen es jetzt vor

Maden wimmelte und vor Fliegen schwirrte. Sarah floh in eine Ecke und übergab sich, während Sharpe den Rest des Kellers untersuchte, der etwa zwanzig Fuß im Quadrat umfasste und einen steinernen Fußboden hatte. Die Decke war aus Steinen und Ziegeln, und sie wurde von Bögen gehalten, die aus kleinen Ziegeln gebaut waren.

»Römische Arbeit«, sagte Vicente und betrachtete einen der Bögen.

Sharpe betrachtete die Treppe, aber ihre Stufen waren aus solidem Stein. Die Zeitung war nahezu ausgebrannt, und er warf sie auf die unterste Stufe und warf einen letzten Blick um sich, derweil die Flammen erloschen.

»Wir sitzen in der Falle«, sagte Vicente niedergeschlagen. Er hatte sich das Hemd aufgerissen, und seine linke Schulter war jetzt notdürftig bandagiert, aber Sharpe sah das Blut auf seiner Haut und auf den zerrissenen Enden des Hemdes. Dann erloschen die Flammen, und die Dunkelheit kehrte in den Keller zurück. »Es gibt keinen Ausweg«, sagte Vicente.

»Es gibt immer einen Ausweg«, beharrte Sharpe. »Ich saß mal in einem Zimmer in Kopenhagen in der Falle, aber ich bin rausgekommen.«

»Wie?«, fragte Vicente.

»Durch den Schornstein«, antwortete Sharpe und schauderte beim Gedanken an den schwarzen, engen, die Lungen quetschenden Durchgang, den er sich hinaufgekämpft hatte, ehe er in einer rußgeschwärzten Kammer gelandet war und sich wie ein Aal durch eine weitere Röhre hatte schlängeln müssen.

»Wie schade, dass die Römer hier keinen Schornstein eingebaut haben«, sagte Harper.

»Wir müssen eben abwarten und uns den Weg nach draußen erkämpfen«, schlug Vicente vor.

»Geht nicht«, erwiderte Sharpe brutal. »Wenn Ferragus zurückkommt, Jorge, dann wird er kein Risiko eingehen. Er wird diese Falltür öffnen, und dort oben wird ein Haufen

Männer mit Musketen stehen und darauf warten, uns zu töten.«

»Und was tun wir?«, fragte Sarah, die sich ein wenig erholt hatte, kleinlaut.

»Wir zerstören die Lebensmittel dort oben«, antwortete Sharpe und nickte in die Dunkelheit, in Richtung der Vorräte, die oben in dem Lagerhaus gestapelt waren. »Das ist es, was Wellington von uns verlangt, oder nicht? Das ist unsere Pflicht. Wir können ja nicht unsere ganze Zeit damit verbringen, in Universitäten umherzuflanieren, wir müssen ja auch mal unsere Arbeit tun.«

Vorher aber musste er hier rauskommen, auch wenn er keine Ahnung hatte, wie er das anstellen sollte.

Ferragus, sein Bruder und drei weitere Männer aus dem Lagerhaus zogen sich in eine Taverne zurück. Zwei Männer hatten nicht mitkommen können. Einer war von einer Kugel aus der siebenläufigen Salvenbüchse in den Schädel getroffen worden, und obwohl er noch lebte, war er nicht in der Lage, zu sprechen, seine Bewegungen zu kontrollieren oder sonst etwas Sinnvolles zu tun. Also hatte Ferragus angeordnet, ihn nach Santa Clara bringen zu lassen, in der Hoffnung, dass dort noch ein paar Nonnen waren. Ein zweiter Mann war von derselben Salve in den Arm getroffen worden, er war nach Hause gegangen, um sich von seiner Frau den gebrochenen Arm schienen und die Wunde verbinden zu lassen. Dass zwei seiner Männer verwundet worden waren, ärgerte Ferragus, der missmutig in seinen Wein stierte.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte Ferreira. »Sie sind eben Soldaten.«

»Tote Soldaten«, erwiderte Ferragus. Das war sein einziger Trost. Die vier saßen in der Falle, und sie würden in dem Keller hocken bleiben müssen, bis Ferragus sie herausholte, und er spielte mit dem Gedanken, sie dortzulassen. Wie

lange würde es dauern, bis sie starben? Würden sie in der schwarzen Finsternis dem Wahnsinn anheimfallen? Sich gegenseitig erschießen? Zu Kannibalen werden? Vielleicht würde er nach einigen Wochen die Falltür öffnen, und ein letzter Überlebender würde im jähen Licht zwinkernd ins Freie kriechen, und dann würde er den Bastard zu Tode treten. Nein, er würde lieber alle drei Männer zu Tode treten und Sarah Fry eine weitere Lektion erteilen. »Wir holen sie heute Nacht raus«, sagte er.

»Die Briten werden heute Nacht in der Stadt sein«, erinnerte ihn Ferreira. »Und in der Straße hinter dem Lagerhaus sind Soldaten einquartiert. Was, wenn sie Schüsse hören? Sie ziehen vielleicht nicht so einfach ihrer Wege wie die heute Nachmittag.«

Eine portugiesische Patrouille hatte die Schüsse aus dem Lagerhaus gehört und war gekommen, um der Sache nachzugehen, aber Ferreira, der sich nicht an dem Kampf beteiligt hatte, sondern bei der Tür stehen geblieben war, hatte die Schritte auf dem Kopfsteinpflaster gehört und war hinausgelaufen, um die Patrouille aufzuhalten. Es wären Männer in dem Gebäude, die Ziegen töteten, hatte er ihnen erklärt.

»Keiner wird aus diesem Keller Schüsse hören«, erwiderte Ferragus übellaunig.

»Du willst das wirklich riskieren?«, fragte Ferreira. »Mit dieser großen Waffe? Die einen Lärm macht wie eine Kanone?«

»Dann eben morgen früh«, knurrte Ferragus.

»Morgen früh werden die Briten immer noch hier sein«, erinnerte der Major ihn geduldig. »Und am Nachmittag müssen wir beide nach Norden reiten, um uns mit den Franzosen zu treffen.«

»Du reitest nach Norden und triffst dich mit den Franzosen«, sagte Ferragus. »Und Miguel kann dich begleiten.« Er warf dem kleineren Mann einen Blick zu, der mit einem Schulterzucken sein Einverständnis erklärte.

»Sie erwarten, dich zu sehen«, sagte Ferreira.

»Dann wird eben Miguel behaupten, er sei ich«, fauchte Ferragus. »Wie sollen die verdammten Franzosen denn den Unterschied erkennen? Ich bleibe hier«, beharrte er. »Und sobald die Briten weg sind, spiele ich mein Spielchen. Wann werden die Franzosen eintreffen?«

»Wenn sie morgen kommen«, mutmaßte Ferreira, »dann vielleicht in der Frühe. Sagen wir ein oder zwei Stunden nach dem Morgengrauen.«

»Das verschafft mir Zeit«, erwiderte Ferragus. Er wollte lediglich genug Zeit, um die drei Männer um Gnade winseln zu hören, die ihnen allerdings versagt bleiben würde. »Wir treffen uns am Lagerhaus«, sagte er zu Ferreira. »Bring die Franzosen als Wachen mit, und ich werde drinnen auf euch warten.« Ferragus wusste, dass er sich vom Wesentlichen ablenken ließ. Für ihn musste es vor allem darum gehen, die Lebensmittel zu schützen und sie den Franzosen zu verkaufen. Die vier Eingesperrten spielten eigentlich keine Rolle, aber jetzt spielten sie nun einmal eine Rolle. Sie hatten sich gegen ihn zur Wehr gesetzt und ihn für den Augenblick besiegt, also war es jetzt mehr als je zuvor eine Frage des Stolzes, und wenn sein Stolz auf dem Spiel stand, durfte ein Mann nicht zurückweichen. Wer es tat, war es nicht wert, als Mann bezeichnet zu werden.

Aber Ferragus wusste ja, dass es im Grunde überhaupt kein Problem gab. Sharpe und seine Gefährten waren verloren. Er hatte mehr als eine halbe Tonne Kisten und Fässer auf die Falltür gehäuft, und einen anderen Weg aus dem Keller gab es nicht, also war es lediglich eine Frage der Zeit. Ferragus hatte also gewonnen, und das war ein Trost. Er hatte gewonnen.

Der größte Teil der britischen und portugiesischen Armeen hatte für seinen Rückzug die Straße östlich von Coimbra benutzt und daher den Mondego durch eine Furt überquert,

aber eine ganze Reihe war angewiesen worden, die Hauptstraße zu nehmen. So sickerte nun ein steter Strom von Truppen, Waffen, Munitionskisten und Wagen über die Santa-Clara-Brücke, die von Coimbra in seine kleine Vorstadt am Südufer des Mondego führte, wo das neue Kloster von Santa Clara stand.

Zu den Soldaten gesellte sich ein scheinbar nicht abreißender Strom von Zivilisten mit Handkarren, Ziegen, Hunden, Kühen, Schafen und ihrem gesammelten Elend, der sich über die Brücke schleppte, sich auf die schmalen Straßen um das Kloster herum verteilte und dann nach Süden in Richtung Lissabon weiterzog. Sie kamen nur quälend langsam voran. Ein Kind wurde um ein Haar von einer Kanone überfahren, der Kanonier konnte dem kleinen Mädchen nur ausweichen, indem er sein Geschütz in eine Mauer rammte, wobei das äußere Rad abbrach. Es kostete eine Stunde, es zu reparieren. Ein Handkarren brach auf der Brücke zusammen, Bücher und Kleider purzelten nach allen Seiten, und eine Frau kreischte, als portugiesische Soldaten den kaputten Karren und seinen Inhalt in den Fluss warfen, in dem bereits allerlei Treibgut schwamm, da die Soldaten auf den Kais zerschlagene Fässer und zerschnittene Säcke ins Wasser geworfen hatten. Kisten mit Zwieback wurden hineingeschleudert, und die Zwiebackscheiben, die hart wie Gestein waren, trieben zu Tausenden flussabwärts. Andere Soldaten hatten Holz und Kohle gesammelt und ein gewaltiges Feuer angezündet, in das sie gepökeltes Fleisch warfen. Und wieder andere, ausschließlich Portugiesen, hatten den Befehl erhalten, die Backöfen der Bäcker in der Stadt zu zerstören, während eine Kompanie des South Essex Regiments den an den Kais vertäuten Booten mit Vorschlaghämmern und Äxten zu Leibe rückte.

Lieutenant Colonel Lawford kehrte am frühen Nachmittag auf die Kais zurück. Er hatte gut geschlafen und eine überraschend wohlschmeckende Mahlzeit aus Huhn, Salat und Weißwein genossen, während sein roter Rock

ausgebürstet und gebügelt worden war. Dann war er auf Lightning hinunter an die Kais geritten, wo er sein Bataillon erhitzt, schwitzend, zerrauft, schmutzig und müde vorfand. »Das Problem ist dieses Rindfleisch«, ließ Major Forrest ihn wissen. »Weiß Gott, es will einfach nicht brennen.«

»Hat Sharpe nicht etwas von Terpentin gesagt?«

»Hab ihn nicht gesehen«, erwiderte Forrest.

»Ich hatte gehofft, ich würde ihn hier finden«, sagte Lawford und blickte sich auf dem von Rauch umhüllten Kai, auf dem es nach verschüttetem Rum und verkohltem Fleisch stank, um. »Er hat ein ziemlich hübsches Mädchen gerettet. Auch noch ausgerechnet ein englisches Mädchen. Ich fürchte, ich war ein bisschen kurz angebunden mit ihr, und dachte, ich sollte ihr meinen Respekt erweisen.«

»Er ist nicht hier«, erwiderte Forrest.

»Er wird schon auftauchen«, sagte Lawford. »Das tut er ja immer.«

Captain Slingsby marschierte über den Kai, kam stampfend zum Stillstand und salutierte stramm vor Lawford. »Mann vermisst, Colonel.«

Lawford berührte die vordere Spitze seines Zweispitzes mit dem Griff seiner Reitpeitsche, um den Salut zu erwidern. »Wie läuft es, Cornelius? Alles in Ordnung, hoffe ich?«

»Schiffe zerstört, Sir. Bis zum allerletzten Boot.«

»Ausgezeichnet.«

»Aber Sergeant Harper wird vermisst, Sir. Abwesend ohne Erlaubnis.«

»Ich habe ihm die Erlaubnis erteilt, Cornelius.«

Slingsby schnaubte. »Ich bin nicht gefragt worden, Sir.«

»Ein Versehen, dessen bin ich sicher«, sagte Lawford. »Und ich bin ebenso sicher, dass Sergeant Harper bald zurück sein wird. Er ist mit Mister Sharpe zusammen.«

»Das ist die andere Sache«, bemerkte Slingsby düster.

»Ja?«, erkundigte Lawford sich alarmiert.

»Mister Sharpe hat mich heute Morgen mit weiteren beleidigenden Worten angegriffen.«

»Du und Sharpe müssen diese Sache aus der Welt räumen«, sagte Lawford unwillig.

»Und er hat kein Recht, überhaupt kein wie auch immer geartetes Recht, Sergeant Harper von seinen eigentlichen Pflichten abzuhalten. Das ermutigt ihn nur.«

»Ermutigt ihn?«, fragte Lawford ein wenig verwirrt.

»Zur Unverschämtheit, Sir. Er ist höchst irisch.«

Lawford sah Slingsby an und fragte sich, ob er den Geruch nach Rum im Atem seines Schwagers wahrnehmen konnte. »Ich gehe davon aus, dass er irisch ist«, sagte der Colonel endlich, »da er ja, wie bekannt, aus Irland kommt. Genau wie Lightning!« Er beugte sich vor und kraulte dem Pferd die Ohren. »Nicht alles, was aus Irland kommt, sollte man gering schätzen, Cornelius.«

»Sergeant Harper erweist den Offizieren seiner Majestät nicht den gebührenden Respekt, Sir«, sagte Slingsby.

»Sergeant Harper«, warf Forrest ein, »hat mitgeholfen, bei Talavera den Adler zu erobern, Captain. Bevor Sie zu uns gestoßen sind.«

»Ich zweifle ja nicht daran, dass er kämpfen kann«, sagte Slingsby. »Es steckt ihnen im Blut, oder? Sie sind wie Bulldoggen. Ignorant und brutal, Sir. Ich hatte genug von ihrer Sorte im 55. Regiment, müssen Sie wissen.« Er wandte sich wieder Lawford zu. »Aber ich muss mich um die innere Ökonomie der Leichten Kompanie sorgen. Hier sollte gestrafft und geordnet werden, Sir. Männer, die unverschämt werden, darf es da nicht geben.«

»Was genau willst du, Cornelius?«, fragte Lawford mit einer Spur Gereiztheit.

»Ich will, dass Sergeant Harper zu mir zurückgebracht wird, wo er hingehört, und dass er ein bisschen ordentliche Soldatenarbeit aufgebrummt bekommt.«

»Es obliegt dir, dafür zu sorgen, dass er das bekommt, wenn er zurück ist«, erwiderte Lawford großzügig.

»Ausgezeichnet, Sir«, sagte Slingsby, salutierte ein weiteres Mal, vollzog eine Wendung und marschierte seiner

Kompanie entgegen.

»Er legt extremen Eifer an den Tag«, sagte Lawford.

»Ich habe eigentlich nie mangelnden Eifer oder, um das anzusprechen, mangelnde Effizienz bei unserer Leichten Kompanie bemerkt«, sagte Forrest.

»Oh, es sind prächtige Kerle«, erwiderte Lawford. »Wirklich prächtige Kerle, aber selbst die besten Hunde jagen manchmal besser unter einem neuen Herrn. Neue Wege treiben alte Gewohnheiten aus, Forrest. Stimmen Sie mir nicht zu? Möchten Sie vielleicht nachher mit mir zu Abend essen?«

»Das wäre sehr nett, Sir.«

»Und morgen müssen wir früh aus den Betten. Lebwohl, Coimbra, heißt es. Und mögen die Franzosen ihm gnädig sein.«

Zwanzig Meilen weiter nördlich hatten die ersten französischen Truppen die Hauptstraße erreicht. Sie hatten die portugiesische Bürgerwehr, die den nördlichen Weg um Bussacos Anhöhe blockiert hatte, aus dem Weg gejagt, und jetzt galoppierten ihre Kavalleriepatrouillen über verlassenes Farmland ohne jede Verteidigung. Die Armee wandte sich nach Süden. Coimbra war ihr nächstes Ziel, dann Lissabon, und damit würde ihnen der Sieg gehören.

Denn die Adler marschierten nach Süden.

KAPITEL 8

Zuerst hatten sie geplant, ein Loch in die Falltür zu brechen und dann zu versuchen, das, was auch immer dort oben aufgehäuft war, zur Seite zu schieben. »Wir könnten es durch den Rand versuchen«, schlug Vicente vor. »Und dann können wir vielleicht dort oben durch eine Kiste brechen? Alles rausholen, was in der Kiste ist? Und uns dann durchquetschen?«

Sharpe fiel kein anderer Weg ein, der ihnen die Freiheit bescheren könnte, also machten er und Harper sich an die Arbeit. Sie versuchten zunächst, die Falltür anzuheben, indem sie sich darunterhockten und sie hochstemmten, aber das Holz bewegte sich nicht einmal um den Bruchteil eines Zolls. Also begannen sie, das Holz wegzuschneiden. Vicente konnte mit seiner verwundeten Schulter nicht helfen, also saßen er und Sarah so weit wie möglich von den verfaulenden Leichen entfernt im Keller und hörten zu, wie Sharpe und Harper die Falltür attackierten. Harper benutzte sein Schwertbajonett und arbeitete weiter oben auf den Stufen. Sharpe warf seinen Rock ab, zog sich das Hemd aus und wickelte das Leinen um die Klinge, sodass er die Schneide umfassen konnte, ohne sich zu verletzen. Er erklärte Harper, was er machte, und schlug ihm vor, seine eigenen Hände ebenfalls zu schützen. »Obwohl es schade ist«, sagte Sharpe. »Das Hemd war neu.«

»Ein Geschenk von einer gewissen Näherin in Lissabon?«, erkundigte sich Harper.

»Allerdings.«

Harper kicherte, dann stach er mit der Klinge nach oben. Sharpe tat dasselbe mit seinem Degen, und sie arbeiteten die meiste Zeit über schweigend in der Finsternis, spalteten

und hieben Splitter des harten alten Holzes ab. Von Zeit zu Zeit trafen ihre Klingen auf Metall, und dann fluchten sie.

»Das hier ist wahrhaftig wie Sprachunterricht«, sagte Sarah nach einer Weile.

»Es tut mir leid, Miss«, sagte Sharpe.

»Irgendwie bemerkt man es gar nicht, wenn man in der Armee ist«, erklärte Harper.

»Fluchen alle Soldaten?«

»Alle«, antwortete Sharpe. »Alle miteinander. Mit Ausnahme von Daddy Hill.«

»General Hill«, erläuterte Harper. »Er ist für sein äußerst sauberes Mundwerk bekannt.«

»Und Sergeant Read«, fügte Sharpe hinzu. »Er flucht nie. Er ist ein Methodist, Miss.«

»Ich habe gehört, wie er geflucht hat«, sagte Harper, »als der verfluchte Batten acht Seiten aus seiner Bibel gestohlen hat, um sie als …« Plötzlich unterbrach er sich, weil er zu dem Schluss gekommen war, dass Sarah besser nicht erfuhr, wozu Batten die Bibelseiten benutzt hatte. Dann ließ er ein Ächzen hören, als ein Splitter wegbrach. »Das haben wir in null Komma nichts durchbrochen«, verkündete er fröhlich.

Die Bretter der Falltür waren mindestens drei Zoll dick und durch zwei kompakte Balken an der Unterseite verstärkt. Das Holz war hart, aber sie hatten gelernt, es im Kern zu treffen, indem sie immer wieder auf es einstachen und dann kratzten und das gelockerte Holz wegbrachen. Fingerhutweise brach Holz ab, manchmal nur stäubchenweise, Splitter für Splitter, und die Enge unter den Stufen ließ ihnen nur wenig Platz. Sie mussten Pausen einlegen, um hin und wieder ihre Muskeln zu dehnen, und dann wieder hatte es den Anschein, als könne kein Stechen und kein Schaben ein weiteres Stück Holz lockern, denn die beiden Waffen eigneten sich für die Arbeit denkbar schlecht. Der Stahl war zu dünn, er konnte nicht zum brutalen Aushebeln verwendet werden, da man fürchten musste, dass die Klingen brachen. Sharpe benutzte einmal sein Messer,

die Holzspäne wirbelten ihm in die Augen, dann rammte er wieder seinen Degen hinein, hatte seine mit Leinen umwickelte Hand nahe der Spitze, um den Stahl besser kontrollieren zu können. Und selbst wenn sie durchbrachen, dachte er, sie würden ja höchstens ein kleines Loch machen können. Gott allein wusste, wie sie es vergrößern sollten, aber jede Schlacht wurde gefochten, indem man einen Schritt nach dem anderen tat. Es war sinnlos, sich um die Zukunft zu sorgen, wenn es gar keine Zukunft geben würde, also arbeiteten er und Harper geduldig vor sich hin. Schweiß lief Sharpe die nackte Brust hinab, Fliegen krabbelten auf ihm herum, er hatte Staub im Mund, und seine Rippen taten ihm weh.

Zeit verlor in der Dunkelheit ihre Bedeutung. Sie mochten erst eine Stunde gearbeitet haben oder auch schon zehn Stunden. Sharpe wusste es nicht, auch wenn er spürte, dass es draußen Nacht geworden sein musste, in einer Welt, die jetzt so unendlich weit entfernt schien. Unermüdlich arbeitete er, versuchte, nicht an das Verstreichen der Zeit zu denken, und hackte und rammte und kratzte, bis er zuletzt mit dem Degen heftig zustieß und bemerkte, wie der Hieb ihm den Arm blockierte, weil die Spitze auf etwas gestoßen war, das härter war als Holz. Er tat es noch einmal, dann stieß er ein paar wilde Flüche aus. »Verzeihung, Miss.«

»Was ist los?«, fragte Vicente. Er war eingeschlafen und klang erschrocken.

Sharpe gab keine Antwort. Stattdessen benutzte er sein Messer, bohrte damit in dem kleinen Loch, dass er im oberen Teil des zerbrochenen Holzes gemacht hatte, und als er das Loch ausreichend vergrößert hatte, versuchte er, mit der Messerschneide an dem zu kratzen, was direkt über der Falltür lag, was immer es auch war. Wieder fluchte er. »Die Bastarde haben da oben Pflastersteine hingelegt«, sagte er. Er hatte einen Durchbruch erzielt, nur um jetzt auf unbeweglichen Stein zu stoßen. »Bastarde.«

»Mister Sharpe«, sagte Sarah, aber sie klang müde, als sei ihr bewusst, dass sie auf verlorenem Posten kämpfte.

»Vermutlich sind sie Bastarde, Miss«, sagte Harper, dann rammte er sein Schwertbajonett in das splitternde Loch, das er gemacht hatte, und wurde ebenfalls mit dem Geräusch von Stahl auf Stein belohnt. Er verlieh seiner Meinung Ausdruck, entschuldigte sich bei Sarah und ließ sich zu Boden plumpsen.

»Sie haben was gemacht?«, fragt Vicente.

»Sie haben Steine obendrauf gelegt«, erwiderte Sharpe. »Und auf die Steine noch anderes Zeug. Die Bastarde sind nicht so blöde, wie sie aussehen.« Er stieg die Stufen hinunter und setzte sich mit dem Rücken zur Wand. Er fühlte sich ausgelaugt, erschöpft, und jeder Atemzug schmerzte.

»Wir können nicht durch die Falltür gelangen?«, fragte Vicente.

»Keine verdammte Chance«, antwortete Sharpe.

»Und nun?«, fragte Vicente zögerlich.

»Und nun denken wir verdammt noch mal nach«, erwiderte Sharpe, aber ihm fiel nichts ein, das sie sonst noch tun konnten. Hölle und Verdammnis war alles, was er denken konnte. Sie saßen verdammt noch mal in der Falle.

»Wie kommen die Ratten hier herein?«, fragte Sarah nach einer Weile.

»Diese kleinen Bastarde können durch Löcher kriechen, die nicht größer als Ihr kleiner Finger sind«, antwortete Harper. »Eine anständige Ratte können Sie nicht draußen halten, nicht, wenn sie nach drinnen will.«

»Wo kommen sie also herein?«, beharrte sie.

»An der Kante der Falltür«, vermutete Sharpe, »da kommen wir nicht raus.«

In finsteres Schweigen versunken saßen sie da. Die Fliegen ließen sich wieder auf den beiden Leichen nieder. »Wenn wir unsere Waffen abfeuern«, sagte Vicente, »dann würde uns vielleicht jemand hören?«

»Nicht hier unten, auf keinen Fall«, sagte Sharpe, der es vorzog, all seine Kugeln für den Augenblick aufzuheben, wenn Ferragus sie holen kam. Er lehnte seinen Kopf gegen die Wand, schloss die Augen und versuchte zu denken. Die Decke? Steine und Ziegel. Hunderte von den verdammten Dingern. Er stellte sich vor, wie er hindurchbrach, und dann stand er plötzlich in einem Feld, auf dem Blumen leuchteten, eine Kugel zischte an ihm vorbei, dann noch eine, er wurde ins Bein getroffen und schreckte jäh aus dem Schlaf, als ihm bewusst wurde, dass ihn jemand auf den rechten Unterschenkel tippte. »Habe ich geschlafen?«, fragte er.

»Das haben wir alle«, antwortete Harper. »Gott weiß, wie spät es ist.«

»Jesus Christus.« Sharpe räkelte sich und verspürte Schmerzen in seinen Armen und Beinen, die von der Arbeit auf den engen Stufen herrührten. »Jesus«, wiederholte er wütend, »wir können es uns nicht erlauben zu schlafen. Nicht, wo diese Bastarde bald kommen.«

Harper gab keine Antwort. Sharpe konnte hören, wie sich der Ire bewegte, allem Anschein nach streckte er sich auf dem Boden aus. Er nahm an, der Ire wolle weiterschlafen, was ihm nicht gefiel, aber ihm fiel auch nichts Nützlicheres ein, das Harper hätte tun können, also sagte er nichts.

»Ich kann etwas hören«, sagte Harper nach einer Weile. Seine Stimme kam aus der Mitte des Kellers, vom Fußboden.

»Wo?«, fragte Sharpe.

»Legen Sie Ihr Ohr auf den Boden, Sir.«

Sharpe streckte sich der Länge nach aus und legte sein rechtes Ohr auf den Boden. Er hörte nicht mehr so gut wie früher. Zu viele Jahre im Feuer der Baker-Gewehre und Musketen hatten sein Gehör abgestumpft, aber er hielt den Atem an und lauschte angestrengt, und schließlich vernahm er das schwache Strömen von Flüssigkeit. »Wasser?«

»Da unten verläuft ein Fluss«, sagte Harper.

»Wie die Fleet«, sagte Sharpe.

»Die was?«, fragte Vicente.

»Das ist ein Fluss in London«, erwiderte Sharpe, »und sie verläuft über eine weite Strecke unter der Erde. Niemand weiß, dass sie da ist, aber sie ist da. Und sie haben die Stadt obendrauf gebaut.«

»Hier haben sie dasselbe gemacht«, sagte Harper.

Sharpe tippte mit seinem Degengriff auf den Boden, wurde aber nicht mit einem hohlen Ton belohnt. Dennoch war er sich ziemlich sicher, dass sich das Geräusch des Wassers dort befand, und Sarah, deren Gehör nicht durch den Lärm der Schlachten abgestumpft war, war sich dessen völlig sicher. »Okay, Pat«, sagte Sharpe, der neuen Mut gefasst hatte und dem der Schmerz in seinen Rippen jetzt nicht mehr so beißend vorkam. »Lösen wir einen von den verdammten Steinen.«

Das war leichter gesagt als getan. Sie setzten wiederum ihre Waffen ein und kratzten an den Rändern einer großen Bodenplatte. Harper fand eine Stelle, wo eine Ecke in der Größe seines kleinen Fingers aus der Steinkante herausgebrochen worden war, und dort bohrte er tiefer und arbeitete sich mit dem Schwertbajonett ins Fundament. »Darunter ist Geröll«, sagte er.

»Wir können nur hoffen, dass das verdammte Ding nicht mit Mörtel befestigt ist«, sage Sharpe.

»Nicht doch«, sagte Harper wegwerfend. »Warum sollte man denn eine Bodenplatte mit Mörtel befestigen? Man legt die Dinger einfach auf Geröll und stampft sie fest. Treten Sie zurück, Sir.«

»Was machen Sie denn da?«

»Ich bin dabei, das blöde Ding hochzuheben.«

»Warum hebeln wir es nicht aus?«

»Weil dabei Ihr Degen zerbrechen würde, Sir, und das würde Ihnen mächtig die Laune verderben. Machen Sie mir nur etwas Platz. Und halten Sie sich bereit, das verdammte Ding zu packen, wenn ich es oben habe.«

Sharpe bewegte sich, Harper stand über dem Stein, schaffte es, zwei Finger unter seine Kante zu schieben, und drückte ihn hoch. Er bewegte sich nicht. Harper fluchte, straffte sich und nahm ein weiteres Mal seine gesamte Kraft zusammen. Diesmal gab es ein knirschendes Geräusch, und Sharpe, der die Kante des Steins mit den Fingern berührte, fühlte, wie er sich minimal nach oben bewegte. Harper ächzte, schaffte es, einen dritten Finger darunter zu schieben, und drückte ein zweites Mal mächtig zu, und dann war der Stein plötzlich oben, und Sharpe rammte den Lauf seines Gewehrs unter die erhobene Kante, um ihn oben zu halten. »Du kannst jetzt loslassen.«

»Gott schütze Irland«, sagte Harper und richtete sich auf. Der Stein lagerte auf dem Lauf des Gewehrs, und dort ließen sie ihn, solange Harper nach Luft schnappte. »Jetzt können wir es zusammen machen, Sir«, sagte der Ire. »Sie auf der anderen Seite? Wir drehen das verdammte Ding einfach um. Sorry, Miss.«

»Ich fange an, mich daran zu gewöhnen«, erwiderte Sarah in resigniertem Tonfall.

Sharpe schob seine Hände unter die Kante. »Fertig?«

»Jetzt, Sir!«

Sie hoben an, und der Stein löste sich. Auf seiner Kante drehte er sich um und fiel auf die nächstliegende Leiche nieder, wobei ein wässriger, platschender Laut entstand und eine Woge Ekel erregenden Gestanks zusammen mit einem unsichtbaren Schwarm Fliegen aufwallte. Sarah ließ einen angewiderten Laut hören, Sharpe und Harper lachten.

Jetzt konnten sie einen quadratischen Flecken Geröll ertasten, ein Stück Boden mit zerbrochenen Ziegeln, Steinen und Sand, und sie benutzten ihre Hände, um es auszuheben, nur von Zeit zu Zeit lockerten sie das feste Geröll zuerst mit einer Klinge. Vicente benutzte seine rechte Hand, um zu helfen, und Sarah schob das ausgehobene Material beiseite.

»Das verdammte Zeug nimmt kein Ende«, sagte Harper, und je mehr er aushob, desto mehr fiel von den Seiten wieder hinunter. Sie kamen zwei Fuß tief, dann endlich nahm das Geröll ein Ende. Sharpes zerschlagene, blutende Hände stießen auf eine gebogene Oberfläche, die sich anfühlte wie Kacheln, die Kante auf Kante angebracht waren. Sie gruben weiter, bis sie etwa zwei oder drei Fuß im Quadrat von der gebogenen Oberfläche freigelegt hatten.

Vicente benutzte seine rechte Hand, um das abzutasten, was Sharpe für Kacheln hielt. »Römische Ziegel«, vermutete Vicente. »Die Römer machten ihre Ziegel sehr dünn, so wie Kacheln.« Er tastete noch eine Weile weiter, untersuchte die gebogene Form. »Es ist das Dach eines Tunnels.«

»Ein Tunnel?«, fragte Sharpe.

»Der Fluss«, sagte Sarah. »Die Römer müssen ihn kanalisiert haben.«

»Und wir werden hindurchbrechen«, sagte Sharpe. Er konnte das Plätschern jetzt viel deutlicher hören. Hier floss also wirklich Wasser, und das Wasser strömte durch einen Tunnel auf den Fluss zu, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit wilder Hoffnung.

Er kniete am Rand des Lochs nieder und balancierte auf einer Bodenplatte, die nicht länger stabil war, weil das Geröll darunter hervorgerollt war. Mit der Messingplatte seines Gewehrkolbens begann er zu hämmern.

»Das, was du da machst, trifft nur das Dach des Tunnels«, sagte Vicente, der lediglich aus dem dumpfen Geräusch, das der Kolben auf den Ziegeln verursachte, schließen konnte, was vor sich ging. »Das presst die Ziegel höchstens fester zusammen.«

»Was ich da mache«, entgegnete Sharpe, »wird das verdammte Ding kaputt kriegen.« Er dachte sich, dass Vicente vermutlich recht hatte, aber er war zu frustriert, um geduldig die alten Ziegel zu bearbeiten. »Und ich hoffe, ich mache es mit deinem Gewehr«, fügte er hinzu. Wieder schlug der Kolben wie ein Hammer zu, dann schloss sich

Harper ihm auf der anderen Seite an, und dann konnte Sharpe hören, wie Teile ins Wasser fielen. Harper versetzte der Tunneldecke einen mächtigen Hieb, ein großer Brocken des alten Ziegelwerks platzte ab, und auf einmal füllte sich der Keller, sofern das überhaupt möglich war, mit einem noch schlimmeren Gestank, als käme er aus den faulsten Tiefen der Hölle.

»O Scheiße!«, sagte Harper und schauderte.

»Genau das ist es«, erwiderte Vicente mit schwacher Stimme. Der Geruch war so ekelhaft, dass ihnen das Atmen schwerfiel.

»Ein Abwasserkanal?«, fragte Sharpe ungläubig.

»Jesus Christus«, sagte Harper, nachdem er versucht hatte, sich die Lungen zu füllen. Sarah seufzte.

»Er kommt aus der Oberstadt«, erklärte Vicente. »Die meisten Leute in der Unterstadt benutzen Sickergruben in ihren Kellern. Es ist ein römischer Abwasserkanal. Sie nannten es *cloaca*.«

»Und ich nenne es unseren Weg in die Freiheit«, sagte Sharpe und schlug wieder mit dem Gewehr zu. Die Steine lösten sich jetzt leichter, und er konnte spüren, wie sich das Loch weitete. »Es ist Zeit, sich mal wieder etwas Sicht zu verschaffen«, sagte er.

Er zog die restliche Hälfte von Lawfords Ausgabe der Times heraus, nahm sein eigenes Gewehr, denn er wusste, es war noch ungeladen, und machte es jetzt schussfertig, während Harper die Zeitung zu einem Fidibus rollte. Beim zweiten Versuch fing der Fidibus Feuer, und die Zeitung loderte auf, dann nahmen die Flammen einen seltsamen blaugrünen Farbton an, als Harper das brennende Papier näher an das Loch heranführte.

»O nein!«, rief Sarah und blickte nach unten.

Das Geräusch mochte ein Plätschern sein, aber es stammte von einer schmutzig-grünen Flüssigkeit, die etwa sieben oder acht Fuß unter ihnen glitzerte. Erschrocken vor dem plötzlichen Lichtschein flitzten Ratten am Rand des

Schleims entlang und kletterten die alten Wände hinauf, die pelzig bewachsen waren. Aus der Krümmung des alten Abwassertunnels schloss Sharpe, dass die Flüssigkeit dort unten etwa einen Fuß tief sein musste, dann verbrannten die Flammen Harper die Finger, und er ließ die Fackel fallen. Eine Sekunde lang leuchtete sie blau auf, dann standen sie wieder im Dunkeln. Gott sei Dank hatten die meisten reichen Leute Coimbra bereits verlassen, ansonsten würde der antike Abwasserkanal vermutlich bis über den Rand mit Unrat gefüllt sein.

»Hast du wirklich vor, dort hinunterzusteigen?«, fragte Vicente mit ungläubiger Stimme.

»Wir haben keine andere Wahl«, antwortete Sharpe. »Wir bleiben hier und sterben, oder wir steigen dort hinunter.« Er zog sich die Stiefel aus. »Sie werden vielleicht meine Stiefel anziehen wollen, Miss«, sagte er zu Sarah. »Sie sollten hoch genug sein, um Sie aus der Sie-wissen-schon herauszuhalten, aber Sie sollten Ihren Rock vielleicht ausziehen.«

Ein paar Sekunden lang herrschte Schweigen. »Sie wollen, dass ich …«, begann Sarah, dann versagte ihr die Stimme.

»Nein, Miss«, entgegnete Sharpe geduldig, »ich möchte nicht, dass Sie irgendetwas tun, das Sie nicht tun wollen, aber wenn Ihr Kleid in diesen Schlamm hängt, wird es zum Himmel stinken, wenn wir erst einmal durch sind, und soweit ich weiß, haben Sie nichts anderes anzuziehen. Ich habe auch nichts, und deshalb ziehe ich mich aus.«

»Du kannst doch Miss Fry nicht auffordern, sich auszuziehen«, sagte Vicente schockiert.

»Ich fordere sie nicht auf«, sagte Sharpe. »Die Entscheidung liegt bei ihr. Aber wenn du vernünftig bist, ziehst du dich ebenfalls aus. Bündele alles in deinen Rock oder in dein Hemd, und binde dir die Ärmel um den Hals. Zur Hölle, Mann, niemand kann etwas sehen. Es ist dunkel

wie im Hades hier unten. Hier, Miss, meine Stiefel.« Er schob sie über den Boden.

»Sie wollen, dass ich hinunter in einen Abwasserkanal steige, Mister Sharpe?«, fragte Sarah mit kleinlauter Stimme.

»Nein, Miss, das will ich nicht«, erwiderte Sharpe. »Ich möchte, dass Sie durch grüne Felder laufen, dass sie glücklich sind und genug Geld haben, dass es für den Rest Ihres Lebens reicht. Aber damit Sie all das erreichen können, muss ich Sie erst einmal durch diesen Abwasserkanal bringen. Sie können hier warten, wenn Sie wollen, und Pat und ich gehen durch und kommen Sie holen, aber ich kann Ihnen nicht versprechen, dass Ferragus nicht früher zurückkommt. Alles in allem, Miss, liegt die Wahl bei Ihnen.«

»Mister Sharpe?« Sarah klang erzürnt, aber das war sie sichtlich nicht. »Sie haben recht. Ich bitte um Entschuldigung.«

Einen Moment lang hörte man nichts als das Rascheln der Kleider, dann rollten alle vier das, was sie ausgezogen hatten, zu Bündeln. Sharpe trug seine Unterhosen, sonst nichts, und er wickelte all seine anderen Kleider in seine Uniformjacke, dann schnürte er das Bündel mit seinen Hosenträgern fest zusammen. Er legte die Kleider neben das Loch, zusammen mit seinem Degengurt, der auch seine Patronentasche enthielt, seiner Scheide und seinem Proviantsack. »Ich gehe zuerst«, sagte er. »Miss? Sie folgen mir und halten Ihre Hand auf meinem Rücken, sodass Sie wissen, wo ich bin. Jorge? Du gehst als Nächster, und Pat bildet die Nachhut.«

Sharpe setzte sich auf die Kante des Lochs, dann packte Harper seine Handgelenke und ließ ihn durch die Öffnung hinab. Brocken von Geröll und Gestein fielen platschend in den Unrat, dann erreichten Sharpes Füße die Flüssigkeit. Harper ächzte vor Anstrengung. »Nur noch zwei Zoll, Pat«, sagte Sharpe, dann glitten seine Gelenke aus Harpers Griff, und er fiel die letzten Zoll hinunter und verlor um ein Haar

das Gleichgewicht, weil der Boden des Abwasserkanals so tückisch glatt war.

»Jesus«, sagte er, erfüllt von Widerwillen und in der Ekel erregenden Luft dem Ersticken nah. »Jemand soll mir meinen Degengurt heruntergeben, dann meine Kleider.« Er hängte sich den geschlossenen Degengurt um den Hals. Sein Tschako war an der Schnalle der Patronentasche befestigt, und die leere Scheide hing ihm am Rückgrat hinab, dann knotete er die Ärmel der Jacke über den Gurt. »Gewehr?«, sagte er, und jemand schob es hinunter. Er hängte sich die Waffe über die Schulter, dann nahm er seinen Degen in die rechte Hand. Er nahm an, dass die Klinge zum Abtasten von Nutzen sein würde.

Einen Augenblick lang fragte er sich, in welche Richtung er gehen sollte, entweder nach oben in Richtung der Universität oder nach unten, dem Fluss entgegen. Dann entschied er, dass ihre Hoffnung auf Rettung beim Fluss lag. Der Abwasserkanal musste seinen Unrat ja irgendwo hineinschwemmen, und das war der Ort, wo er sein wollte. »Sie als Nächste, Miss«, sagte er. »Und seien Sie vorsichtig. Es ist so glatt wie …« Er hielt inne und besann sich auf seine Ausdrucksweise. »Haben Sie keine Angst«, fuhr er fort, als er hörte, wie sie den Atem anhielt und sich dem Loch näherte. »Sergeant Harper wird sie herunterlassen«, sagte Sharpe, »aber ich halte Sie fest, weil ich nämlich beinahe ausgerutscht bin, als ich hier unten angekommen bin. Ist das in Ordnung?«

»Mir macht es nichts aus«, sagte sie, beinahe atemlos, weil der Gestank so überwältigend war.

Er streckte die Hände aus und ertastete ihre bloße Taille. Halb stützte er sie, als sie ihre Füße in den Stiefeln in den Unrat senkte. Panik oder Entsetzen ließen sie schwanken und um ihr Gleichgewicht kämpfen, sodass sie sich an ihm festkrallte. Sharpe legte ihr die Arme um die schmale Taille. »Alles in Ordnung«, sagte er. »Sie werden überleben.«

Vicente reichte Sarahs Kleiderbündel in die Tiefe, und weil sie zitterte und verängstigt war, knotete Sharpe es ihr um den Hals, während sie sich immer noch an ihm festkrallte. »Jetzt du, Jorge«, sagte Sharpe.

Harper kam als Letzter. Ratten huschten an ihnen vorbei, und das Geräusch ihrer Krallen verklang in dem unsichtbaren Tunnel. Sharpe konnte gerade so aufrecht stehen, er beugte sich dennoch vor, weil er hoffte, weiter hinten im Tunnel eine Spur Licht zu erhaschen, aber nichts war zu sehen. »Sie halten sich an mir fest, Miss«, sagte er und fand, dass die Höflichkeit, Sie mit Miss anzusprechen, jetzt, wo sie beide praktisch nackt waren und bis zu den Unterschenkeln in Scheiße standen, wirklich überflüssig war, aber er vermutete, dass sie gegen jede andere Anrede protestiert hätte. »Jorge«, fuhr er fort, du hältst dich an Miss Frys Kleidern fest. Und wir gehen alle langsam.«

Sharpe tastete jeden Schritt zuvor mit dem Degen ab, dann bewegte er sich zollweise vorwärts, ehe er die Klinge wieder ausstreckte, aber nach einer Weile wurde er mutiger, und ihr Tempo steigerte sich zu einem Schlurfen. Sarah hielt ihre Hände an Sharpes Taille, klammerte sich an ihm fest und fühlte sich im Kopf beinahe leicht. Etwas Merkwürdiges war in diesen letzten paar Minuten mit ihr geschehen, beinahe als hätte sie, indem sie sich auszog und hinunter in einen Abwasserkanal stieg, ihr früheres Leben losgelassen, ihren mühsamen, aber unermüdlichen Kampf um eine respektable Existenz, und nun hatte sie sich auf eine Welt der Abenteuer und der Unvernunft eingelassen. Sie war plötzlich und völlig unerwartet glücklich.

Namenlose Dinge, die von der Decke des Kanals herunterhingen, streiften Sharpes Gesicht, und er duckte sich darunter hinweg. Darüber, um was es sich handeln mochte, wollte er lieber nicht nachdenken, und nach einer Weile benutzte er seinen Degen, um die Luft vor seinem Gesicht zu reinigen. Er versuchte, Fuß und Yards zu zählen, gab es aber bald auf, weil sie so quälend langsam

vorankamen. Nach einiger Zeit gab es im Boden des Kanals eine Steigung, während die Decke auf gleicher Höhe weiterverlief. Jetzt musste er sich ducken, um weiter zugehen. Noch mehr Fäden streiften sein Haar. Außerdem tropften Substanzen von der Decke herunter, dann brach der Boden des Tunnels plötzlich weg, und er bohrte mit dem Degen in ein stinkendes Nichts. »Anhalten!«, befahl er seinen Gefährten, dann stieß er den Degen vorsichtig nach vorn und fand den Boden des Abwasserkanals wieder, etwa zwei Fuß entfernt und mindestens einen Fuß tiefer. Hier musste sich eine Art Absatz befinden, oder der Boden des Tunnels war zusammengebrochen. »Lassen Sie mich los«, befahl er Sarah. Er stach wieder in die Brühe, schätzte die Entfernung ein, und dann, noch immer in gebeugter Stellung, machte er einen langen Schritt und erreichte sicher die andere Seite. Als er auftrat, glitt sein Fuß jedoch aus, und er taumelte heftig gegen die Wand des Kanals. Er benutzte ein äußerst schmutziges Wort.

»Verzeihung, Miss«, sagte er, und seine Stimme hallte im Tunnel wider. Er hatte es geschafft, seine Kleider aus dem Schlamm zu halten, aber der Sturz hatte ihn erschreckt, und seine Rippen schmerzten wieder, sodass ihm jeder Atemzug wehtat. Langsam richtete er sich auf und stellte fest, dass er aufrecht stehen konnte, denn die Decke war jetzt wieder höher. Er wandte sich Sarah zu. »Vor Ihnen befindet sich ein Loch im Boden«, erklärte er ihr. »Es ist nur einen langen Schritt weit. Suchen sie mit einem Fuß den Rand.«

»Ich habe ihn gefunden.«

»Sie müssen einen langen Schritt machen«, erklärte ihr Sharpe. »Zwei Fuß vorwärts und einen Fuß in die Tiefe, aber nehmen Sie zuerst meine Hände.« Er lehnte seinen Degen gegen die Wand, streckte die Arme aus und fand ihre Hände. »Sind Sie bereit?«

»Ja.« Sie klang nervös.

»Strecken Sie Ihre Hände nach vorn«, wies er sie an, »halten Sie sich an meinen Unterarmen fest, halten Sie

wirklich fest.« Sie tat, was er ihr befohlen hatte, und Sharpe packte ihre Arme nah bei ihren Ellbogen. »Ich habe Sie jetzt«, sagte er, »und Sie machen einen langen Schritt, aber seien Sie vorsichtig, es ist so glitschig wie …«

»Scheiße?«, fragte Sarah und lachte, weil sie es gewagt hatte, das Wort in den Mund zu nehmen, dann holte sie in der verpesteten Luft tief Atem und schwang sich nach vorn, aber der hintere Fuß glitt ihr aus, und sie stürzte. Vor Angst schrie sie laut auf, nur um festzustellen, dass sie in Sicherheit gezogen wurde. Sharpe hatte halb damit gerechnet, dass sie ausgleiten würde, und jetzt zog er sie fest an seinen Körper. Sie ließ sich leicht ziehen, sie hatte überhaupt kein Gewicht, und sie hielt sich an ihm fest, sodass er ihre nackten Brüste auf seiner Haut spürte. Sie schnappte nach Luft.

»Es ist alles in Ordnung, Miss«, sagte er. »Gut gemacht.«

»Geht es ihr gut?«, fragte Vicente ängstlich.

»Es ist ihr nie besser gegangen«, sagte Sharpe. »Es gibt so einige Soldaten, die ich nicht nach hier unten bringen würde, weil sie zusammenbrechen würden, aber Miss Fry macht ihre Sache gut.« Sie hielt sich an ihm fest, zitterte leicht. »Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt, Miss?«

»Was?«

»Sie haben sich nicht ein Mal beklagt. Nun gut, über unsere Flucherei natürlich schon, aber daran werden Sie sich gewöhnen, aber Sie haben sich nicht ein einziges Mal über das, was geschehen ist, beklagt. Nicht viele Frauen könnte man einen Abwasserkanal hinunterführen, ohne die Ohren vollgebrüllt zu bekommen.« Er trat zurück und versuchte, sich aus ihrem Griff zu befreien, aber Sarah bestand darauf, ihn festzuhalten. »Sie müssen ein bisschen Platz für Jorge machen«, sagte er und führte sie eine Schritt tiefer in den Kanal hinein. Sie ließ den Arm um seine Taille liegen. »Wenn ich nicht wüsste, dass das ein dummer Gedanke ist«, sagte er, »dann würde ich annehmen, Sie hätten Ihr Vergnügen.«

»Das habe ich«, sagte Sarah, dann kicherte sie. Sie hielt ihn noch immer fest, und ihr Gesicht lag an seiner Brust, also neigte Sharpe, ohne recht nachzudenken, den Kopf und küsste sie auf die Stirn. Eine Sekunde lang war sie völlig still, dann legte sie den anderen Arm um ihn und hob ihr Gesicht, um ihre Wange an seine zu drücken. Zum Teufel, dachte Sharpe. Und das in einem Abwasserkanal?

Es gab ein platschendes Geräusch, jemand sprang in Sharpe und Sarah hinein und hielt sich an beiden fest. »Bist du in Sicherheit, Jorge?«, fragte Sharpe.

»Ja, ich bin in Sicherheit. Bitte entschuldigen Sie, Miss«, sagte Vicente, der wohl der Ansicht war, seine Hand habe unabsichtlich nach etwas gegriffen, das sich nicht ziemte.

Als Letzter kam Harper, und Sharpe drehte sich um und führte sie weiter, wobei er Sarahs Hände auf seiner Taille sehr bewusst spürte. Er schauderte, als sie an einem weiteren Kanal vorüberkamen, der auf der rechten Seite abging. Irgendetwas tropfte von seiner Öffnung und fiel ihm auf den Oberschenkel. Er spürte, dass der Kanal jetzt steiler nach unten führte. Der Unrat war hier flacher, denn eine Menge von dem Dreck wurde hinter der Stelle, wo sich der Boden nach oben gekrümmt hatte, aufgehalten, aber das, was noch da war, floss schneller, und er bemühte sich, nicht daran zu denken, was ihm die Knöchel umspülen mochte. Er ging in kleinen Schritten, aus Angst vor den glitschigen Steinen unter ihm, obwohl seine Zehen die meiste Zeit über in gallertartigen Schlamm tappten. Er begann, den Degen mehr zum Stützen als zum Abtasten zu benutzen, und jetzt war er sicher, dass der Boden steiler wurde. Wo würde der Gang enden? Im Fluss? Der Kanal begann sich nach unten zu neigen, und Sharpe blieb stehen, weil er vermutete, dass er nicht weiter würde gehen können, ohne zu stürzen und in das Entsetzliche dort unten zu fallen, was immer es auch war. Er konnte den ekelhaften Strom tief unter sich gurgeln hören, aber in was? In ein Becken voll Unrat? Einen weiteren Kanal? Und wie tief ging es hinunter?

»Was ist los?«, fragte Sarah, die sich Sorgen machte, weil Sharpe stehen blieb.

»Ärger«, sagte er, dann lauschte er wieder und bemerkte ein neues Geräusch, ein Hintergrundgeräusch, unentwegt und leise, aber ihm wurde klar, dass es der Fluss sein musste. Der Kanal fiel nach unten ab, dann mündete er wahrscheinlich in den Mondego, aber wie tief oder wie steil er abfiel, vermochte er nicht zu sagen. Er tastete mit dem rechten Fuß nach einem losen Stein oder einer Ziegelscherbe, und als er etwas fand, schob er es die Krümmung an der Seite des Kanals hinauf, bis es aus der Flüssigkeit tauchte. Er warf es nach vorn, hörte ein Rasseln gegen die Seite des Kanals, als es niederfiel, und dann ertönte ein Platschen.

»Der Kanal führt nach unten«, erklärte er, »und er öffnet sich in eine Art Becken.«

»Nicht in eine Art Becken«, mischte sich Harper hilfreich ein. »Sondern in ein Becken voll mit Pisse und Scheiße.«

»Vielen Dank, Sergeant«, sagte Sharpe.

»Wir müssen zurück«, schlug Vicente vor.

»Zurück in den Keller?«, fragte Sarah entsetzt.

»Guter Gott, nein«, sagte Sharpe. Er fragte, ob er sich an den Gurten des Gewehrs in die Tiefe lassen sollte, aber dann erinnerte er sich an das Entsetzen, als er in dem Schornstein in Kopenhagen gefangen gewesen war. Alles war besser, als das noch einmal durchzumachen. »Pat? Geh zurück, geh langsam, und klopf die Wände ab. Wir folgen dir.«

Im Dunkeln drehten sie um. Sarah bestand darauf, hinter Sharpe zu gehen, und hielt die Hände auf seiner Taille. Harper benutzte den Griff seines Schwertbajonetts, und der dumpfe Klang hallte verloren in der völligen Schwärze wider. Wider besseres Wissen hoffte Sharpe, dass sie etwas finden würden, einen Keller, an dem der Kanal entlangführte, irgendetwas, das nicht von mannshoher Erde und Geröll bedeckt war, und wenn sie es nicht fanden, dann würden sie an dem Keller des Lagerhauses vorbeigehen müssen und

eine Stelle finden, an der sich der Kanal zur Oberfläche hin öffnete. Es würde eine lange Nacht werden, dachte er, wenn es überhaupt noch Nacht war, und dann, keine zehn Schritte den Kanal hinauf, veränderte sich der Klang. Harper klopfte noch einmal, und wieder war ein hohles Geräusch sein Lohn. »Ist es das, was Sie gesucht haben?«, fragte er.

»Wir müssen die verdammte Wand einbrechen«, sagte Sharpe. »Jorge? Du musst Sergeant Harpers Kleider halten. Miss Fry? Sie halten meine. Und halten Sie die Munition aus dem Dreck.«

Sie klopften die Wand gründlich ab und entdeckten, dass die hohle Stelle ungefähr zehn Fuß entlang der oberen Krümmung des Kanals verlief. »Falls da oben irgendwer ist«, sagte Harper, »werden wir ihm die Überraschung seines Lebens bereiten.«

»Was, wenn es auf uns niederstürzt?«, fragte Sarah.

»Dann werden wir zerdrückt«, antwortete Sharpe. »Also wenn Sie an Gott glauben, Miss, dann beten Sie.«

»Tun Sie's nicht?«

»Ich glaube an das Baker-Gewehr«, erwiderte Sharpe. »Und an den schweren Pattern-Kavalleriedegen von 1796 – sofern Sie die hintere Schneide herunterschleifen, damit es nicht von den Rippen der Froschfresser abgleitet. Wenn Sie die hintere Schneide nicht herunterschleifen, dann könnten Sie die Bastarde genauso gut damit zu Tode prügeln.«

»Ich werde es mir merken«, sagte Sarah.

»Bist du fertig, Pat?«

»Fertig«, erwiderte Harper und hob sein Gewehr.

»Dann lass uns diesem Bastard eine Tracht Prügel verpassen.«

Und das taten sie.

Die letzten britischen und portugiesischen Truppen verließen Coimbra im Morgengrauen des Montags. Soweit sie wussten, war jeder Krumen Essbares in der Stadt zerstört

oder verbrannt oder in den Fluss geworfen worden, und die Öfen sämtlicher Bäcker lagen in Trümmern. Die Stadt hätte menschenleer sein sollen, aber mehr als die Hälfte der vierzigtausend Einwohner hatte sich geweigert, aufzubrechen, denn sie waren zu dem Schluss gekommen, dass eine Flucht nichts brachte, dass die Franzosen, wenn sie sie hier nicht erwischten, ihrer spätestens in Lissabon habhaft werden würden. Einige, wie zum Beispiel Ferragus, blieben, um ihren Besitz zu schützen, andere waren zu alt, zu kränklich oder zu mutlos, um die Flucht zu wagen. Lasst die Franzosen doch kommen, dachten die, die zurückblieben, bei sich. Sie würden es schon aushalten, und die Welt würde sich weiterdrehen.

Das South Essex Regiment war das letzte Bataillon auf der Brücke. Lawford ritt am Ende und sah sich um in der Hoffnung, ein Zeichen von Sharpe oder Harper zu entdecken, aber in der aufgehenden Sonne konnte er erkennen, dass der Kai des Flusses leer war. »Das sieht Sharpe gar nicht ähnlich«, beklagte er sich.

»Und ob es Sharpe ähnlich sieht«, bemerkte Major Leroy. »Er hat einen Hang zur Unabhängigkeit, Colonel. Der Mann ist ein Rebell. Er steckt voller Trotz. Äußerst bewundernswerte Eigenschaften für einen Schützen, finden Sie nicht auch?«

Lawford vermutete, dass er verhöhnt wurde, aber er war ehrlich genug, sich einzugestehen, dass die höhnischen Worte der Wahrheit entsprachen. »Er wird doch nicht einfach desertiert sein?«

»Nicht Sharpe«, erwiderte Leroy. »Er steckt in irgendwelchen Schwierigkeiten. Er kommt zurück.«

»Er hat mir gegenüber erwähnt, dass er mit dem Gedanken spielt, in den Dienst der Portugiesen zu treten«, bemerkte Lawford besorgt. »Sie glauben doch nicht, dass er das tun wird, oder?«

»Ich könnte es ihm nicht verdenken«, sagte Leroy. »Ein Mann braucht Anerkennung für seine Dienste, finden Sie

nicht auch, Colonel?«

Eine Antwort blieb Lawford erspart, weil Captain Slingsby im Sattel von Portia über die Brücke zurückgesprengt kam. Er wendete das Pferd und ordnete sich neben Lawford und Leroy ein. »Dieser irische Sergeant fehlt noch immer«, teilte er ihnen in tadelndem Tonfall mit.

»Wir haben gerade darüber gesprochen«, sagte Lawford.

»Ich werde ihn in den Büchern als Deserteur eintragen«, gab Slingsby bekannt. »Als Deserteur«, wiederholte er noch einmal mit Nachdruck.

»Sie werden nichts dergleichen tun«, fuhr Lawford ihn mit einer Schärfe, die ihn selbst überraschte, an. Doch noch während er sprach, fiel ihm auf, dass er Slingsby allmählich als lästig empfand. Der Mann war wie ein hechelnder Hund, der einem ständig auf den Fersen saß und nach Aufmerksamkeit lechzte, und Lawford hatte außerdem begonnen, zu befürchten, dass der neue Befehlshaber seiner Leichten Kompanie dem Trunk ein wenig zu sehr zugeneigt war. »Sergeant Harper«, erklärte er in ruhigerem Ton, »befindet sich mit einem Offizier dieses Bataillons auf einer Mission im Außendienst. Mit einem angesehenen Offizier, Mister Slingsby, und Sie stellen die Bedeutung dieser Mission gefälligst nicht in Frage.«

»Natürlich nicht, Sir«, erwiderte Slingsby, erschrocken vom Tonfall des Colonels. »Ich habe nur gern alles wohl geordnet. Sie kennen mich doch, Sir. Alles an seinem Platz und einen Platz für alles.«

»Alles ist an seinem Platz«, sagte der Colonel, auch wenn das keineswegs zutraf. Sharpe und Harper wurden vermisst, und Lawford hatte insgeheim Angst, dass er die Schuld daran trug. Er drehte sich noch einmal um, aber kein Zeichen von den vermissten Männern war zu sehen. Und dann hatte das Bataillon die Brücke überquert und marschierte in die Schatten der kleinen Gassen rund um das Kloster.

Coimbra lag in seltsamer Stille, als hielte die Stadt den Atem an. Ein paar Leute gingen zu den alten Stadttoren, die Breschen in den mittelalterlichen Mauern darstellten, blickten ängstlich auf die Straßen hinaus und hofften wider besseres Wissen, dass die Franzosen nicht kommen würden.

Ferragus machte sich keine Sorgen wegen der Franzosen, noch nicht. Erst hatte er seine eigene Rache zu vollziehen, und er hatte sieben Männer zum Lagerhaus geführt, wo er zunächst zwei Kohlebecken entzünden ließ, ehe er die Falltür freilegte. Es dauerte eine Weile, bis das Anmachholz die Kohle in Brand setzte, und diese Minuten nutzte er, um aus den Fässern mit Salzfleisch Barrikaden zu bauen, sodass die drei Männer, falls sie die Stufen hinauf einen Angriff wagen würden, zwischen den Barrikaden, hinter denen seine Männer warteten, gefangen wären. Als die Kohle endlich ihren stinkenden Rauch ausstieß, befahl er seinen Männern, die Bodenklappe freizulegen. Er lauschte auf Geräusche von unten, konnte aber nichts hören. »Sie werden schlafen«, sagte Francisco, der Größte von Ferragus' Männern.

»Sie werden bald für immer schlafen«, entgegnete Ferragus.

Männer hielten ihre Musketen im Anschlag, vier rückten die Fässer und Kisten beiseite, und als diese alle aus dem Weg geräumt waren, befahl Ferragus zweien der vier, ihre Musketen aufzunehmen, und den übrigen beiden, die Pflastersteine, die die Falltür bedeckt hatten, wegzuzerren. Er gluckste vor Lachen, als er die Löcher in dem Holz entdeckte. »Sie haben es versucht, was? Muss sie Stunden gekostet haben. Vorsicht jetzt!« Nur eine einzige Platte war noch übrig, und er rechnete damit, dass die Bodenklappe jeden Augenblick mit Gewalt in die Höhe gestoßen werden könnte. »Feuern Sie nach unten, sobald sie sie hochdrücken«, befahl er seinen Männern. Dann sah er zu, wie die letzten Steine davongeschleppt wurden.

Nichts geschah.

Er wartete, beobachtete die geschlossene Falltür, und noch immer tat sich nichts. »Sie glauben, wir kommen nach unten«, sagte Ferragus. Er schlich zur Falltür, ergriff ihren metallenen Griff und nickte seinen Männern zu, um sicherzustellen, dass sie bereit waren. Dann zog er.

Die Falltür hob sich ein paar Zoll weit, und Francisco drückte seinen Musketenlauf dazwischen, um sie ein Stück weiter zu öffnen. Halb erwartete er einen Schuss, der aus der Dunkelheit blitzte, aber nichts als Stille empfing ihn.

Ferragus trat vor die Falltür und zog sie ganz auf, sodass sie gegen die hintere Wand des Lagerhauses knallte. »Jetzt«, sagte er, und zwei Männer traten die Kohlebecken um. Die brennenden Kohlen polterten die Stufen hinab und füllten den Keller mit dichtem, erstickendem Rauch. »Das überstehen sie nicht lange«, sagte Ferragus und zog eine Pistole. Erst die Männer töten, dachte er, die Frau hebe ich mir für später auf.

Er wartete auf ein Husten, aber aus der Dunkelheit in der Tiefe drang kein Laut. Rauch trieb die Treppe herauf. Ferragus schlich nach vorn, lauschte, dann feuerte er seine Pistole ab, bevor er sich duckte und zurückzog. Die Kugel prallte auf Stein, dann herrschte neuerlich Stille, nur in seinen Ohren rauschte es. »Benutze deine Muskete, Francisco«, befahl er, und Francisco trat an den Rand vor, feuerte nach unten und sprang zurück.

Noch immer nichts.

»Vielleicht sind sie krepiert?«, meinte Francisco.

»Dieser Gestank würde einen Ochsen umbringen«, bemerkte ein anderer Mann, und tatsächlich drang fauliger Gestank die Stufen herauf.

Ferragus war in Versuchung, nach unten zu gehen, aber er hatte gelernt, Captain Sharpe nicht zu unterschätzen. Höchstwahrscheinlich hockte Sharpe dort unten, dachte er, links oder rechts von der Treppe verborgen würde er darauf warten, dass die Neugier einen seiner Feinde in die Tiefe trieb.

»Mehr Feuer«, befahl Ferragus, und zwei der Männer zerbrachen ein paar alte Kisten. Die Bruchstücke wurden angezündet und hinunter in den Keller geschleudert, um den Rauch zu verdichten. Mehr Holz wurde hinuntergeworfen, bis der Boden am Fuß der Treppe einem Flammenmeer glich, aber noch immer gab es dort unten keine Bewegung. Es ertönte nicht einmal ein Husten.

»Sie müssen tot sein«, sagte Francisco. Niemand hätte diesen Wirbel von Rauch und Feuer überleben können.

Ferragus nahm einem seiner Männer die Muskete ab und begann sehr langsam, die Stufen hinunterzuschleichen, wobei er sich bemühte, kein Geräusch zu machen. Heiß glühten die Flammen auf seinem Gesicht, und der Rauch drang auf ihn ein, aber zu guter Letzt konnte er doch in den Keller hineinspähen, und was er sah, machte ihn fassungslos, unfähig, seinen Augen zu trauen.

In der Mitte des Raums, umgeben von glühenden Kohlen und brennendem Holz, befand sich nämlich ein Loch, einem Grab gleich. Er starrte darauf und verstand einen Moment lang gar nichts, und dann verspürte er plötzlich Angst, wie es ihm nur selten geschah.

Die Bastarde waren weg!

Ferragus blieb auf der untersten Stufe stehen. Francisco ging neugierig an ihm vorbei, wartete einen Augenblick, bis sich der schlimmste Rauch gelegt hatte, dann trat er die Flammen beiseite und spähte hinunter in das Loch. Er bekreuzigte sich.

»Was ist da unten?«, fragte Ferragus.

»Ein Abwasserkanal. Vielleicht sind sie ertrunken?«

»Nein«, sagte Ferragus, dann schauderte er, weil aus dem übel riechenden Loch ein hämmerndes Geräusch zu ihm heraufdrang. Das Geräusch schien aus weiter Ferne zu kommen, aber es war ein hartes, bedrohliches Geräusch, und Ferragus erinnerte sich an eine Predigt, die er einst von einem Dominikanerbruder hatte ertragen müssen. Dieser hatte die Bürger von Coimbra vor der Hölle gewarnt, die

ihrer harrte, wenn sie ihr Leben nicht änderten. Der Bruder hatte das Feuer beschrieben, die Folterinstrumente, den Durst, den Schmerz, die Ewigkeit hoffnungslosen Weinens, und in dem widerhallenden Geräusch glaubte Ferragus die Gerätschaften der Hölle lärmen zu hören. Instinktiv fuhr er herum und floh die Stufen hinauf. Die Predigt hatte eine solche Kraft besessen, dass Ferragus hinterher zwei Tage lang versucht hatte, ein besserer Mensch zu werden. Er hatte nicht einmal eines der Bordelle aufgesucht, die er in der Stadt besaß, und jetzt, als er den Lärm hörte und beim Anblick des vom Feuer umgebenen Lochs, kehrte das Entsetzen des Sünders zu ihm zurück. Furcht überwältigte ihn, dass nun Sharpe zum Jäger und er zum Opfer geworden war. »Hier herauf!«, befahl er Francisco.

»Dieses Geräusch …« Francisco widerstrebte es, den Keller zu verlassen.

»Das ist er«, sagte Ferragus. »Willst du dort hinuntergehen und ihn suchen?«

Francisco blickte in die Öffnung hinab, dann floh er die Stufen hinauf und schloss hinter sich die Falltür. Ferragus befahl, die Kisten wieder daraufzustapeln, als könne das Sharpe davon abhalten, aus der stinkenden Unterwelt emporzutauchen.

Dann ertönte ein weiteres hämmerndes Geräusch, diesmal von den Türen des Lagerhauses her, und Ferragus schwang herum und hob sein Gewehr. Das neue Hämmern ertönte noch einmal, und Ferragus unterdrückte seine Angst und ging dem Lärm entgegen. »Wer ist da?«, brüllte er.

»*Senhor? Senhor?* Ich bin es, Miguel!«

Ferragus zerrte eine der Lagerhaustüren auf. Zumindest eines war noch in Ordnung in seiner Welt, denn Miguel und Major Ferreira waren zurückgekehrt. Ferreira war so vernünftig gewesen, seine Uniform abzulegen, und trug stattdessen einen schwarzen Anzug. Bei ihm befanden sich ein französischer Offizier und eine Schwadron sichtlich abgehärteter Kavalleristen, bewaffnet mit Säbeln und

kurzen Musketen. Der Lärm in den Straßen wurde Ferragus erneut bewusst: ein Schrei von irgendwoher, Hufschlag und der Lärm von Stiefeltritten. Er stand wieder im Tageslicht, die Hölle war verschlossen, und die Franzosen waren eingetroffen.

Er war in Sicherheit.

Die Kolben der Gewehre hämmerten auf die Wand des Abwasserkanals ein, und im Handumdrehen wurde Sharpe belohnt, als nämlich das scharrende Geräusch ertönte, mit dem sich Steine lösten. »Richard!«, rief Vicente warnend, und Sharpe sah sich um und entdeckte winzige Funken von Licht, die aus den entfernten Winkeln des Kanals herüberglommen. Die Funken flammten auf, leuchteten und verloschen, wobei sich das unheimliche Licht in Dingen widerspiegelte, die an den Seiten des Tunnels glänzten.

»Ferragus«, sagte Sharpe. »Er wirft Feuer in den Keller. Ist dein Gewehr geladen, Jorge?«

»Natürlich.«

»Bewach den Weg. Aber ich bezweifle, dass die verdammten Kerle hierherkommen werden.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie uns bestimmt nicht hier unten einen Kampf liefern wollen«, sagte Sharpe. »Weil sie nicht durch Scheiße waten wollen. Weil sie Angst haben.« Er stieß den Kolben des Gewehrs in das alte Ziegelwerk, schlug in einer Art von Wahn wieder und wieder zu, und an seiner Seite arbeitete Harper, der seine Schläge so setzte, dass sie zeitgleich mit denen von Sharpe auftrafen, und plötzlich brach das alte Gemäuer zusammen. Einige der Ziegel fielen zu Sharpes Füßen nieder und ließen den Unrat an seinen Beinen hochspritzen, aber die meisten stürzten in den Raum, der sich hinter der Mauer auftat, was immer dort auch sein mochte. Gut war, dass sie mit einem trockenen Krachen aufschlugen, nicht mit einem Platschen, was bedeutet hätte,

dass es ihnen lediglich gelungen war, in eine der zentralen Sickergruben vorzustoßen, die sich unter den Häusern der Unterstadt befanden. »Kommst du da durch, Pat?«, fragte Sharpe.

Harper gab keine Antwort, sondern kletterte einfach durch die Öffnung in den dunklen Raum dahinter. Sharpe drehte sich noch einmal um, um die kleinen Funken des herabstürzenden Feuers zu beobachten, die seiner Einschätzung nach nicht mehr als hundert Schritte weit entfernt waren. Der Weg durch den Abwasserkanal war ihm viel länger vorgekommen. Ein großer Span fiel nieder, flackerte blaugrün auf und verlosch, doch nicht bevor er die Wände in Licht getaucht und gezeigt hatte, dass der Kanal leer war.

»Noch ein verdammter Tunnel«, sagte Harper. Seine Stimme hallte in der Dunkelheit wider.

»Nimm das«, sagte Sharpe und schob sein Gewehr und seinen Degen durch die Öffnung. Harper nahm die Waffen, dann kletterte Sharpe durch das Loch und schrammte sich dabei an der scharfen Kante des aufgebrochenen Gemäuers den Bauch auf. Die Luft war plötzlich frisch. Der Gestank war natürlich noch wahrnehmbar, aber nicht mehr so konzentriert, und er atmete tief ein, bevor er Harper half, die Kleiderbündel durch das Loch zu hieven. »Miss Fry? Geben Sie mir Ihre Hände«, sagte Sharpe und hob sie durch die Öffnung. Dann trat er zurück, und sie fiel gegen ihn, sodass ihr Haar sein Gesicht berührte. »Alles in Ordnung?«

»Alles in Ordnung«, erwiderte sie und lächelte. »Sie haben recht, Mister Sharpe, und aus irgendwelchen Gründen habe ich Vergnügen an alledem.«

Harper half Vicente durch das Loch. Sharpe hob Sarah sacht in die Höhe. »Sie müssen sich anziehen, Miss.«

»Ich habe schon vermutet, dass ich mein Leben ändern müsste«, sagte sie, »aber an so etwas habe ich dabei nicht gedacht.« Sie hielt ihn noch immer fest, und er spürte, dass sie zitterte. Nicht vor Kälte. Seine Hand glitt an ihrem

Rücken hinab, zeichnete ihre Wirbelsäule nach. »Da ist ja Licht«, bemerkte sie einigermaßen verblüfft, und Sharpe drehte sich um und entdeckte tatsächlich einen schwachen Streifen Grau am Ende des weiten Raums. Er nahm Sarahs Hand und drängte sich an den Stapeln von Dingen, die sich wie Pelze anfühlten, vorüber. Er bemerkte, dass der Raum nach Leder stank, auch wenn dieser Gestank nach dem dichten Mief unten in dem Abwasserkanal eine Erleichterung darstellte. Der graue Streifen war weit oben, knapp unter der Decke, und Sharpe musste auf einen Stapel Lederhäute steigen, um festzustellen, dass eine der Häute vor ein kleines, hohes Fenster genagelt worden war. Er riss sie herunter und sah, dass das Fenster lediglich einen Fuß hoch und mit dicken Eisenstangen vergittert war. Es führte jedoch hinaus aufs Pflaster einer Straße, die ihm nach den vergangenen Stunden wie ein Stück vom Himmel erschien. Das Glas war verdreckt, und dennoch kam es ihm vor, als werde der Keller von Licht durchflutet.

»Sharpe«, sagte Vicente tadelnd, und Sharpe fuhr herum, um zu entdecken, dass das Licht Sarahs nahezu völlige Nacktheit enthüllte. Sie wirkte von dem Licht geblendet, dann duckte sie sich hinter einem Stapel Häute.

»Zeit, sich anzuziehen, Jorge«, sagte Sharpe. Er holte Sarahs Bündel und brachte es ihr. »Ich brauche meine Stiefel«, sagte er, wobei er ihr den Rücken zuwandte.

Sie setzte sich hin, um die Stiefel auszuziehen. »Hier«, sagte sie, und Sharpe drehte sich um und sah, dass sie noch immer fast völlig nackt war. Sie hielt ihm die Stiefel hin. Ihre Augen blitzten herausfordernd, beinahe als wundere sie sich über ihre eigene Kühnheit.

Sharpe ging in die Hocke. »Alles kommt in Ordnung«, sagte er. »Jemand, der so zäh ist wie Sie, überlebt so etwas.«

»Von Ihnen, Mister Sharpe, ist das ein Kompliment, nehme ich an?«

»Ja«, sagte er, »und das hier ebenfalls.« Er beugte sich vor, um sie zu küssen. Sie erwiderte den Kuss und lächelte,

als er seinen Kopf zurücknahm. »Sarah«, sagte er.

»Ja, ich denke, wir sind einander nun angemessen vorgestellt worden«, gestattete sie ihm die vertrauliche Anrede.

»Gut«, erwiderte Sharpe, dann ging er, damit sie sich anziehen konnte.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Harper, als sie sich alle wieder angezogen hatten.

»Wir kommen zum Teufel noch mal hier raus«, antwortete Sharpe. Er fuhr herum, als er Stiefeltritte auf der Straße vernahm, dann sah er Füße, die an dem kleinen Fenster vorbeigingen. »Die Armee ist noch hier«, sagte er. »Also sehen wir zu, dass wir hier rauskommen, und sorgen dafür, dass Ferragus all die Vorräte in seinem Lagerhaus verliert.« Er schnallte sich den Degengurt um und schulterte sein Gewehr. »Und dann verhaften wir ihn«, fuhr er fort, »stellen ihn an eine Wand und erschießen den Bastard, obwohl es dir, Jorge, zweifellos lieber wäre, wenn wir ihm zuerst den Prozess machen würden.«

»Du kannst ihn einfach erschießen«, widersprach Vicente.

»Gut gesprochen«, kommentierte Sharpe und ging durch den Raum bis zu einer hölzernen Treppe, die zu einer Tür führte. Sie war verschlossen, vermutlich auf der anderen Seite verriegelt, aber die Scharniere befanden sich auf der Kellerseite, und die Schrauben waren tief in das verrottete Holz eingesunken. Er rammte seinen Degen unter eines der Scharniere und hebelte es vorsichtig in die Höhe, falls das Scharnier stärker sein sollte, als er vermutete. Dann verpasste er ihm einen ordentlichen Stoß, der die Schrauben aus dem Türpfosten splittern ließ. Draußen ritt ein Trupp von Kavalleristen vorbei. »Die müssen im Aufbruch sein«, sagte Sharpe, der jetzt seinen Degen hinter das untere Scharnier klemmte. »Hoffen wir also, dass die Franzosen noch nicht zu nah sind.«

Das zweite Scharnier platzte aus dem Türrahmen, und Sharpe zog daran, um die Tür nach innen zu zwingen. Am

Riegel bog sie sich, öffnete sich aber weit genug, dass er in einen Durchgang blicken konnte, an dessen Ende sich eine schwere Tür befand. Gerade als Sharpe sich durch den Spalt zwängen wollte, begann jemand, an diese Tür zu hämmern. Er sah, wie sie wackelte, wie der Staub von ihrem Holz herabrieselte, und er hob die Hand, um seinen Gefährten Schweigen zu gebieten, ehe er zurücktrat. »Welcher Tag ist heute?«, fragte er.

Vicente dachte eine Sekunde lang nach. »Montag?«, vermutete er. »Der erste Oktober?«

»Jesus«, stieß Sharpe heraus und fragte sich, ob die Reiter in der Straße wohl Franzosen, keine Briten gewesen waren. »Sarah! Geh zum Fenster, und sag mir, ob du ein Pferd sehen kannst.«

Sie stolperte hinauf, drückte ihr Gesicht an das verschmierte Glas und nickte. »Zwei Pferde«, sagte sie.

»Haben sie gestutzte Schwänze?«

»Gestutzte Schwänze?«

»Hat man ihnen den Schweif kurz geschnitten?« Die Tür am Ende des Gangs erzitterte unter den Schlägen, und er wusste, sie würde jeden Augenblick nachgeben.

Sarah sah von Neuem durch das Glas. »Nein.«

»Dann sind es Franzosen«, sagte Sharpe. »Sieh zu, dass du das Fenster verhängst, Schatz. Klemm ein Stück Leder davor. Und dann versteck dich. Geh zurück zu Pat.«

Der Keller verdunkelte sich wieder, sobald Sarah ein Stück steifes Leder vor das kleine Fenster gehängt hatte. Dann ging sie zurück zu Harper und Vicente, die sich in der hinteren Ecke hinter einem der mächtigen Haufen von Häuten versteckt hatten. Sharpe blieb, wo er war, sah, wie die Tür wackelte, wie sie nach innen zersplitterte, und dann sah er die blaue Uniform und den weißen Brustgurt und zog sich die Stufen hinunter zurück. »Froschfresser«, bemerkte er grimmig, durchquerte den Keller und kauerte sich zu den anderen.

Jubel ertönte, als die Franzosen in das Haus einbrachen. Ihre Schritte hallten laut auf den oberen Dielen, dann trat jemand gegen die halb durchbrochene Kellertür, und dann konnte Sharpe Stimmen hören. Stimmen, die Französisch sprachen und nicht erfreut klangen. Die Männer blieben allem Anschein nach bei der Kellertür stehen und verliehen ihrem Widerwillen Ausdruck, vermutlich wegen des Gestanks nach Unrat. *»Merde«*, sagte eine der Stimmen.

»C'est un puisard«, ließ sich eine andere vernehmen.

»Er sagt, das ist eine Jauchegrube«, flüsterte Sarah Sharpe ins Ohr, dann hörten sie ein plätscherndes Geräusch, als würde einer der Soldaten die Treppe hinunterurinieren. Gelächter platzte los, und gleich darauf verzogen sich die Franzosen. Sharpe, der dicht neben Sarah in der dunkelsten Ecke des Kellers kauerte, hörte, wie sich die Geräusche von Stiefeltritten und Hufschlag, Gerede und Geschrei entfernten. Ein Schuss ertönte, dann ein weiterer. Es war kein Schlachtenlärm, denn dann hätten sich mehrere Schüsse zu einem ununterbrochenen Krachen vereinigt. Stattdessen vernahm man einzelne Schüsse, mit denen Männer Türschlösser öffneten oder die sie einfach zum Vergnügen abfeuerten.

»Die Franzosen sind da?«, fragte Harper ungläubig.

»Die ganze verdammte Armee«, antwortete Sharpe. Er lud sein Gewehr, stieß den Ladestock zurück in seine Ringe und wartete. Er hörte Stiefeltritte, die im Haus über ihnen die Treppe hinunterpolterten, dann wurden weitere Stiefeltritte im Gang laut, und dann herrschte wieder Stille. Sharpe schloss daraus, dass die Franzosen weitergezogen waren, um sich ein lohnenderes Ziel für ihre Plünderung zu suchen. »Wir gehen nach oben«, sagte er. »Auf den Dachboden.« Vielleicht war es, weil er zu lange unter der Erde gewesen war, oder es entsprach einfach seinem Instinkt, die Höhe aufzusuchen. Alles, was er wusste, war, dass er hier unten nicht bleiben konnte. Früher oder später würden irgendwelche Franzosen den gesamten Keller durchsuchen,

also führte er seine Schar zwischen den aufgestapelten Häuten hindurch und die Stufen hinauf. Die Außentür stand offen und ließ das Sonnenlicht in den Straßen erkennen, aber es war niemand in Sicht, daher rannte er den Gang hinunter, entdeckte zu seiner Rechten eine Treppe und jagte die Stufen hinauf, indem er immer zwei auf einmal nahm.

Das Haus war leer. Die Franzosen hatten es durchsucht und nichts außer ein paar schweren Tischen, Stühlen und Betten gefunden, also waren sie weitergezogen, um nach reicherer Beute Ausschau zu halten. Auf dem Absatz der zweiten Treppe befand sich eine zerbrochene Tür, ihr Sicherheitsschloss war weggesplittert, und darüber führte ein enges Treppenhaus zu Räumen im Dachgeschoss, welche sich über drei oder vier Häuser zu erstrecken schienen. Das größte Zimmer, das lang, niedrig und schmal war, enthielt ein Dutzend niedriger, hölzerner Betten.

»Studentenquartiere«, sagte Vicente.

Aus Häusern in der Nähe wurden Schreie laut, der Lärm von Schüssen, dann drangen Stimmen von unten herauf, und Sharpe vermutete, dass weitere Soldaten das Haus betreten hatten. »Das Fenster«, sagte er, stieß das, das ihm am nächsten war, auf, kletterte hindurch und fand sich auf einer Dachrinne wieder, die entlang einer niedrigen, steinernen Brüstung verlief. Die anderen folgten Sharpe, der einen Unterschlupf am nördlichen Giebel fand, der von keinem der Fenster im Dachboden eingesehen werden konnte. Er spähte über die Brüstung in eine schmale, schattige Gasse hinab. Ein französischer Kavallerist, der eine Frau quer über dem Sattelknauf liegen hatte, ritt unter Sharpes Augen vorbei. Die Frau schrie, und der Mann versetzte ihr einen Klaps auf den Hintern, dann hob er ihr schwarzes Kleid hoch und versetzte ihr noch einen.

»Sie amüsieren sich bestens«, bemerkte Sharpe säuerlich.

Er konnte die Franzosen in den Dachbodenzimmern hören, aber keiner trat hinaus aufs Dach, also setzte sich Sharpe auf den Schindeln nieder und blickte die Anhöhe

hinauf. Die großen Gebäude der Universität beherrschten den Horizont, und in ihrem Schatten drängten sich Tausende von Dächern und Kirchtürmen. Die Straßen waren von den einmarschierenden Soldaten überflutet, aber oben auf den Dächern ließ sich keiner von ihnen blicken, obwohl Sharpe hier und da verschreckte Menschen entdeckte, die wie er ihr Heil in der Flucht auf die Dachschindeln suchten. Er versuchte, Ferragus' Warenhaus ausfindig zu machen. Er wusste, es konnte nicht weit weg sein, wusste, es hatte ein hohes, spitzes Dach, und endlich glaubte er, es in etwa hundert Schritt Entfernung am Berg auszumachen.

Er überblickte die Gasse. Die Häuser auf der anderen Seite hatten dieselbe Art von Brüstung, die ihr Dach umrundete, und er nahm an, er könne den Abstand recht leicht überspringen. Aber Vicente mit seiner verwundeten Schulter mochte unbeholfen sein, und Sarahs langer, zerrissener Rock würde sie behindern. »Du bleibst hier, Jorge«, sagte er zu Vicente, »und passt auf Miss Fry auf. Pat und ich gehen auf Erkundung.«

»Tun wir das?«

»Hast du was Besseres vor, Pat?«

»Wir können mitkommen«, sagte Vicente.

»Es ist besser, wenn ihr hierbleibt, Jorge«, sagte Sharpe, dann zog er sein Taschenmesser hervor und klappte die Klinge heraus. »Hast du jemals Wunden versorgt?«, fragte er Sarah.

Sie schüttelte den Kopf.

»Dann wird es Zeit, dass du es lernst«, sagte Sharpe. »Nimm den Verband von Jorges Schulter ab, und such nach der Kugel. Hol sie heraus. Wenn du irgendwelche Fasern von seinem Rock oder seinem Hemd findest, muss du die auch herausholen. Wenn er dir sagt, du sollst aufhören, weil es wehtut, stich fester zu. Sei gnadenlos. Schneide die Kugel und alles, was du sonst noch findest, heraus, dann säubere die Wunde. Benutze das dazu.« Er gab ihr seine Feldflasche, in der sich noch ein wenig Wasser befand. »Dann mach ihm

einen neuen Verband«, fuhr er fort, ehe er Vicentes geladenes Gewehr neben sie legte. »Und wenn ein Froschfresser hierherauf kommt, dann erschieß ihn. Pat und ich werden es hören und zurückkommen.« Sharpe bezweifelte, dass er oder Harper den Knall des Gewehrs aus all den anderen Schüssen heraushören würden, aber er nahm an, dass Sarah diese Rückversicherung gut gebrauchen konnte. »Glaubst du, das schaffst du?«

Sie zögerte kurz, dann nickte sie. »Ja, ich schaffe es.«

»Es wird fürchterlich wehtun, Jorge«, warnte ihn Sharpe. »Aber Gott weiß, ob wir heute irgendwo in der Stadt einen Arzt für dich auftreiben können, also soll lieber Miss Fry ihr Bestes tun.« Er richtete sich auf und wandte sich an Harper. »Kannst du über die Gasse hinwegspringen, Pat?«

»Gott schütze Irland.« Harper betrachtete den Abstand zwischen den Häusern. »Das ist entsetzlich weit, Sir.«

»Dann pass auf, dass du nicht fällst«, sagte Sharpe und stellte sich auf die Brüstung, und zwar dort, wo sie mit der Gasse einen rechten Winkel bildete. Er nahm ein paar Schritte Anlauf, rannte los und vollführte einen Satz ins Leere. Er schaffte es leicht, übersprang die gegenüberliegende Brüstung und krachte auf die Dachschindeln, dass der Schmerz durch seinen Brustkorb stach. Er wich aus dem Weg und sah zu, wie Harper, der größer und nicht so sehnig gebaut war, ihm folgte. Der Sergeant landete geradewegs auf der Brüstung und krümmte sich, weil sich ihm die Kante in den Bauch bohrte. Sharpe packte ihn beim Rock und zerrte ihn an sich heran.

»Ich habe ja gesagt, es ist entsetzlich weit«, sagte Harper.

»Du isst zu viel.«

»Um Gottes willen, in dieser Armee?«, fragte Harper, dann klopfte er sich ab und folgte Sharpe über das nächste Dach. Sie gingen an Dachluken und Fenstern vorüber, aber im Haus befand sich niemand, der sie hätte sehen können. An manchen Stellen war die Brüstung weggebrochen, und Sharpe kletterte zum Dachfirst hinauf, weil ihre Füße dort

mehr Halt fanden. Sie umrundeten ein Dutzend Schornsteine, dann glitten sie hinunter und blickten in eine weitere Gasse. Wieder hatten sie einen Sprung vor sich. »Hier ist der Abstand kleiner«, sagte Sharpe, um Harper Mut zu machen.

»Wo gehen wir eigentlich hin, Sir?«

»Zum Lagerhaus«, erwiderte Sharpe und wies auf das spitze Dach des Lagerhauses.

Harper schätzte den Abstand ein. »Durch den Abwasserkanal zu gehen wäre leichter«, knurrte er.

»Wenn du möchtest, Pat. Wir treffen uns dann dort.«

»Nun bin ich schon so weit gekommen«, murmelte Harper und zuckte zusammen, als er sah, wie Sharpe zum Sprung ansetzte. Er folgte ihm, kam heil drüben an, und die beiden kletterten das nächste Dach hinauf und stiegen an seinem First entlang, bis sie vor der Straße ankamen, die den Häuserblock von jenem Gebäude trennte, das Sharpe für das Warenhaus hielt.

Sharpe ließ sich hinunter zur Brüstung gleiten, dann spähte er hinüber. Augenblicklich zog er sich zurück. »Dragoner«, sagte er.

»Wie viele?«

»Ein Dutzend? Zwanzig?« Jetzt war er sicher, dass er das Lagerhaus vor sich hatte. Er hatte die großen Doppeltüren gesehen, von denen eine angelehnt stand, und vom Dachfirst aus hatte er gerade so die Dachfenster des Lagerhauses erkennen können, das ein wenig höher am Hang stand. Die Straße war zu breit, um sie zu überspringen, sie hatten also keine Möglichkeit, diese Fenster vom Dach aus zu erreichen. Dann spähte Sharpe noch einmal hinüber und sah, dass die Dragoner das Gebäude nicht plünderten. Jeder andere Franzose in der Stadt schien außer Rand und Band, aber diese Dragoner saßen unbewegt auf ihren Pferden, hatten ihre Säbel gezogen, und allmählich wurde ihm klar, dass sie als Wachtposten für das Lagerhaus eingesetzt worden sein mussten. Sie schickten französische

Infanteristen ihres Weges, wobei sie die flache Seite ihrer Säbelklingen einsetzten, falls jemand zu dreist wurde. »Sie haben die verdammten Lebensmittel, Pat.«

»Sie sollen meinetwegen damit selig werden.«

»Nein, das sollen sie verdammt noch mal nicht«, erwiderte Sharpe hitzig.

»Und wie im Namen des Erlösers sollen wir das verhindern?«

»Ich bin nicht sicher«, antwortete Sharpe. Er wusste, dass sie die Lebensmittel vernichten mussten, wenn sie die Franzosen besiegen wollten, aber einen Augenblick lang war er versucht, die ganze Sache fallen zu lassen. Zur Hölle damit. Die Armee hatte ihn schlecht behandelt, weshalb zum Teufel sollte er sich darum scheren? Aber er scherte sich darum, und er wollte verdammt sein, ehe er erlaubte, dass Ferragus den Franzosen half, den Krieg zu gewinnen.

Der Lärm in der Stadt schwoll an, Lärm von Geschrei, Unordnung und Chaos, und die dauernden Musketenschüsse jagten Hunderte von Tauben in die Luft. Er schaute ein drittes Mal nach den Dragonern und sah, dass sie zwei Linien gebildet hatten, um die Enden der kleinen Straße zu blockieren und die französischen Infanteristen von dem Warenhaus fernzuhalten. Scharen von Männern beschimpften die Dragoner, und Sharpe vermutete, dass die Anwesenheit der Reiter das Gerücht aufgebracht hatte, es befände sich Essbares in dieser Straße. Die Infanteristen, die immer hungriger geworden waren, während sie durch leer gefegtes Land marschierten, waren jetzt vermutlich vor Hunger außer sich. »Ich bin nicht sicher«, sagte Sharpe, »aber ich habe eine Idee.«

»Eine Idee wofür, Sir?«

»Um diese Bastarde weiter hungern zu lassen«, antwortete Sharpe.

Das war es, was Wellington wollte, also würde Sharpe dafür sorgen, dass Seine Lordschaft es bekam.

Er würde die Bastarde hungern lassen.

KAPITEL 9

Der oberste Versorgungsoffizier kam, um die Lebensmittel zu inspizieren. Er war ein kleiner Mann namens Laurent Poquelin, kurz von Wuchs, stämmig und so kahl wie eine Eierschale, dafür aber mit einem langen Schnurrbart, den er nervös zwirbelte, wann immer er sich Sorgen machte. Und in den vergangenen Wochen hatte er sich häufig Sorgen gemacht, denn die *l'Armée de Portugal* hatte sich in einem Land wiedergefunden, das sämtlicher Lebensmittel beraubt worden war, und er war dafür verantwortlich, dass sechzigtausend Mann zu essen bekamen, dazu kamen siebzehntausend Kavalleriepferde und weitere dreitausend Pferde und Maultiere. In einem verwüsteten Land ließ sich das nicht bewerkstelligen, in einem Land, in dem jede Obstplantage ihrer Früchte beraubt worden war, in dem die Scheunen geleert, die Vorratskammern zerstört, die Brunnen vergiftet, das Vieh von dannen getrieben, die Mühlen auseinandergenommen und die Backöfen zerschmettert worden waren. Der Kaiser persönlich hätte es nicht bewerkstelligen können! Nicht einmal sämtliche Mächte des Himmels hätten es fertiggebracht, aber von Poquelin erwartete man, dass er Wunder wirkte, und seine Schnurrbartspitzen waren mittlerweile ebenso zerfranst wie seine Nerven.

Er hatte den Befehl erhalten, Vorräte für drei Wochen mit der Armee mitzuführen, und in den Depots in Spanien hatten solche Vorräte auch existiert, aber es gab nicht einmal annähernd genug Packpferde, um eine solche Menge zu schleppen, und auch wenn Masséna widerstrebend die Artillerie einer jeden Division von zwölf auf acht Geschütze reduziert und die Pferde freigegeben hatte, um statt der Kanonen Wagen zu ziehen, war es Poquelin dennoch nur

möglich gewesen, die Armee für eine einzige Woche mit Vorräten zu versorgen. Dann hatte sich der Hunger breitgemacht. Dragoner und Husaren wurden meilenweit von der Armee entfernt auf die Suche nach Essbarem geschickt, und jede dieser Expeditionen hatte die Pferde erschöpft, und die Kavallerie beklagte sich bei ihm, weil es keine Ersatz-Hufeisen gab. Außerdem kamen jedes Mal einige Kavalleristen dabei ums Leben, weil die portugiesischen Bauern ihnen in Hinterhalten in den Bergen auflauerten. Es schien keine Rolle zu spielen, wie viele von diesen Bauern aufgehängt oder erschossen wurden, denn es tauchten immer neue auf, um den Suchtruppen zuzusetzen, was zur Folge hatte, dass noch mehr Reiter ausgeschickt werden mussten, um die Suchenden zu beschützen. Und wieder wurden mehr Hufeisen benötigt, und es gab doch keine Hufeisen, und wer bekam die Schuld? Poquelin. Nur äußerst selten fanden die Suchtruppen etwas zum Essen, und wenn sie es taten, aßen sie das meiste für gewöhnlich selbst, und auch dafür beschuldigte man Poquelin. Er hatte angefangen, sich zu wünschen, er hätte auf den tränenreichen Rat seiner Mutter gehört und wäre Priester geworden. Alles wäre besser, als einer Armee zu dienen, die an einem leeren Euter saugte und ihn dafür der mangelnden Effizienz bezichtigte.

Aber nun war das Wunder geschehen. Aus heiterem Himmel. Poquelins Probleme waren gelöst.

Dort gab es Essen! Berge von Essen! Ferragus, ein übellauniger portugiesischer Händler, der Poquelin vor Angst schaudern ließ, hatte ihnen ein Lagerhaus geliefert, das bis oben hin voller Vorräte steckte wie ein Depot in Frankreich. Da gab es Hafer, Weizen, Reis, Zwieback, Rum, Käse, Mais, getrockneten Fisch, Zitronen, Bohnen, gesalzenes Fleisch, genug, um die Armee einen Monat lang zu verpflegen! Und andere wertvolle Güter gab es ebenfalls. Es gab Fässer voll Lampenöl, Rollen mit Bindfäden, Kisten mit Hufeisen, stapelweise Kerzen und Stoffballen. Nichts

davon war so lebenswichtig wie Essbares, aber erfreulich waren die Sachen dennoch, denn die Lebensmittel würde Poquelin verteilen, die anderen Dinge konnte er zu seiner eigenen Bereicherung verkaufen.

Er untersuchte das Lagerhaus, gefolgt von einem Trio von *Fourriers* – Quartiermeister im Rang eines Feldwebels –, die eine Liste der Lebensmittel, die Ferragus verkaufte, anlegten. Es war unmöglich, alles aufzulisten, denn die Lebensmittel waren gestapelt, und man würde einen kompletten Trupp Männer brauchen, um die Stapel abzutragen. Aber Poquelin war ein gründlicher Mann, also wies er die *Fourriers* an, Getreidesäcke von oben herunterzuholen, um sicherzustellen, dass die Mitte des Stapels nicht mit Sandsäcken aufgefüllt worden war. Dasselbe wiederholte er mit einigen Fässern Salzfleisch, und beide Male konnte er sich davon überzeugen, dass alles in Ordnung war. Und während die geschätzten Lebensmittelmengen wuchsen, hob sich Poquelins Stimmung. Es gab sogar zwei Wagen in diesem Lagerhaus, und für eine Armee, bei der die Transportmittel auf Rädern knapp waren, stellten die Wagen einen beinahe ebenso großen Wert dar wie die Lebensmittel.

Dann begann er, sich Sorgen zu machen, und zwirbelte die ausgefransten Enden seines Schnurrbarts. Er hatte Lebensmittel, daher schienen die Probleme der Armee gelöst, aber wie üblich gab es eine Kakerlake in der Suppe. Wie sollten diese neuen Vorräte weggeschafft werden? Es würde nichts nützen, Rationen für mehrere Tage an die Soldaten auszugeben, denn sie würden sich alles innerhalb der ersten Stunde einverleiben und sich, kaum dass es Abend wurde, erneut über Hunger beklagen. Poquelin hatte viel zu wenig Pferde und Maultiere, um diese gewaltigen Mengen zu transportieren. Versuchen musste er es dennoch.

»Durchsuchen Sie die Stadt nach Karren«, befahl er einem der *Fourriers*. »Karren aller Art. Handkarren, Schubkarren, egal was! Wir brauchen Männer, die die Karren bewegen.

Treiben Sie Zivilisten zusammen, die sie schieben oder ziehen können.«

»Das soll ich alles allein machen?«, erkundigte sich der *Fourrier* verblüfft. Seine Stimme war undeutlich, denn er kaute an einem Stück Käse.

»Ich werde mit dem Marschall reden«, erwiderte Poquelin großzügig, dann furchte er die Brauen. »Essen Sie etwa?«

»Ich habe einen schlimmen Zahn«, erwiderte der Mann mümmelnd. »Ist alles geschwollen, *monsieur*. Der Arzt sagt, er will ihn mir ziehen. Geben Sie mir Erlaubnis, zu gehen und mir den Zahn ziehen zu lassen, *monsieur*?«

»Verweigert«, entgegnete Poquelin. Er war versucht, seinen Degen zu ziehen und den Mann für seine Unverschämtheit zu schlagen, aber er hatte die Waffe noch nie gezogen und fürchtete, dass er bei dem Versuch feststellen würde, dass die Klinge bis zum Griff verrostet war. Also gab er sich damit zufrieden, dem Mann mit der Hand einen Schlag zu verpassen. »Wir müssen ein Beispiel setzen«, fuhr er ihn an. »Wenn die Armee hungert, dann hungern auch wir. Wir essen der Armee nicht die Lebensmittel weg. Sie sind ein Narr. Was sind Sie?«

»Ein Narr, *monsieur*«, wiederholte der *Fourrier* pflichtschuldig, aber zumindest war er nicht länger ein hungriger Narr.

»Nehmen Sie sich ein Dutzend Männer mit, und suchen Sie nach Karren. Alles, was Räder hat«, befahl Poquelin, der sicher war, dass Marschall Masséna seine Idee, portugiesische Zivilisten als Packtiere zu benutzen, gutheißen würde. Erwartet wurde, dass die Armee in ein oder zwei Tagen weiter nach Süden marschierte, und es gab Gerüchte, dass die Briten und Portugiesen ihnen in den Bergen nördlich von Lissabon ein letztes Gefecht liefern wollten. Also brauchte Poquelin lediglich etwa vierzig oder fünfzig Meilen weiter südlich ein neues Depot einzurichten. Natürlich hatte er einige Transportmittel zur Verfügung, vielleicht genug, um ein Viertel der Lebensmittel zu

transportieren, und die existierenden Maultiere und Wagen konnten zurückkommen und mehr holen, was bedeutete, dass das Lagerhaus bewacht werden musste, während sein kostbarer Inhalt mühsam in Richtung Lissabon transportiert wurde. Poquelin eilte zur Tür des Warenhauses zurück und hielt Ausschau nach dem Oberst der Dragoner, der die Straße bewachte. »Dumesnil!«

Wie alle französischen Soldaten empfand auch Oberst Dumesnil Verachtung für den Versorgungsoffizier. Mit unverschämter Langsamkeit wendete er sein Pferd und ritt auf Poquelin zu, sodass er ihn weit überragte. Dann senkte er seinen gezogenen Degen, bis es den kleinen Mann zu bedrohen schien. »Sie haben mich gerufen?«

»Haben Sie überprüft, dass es keine weiteren Türen in diesem Lagerhaus gibt?«

»Natürlich habe ich das nicht getan«, erwiderte Dumesnil sarkastisch.

»Niemand darf hineingelangen, haben Sie das verstanden? Niemand! Die Armee ist gerettet, Oberst, gerettet!«

»Halleluja«, erwiderte Dumesnil trocken.

»Ich werde Marschall Masséna darüber informieren, dass Sie für die Sicherheit dieser Vorräte verantwortlich sind«, verkündete Poquelin.

Dumesnil beugte sich aus dem Sattel. »Marschall Masséna persönlich hat mir meine Befehle gegeben, kleiner Mann«, sagte er. »Und meine Befehle befolge ich. Ich brauche nicht noch welche von Ihnen.«

»Sie brauchen mehr Männer«, sagte Poquelin, der sich Sorgen machte, weil die beiden Einheiten Dragoner, die auf beiden Seiten der Lagerhaustüren die Straße absperrten, schon jetzt Horden von hungrigen Soldaten zurückhalten mussten. »Warum sind diese Männer hier?«, verlangte er zu wissen.

»Weil das Gerücht umgeht, dass es hier etwas zu essen gibt«, erwiderte Dumesnil und schwang den Degen in

Richtung des Lagerhauses. Aber um Gottes willen hören Sie auf, vor Angst zu schlottern. Ich habe genug Männer. Machen Sie Ihre Arbeit, Poquelin, und erzählen Sie mir nicht, wie ich meine zu machen habe.«

Poquelin, der froh war, seiner Pflicht Genüge getan zu haben, indem er Dumesnil deutlich gemacht hatte, wie wichtig die Vorräte waren, ging, um Oberst Barreto zu suchen, der mit Major Ferreira und dem Furcht erregenden Ferragus vor den Türen des Lagerhauses wartete. »Alles ist bestens«, sagte Poquelin zu Barreto. »Es ist sogar noch mehr da, als Sie uns zugesagt haben.«

Barreto übersetzte für Ferragus, der anschließend eine Frage stellte. »Dieser Gentleman«, sagte Barreto mit triefendem Sarkasmus in der Stimme zu Poquelin, »möchte wissen, wann er bezahlt wird.«

»Jetzt«, sagte Poquelin, obwohl es nicht in seiner Macht stand, Bezahlung zu veranlassen. Aber er wollte Masséna die gute Nachricht überbringen, und der Marschall würde ohne Zweifel bezahlen, wenn er hörte, dass die Armee mehr als genug Vorräte hatte, um damit nach Lissabon zu kommen. Und mehr war ja nicht nötig. Nur genug, um nach Lissabon zu kommen, denn nicht einmal die Briten konnten diese riesige Stadt all ihrer Vorräte berauben. Eine wahre Schatzkammer wartete in Lissabon, und nun hatte die kaiserliche Armee von Portugal die Mittel erhalten, um sie zu erreichen.

Die Dragoner traten zur Seite, um Poquelin und seine Begleiter durchzulassen. Dann schlossen sich die Reihen der Reiter wieder. Scharen hungriger Infanteristen hatten von den Lebensmitteln gehört und brüllten, das Essen solle verteilt werden, aber Colonel Dumesnil war durchaus bereit, sie zu töten, wenn sie versuchten, sich selbst zu bedienen. Er saß mit ausdruckslosem Gesicht im Sattel, unbeweglich, seinen Degen gezogen, ein Soldat mit Befehlen, was bedeutete, dass die Vorräte sicher waren.

Sharpe und Harper eilten zurück zu dem Dach, auf dem Vicente und Sarah warteten. Vicente war sichtlich vor Schmerz vornübergekrümmt, während Sarah, auf deren schwarzem Kleid Flecken von frischem Blut glänzten, bleich wirkte. »Was ist passiert?«, fragte Sharpe.

Als Antwort zeigte sie Sharpe die blutbefleckte Klinge des Messers. »Ich habe die Kugel herausgeholt«, berichtete sie kleinlaut.

»Gut gemacht.«

»Und jede Menge Stofffasern«, fügte sie schon ein wenig zuversichtlicher hinzu.

»Noch besser«, sagte Sharpe.

Vicente lehnte sich zurück auf die Schindeln. Seine Brust war nackt, und er trug einen neuen Verband, der von seinem Hemd abgerissen und unbeholfen um seine Schulter gewickelt worden war.

»Tut weh, was?«, fragte Sharpe.

»Ja, es tut weh«, erwiderte Vicente trocken.

»Es war schwierig«, sagte Sarah, »aber er hat keinen Laut von sich gegeben.«

»Er ist eben ein Soldat«, sagte Sharpe. »Kannst du deinen Arm bewegen?«, fragte er Vicente.

»Ich glaube schon.«

»Versuch's«, sagte Sharpe. Vicente wirkte entsetzt, dann begriff er den Sinn dieses Befehls und schaffte es, vor Schmerz schaudernd, den linken Arm zu heben. Daraus ließ sich schließen, dass das Schultergelenk nicht beschädigt war. »Du kommst wieder ganz in Ordnung, Jorge«, sagte Sharpe. »Wir müssen diese Wunde nur sauber halten.« Er warf Harper einen Blick zu. »Maden?«

»Jetzt noch nicht, Sir«, sagte Harper. »Nur falls sich die Wunde entzündet.«

»Maden?«, fragte Vicente mit schwacher Stimme. »Sagtest du Maden?«

»Es gibt nichts Besseres, Sir«, erwiderte Harper begeistert. »Sie sind das Allerbeste für eine verschmutzte

Wunde. Stecken Sie die kleinen Biester hinein, und sie machen Ihnen die Wunde sauber, lassen das heile Fleisch übrig, und Sie sind wieder so gut wie neu.« Er klopfte auf seinen Proviantsack. »Ich habe immer ein halbes Dutzend dabei. Viel besser, als zum Arzt zu gehen, denn alles, was diese Bastarde jemals tun wollen, ist, uns aufzuschneiden.«

»Ich hasse Ärzte«, sagte Sharpe.

»Er hasst Rechtsanwälte«, sagte Vicente zu Sarah, »und jetzt hasst er auch noch Ärzte. Gibt es irgendwen, den er mag?«

»Frauen«, sagte Sharpe. »Ich mag Frauen.« Er blickte über die Stadt, lauschte auf die Schreie und Schüsse, und aus den Geräuschen schloss er, dass die Disziplin der Franzosen zusammengebrochen war. In Coimbra herrschte das Chaos, die Stadt war der Lust, dem Hass und dem Feuer anheimgefallen. Drei Rauchwolken stiegen bereits aus den engen Straßen auf und verhüllten den klaren Morgenhimmel, und er vermutete, dass bald weitere aufglimmen würden. »Sie setzen Häuser in Brand«, sagte er. »Und auf uns wartet Arbeit.«

Er bückte sich und hob ein wenig Taubenkot auf, den er in die Läufe von Harpers Salvenbüchse drückte. Er benutzte das Klebrigste, was er finden konnte, und platzierte sorgsam eine kleine Menge in jeder Mündung. »Ramm es nach unten, Pat«, sagte er. Der Kot würde als Pfropfen fungieren und die Kugeln an ihrem Platz halten, wenn die Läufe nach unten gerichtet wurden. Und das, was er geplant hatte, erforderte, dass die Waffe geradewegs nach unten gerichtet wurde. »Haben viele dieser Häuser solche Studentenquartiere?«, fragte er Vicente.

»Ziemlich viele, ja.«

»So wie dieses?« Er wies auf das Dach neben ihnen. »Mit Zimmern quer durch das gesamte Dachgeschoss?«

»Ja, solche Zimmerfluchten sind üblich«, sagte Vicente. »Sie heißen *repúblicas,* manche umfassen ganze Häuser und manche nur Teile von Häusern. Jedes hat seine eigene

Verwaltung, jedes Mitglied hat eine Stimme, und als ich Student war, haben sie …«

»Schon gut, Jorge, das erzählst du mir später«, sagte Sharpe. »Ich kann nur hoffen, dass die Häuser gegenüber des Lagerhauses auch *repúblicas* sind.« Er hätte nachsehen sollen, als sie dort gewesen waren, aber er hatte nicht dran gedacht. »Und was wir jetzt brauchen«, fuhr er fort, »sind Uniformen.«

»Uniformen?«, fragte Vicente.

»Französische Uniformen, Jorge. Dann können wir uns dem Karneval anschließen. Wie fühlst du dich?«

»Schwach.«

»Du kannst dich hier ein paar Minuten ausruhen«, sagte Sharpe, »während Pat und ich uns neue Kleider besorgen.«

Sharpe und Harper kletterten wieder hinunter in die Dachrinne und stiegen durch das offene Fenster in den verlassenen Dachboden.

»Meine Rippen tun mir verdammt weh«, sagte Sharpe, während er sich aufrichtete.

»Haben Sie sie verbunden?«, fragte Harper. »Sie werden nie besser, wenn Sie sie nicht verbinden.«

»Ich hatte keine Lust, den Todesengel zu besuchen«, brummte Sharpe. Der Todesengel war der Arzt des Bataillons, ein Schotte, dessen Behandlungsmethoden unter dem Namen letzte Ölung bekannt waren.

»Ich verbinde Ihnen die verdammten Dinger«, sagte Harper, »sobald wir eine Minute Zeit haben.« Er ging zum Eingang und lauschte auf Stimmen von unten. Sharpe folgte ihm die Stufen hinunter, die sie langsam hinter sich brachten, um nicht zu viel Lärm zu machen. Im nächsten Stockwerk begann ein Mädchen zu schreien. Abrupt hörte sie auf, als sei sie geschlagen worden, dann begann sie von Neuem. Harper erreichte den Absatz und bewegte sich auf die Tür zu, durch die die Schreie drangen.

»Kein Blut«, wisperte Sharpe ihm zu. Ein Uniformrock mit frischem Blut würde sie zu auffällig machen. Die Stimmen

von Männern drangen aus dem unteren Stockwerk nach oben, aber sie schienen an dem Mädchen über ihnen kein Interesse zu haben. »Mach’s schnell«, sagte Sharpe und zwängte sich an dem Iren vorbei.

Sharpe warf die Tür auf und bewegte sich weiter. Er sah drei Männer in dem Raum. Zwei pressten das Mädchen auf den Boden, während der Dritte, ein großer Mann, der sich den Rock ausgezogen und die Hosen bis auf die Knöchel heruntergelassen hatte, gerade dabei war, auf die Knie zu gehen, als Sharpes Gewehrkolben seinen Schädel traf. Es war ein entsetzlicher Hieb, hart genug, um den Mann auf den nackten Leib des Mädchens zu werfen. Sharpe vermutete, der Mann müsse kampfunfähig sein, also zog er das Gewehr zurück und schlug den Mann zur Linken gegen den Kiefer. Er hörte den Knochen brechen und sah, wie sich der gesamte Kiefer zur Seite verdrehte. Er nahm an, dass der dritte Mann unter Harpers Schlag zu Boden gehen würde, und machte dem Mann mit dem gebrochenen Kiefer den Garaus, indem er ihm mit dem messingbeschlagenen Ende des Kolbens einen seitlichen Hieb gegen den Schädel versetzte. So, wie sich der Schlag anfühlte, hatte er dem Mann den Schädel zerschmettert. Dann wurde er von dem ersten Mann, der den Angriff irgendwie überlebt hatte, an den Beinen gepackt. Der Mann, der durch seine heruntergelassenen Hosen behindert war, krallte sich in Sharpes Oberschenkel und brachte ihn aus dem Gleichgewicht, dann fuhr der schwere Kolben der Salvenbüchse auf seinen Hinterkopf nieder, und er glitt stöhnend zu Boden. Harper gab ihm noch einen letzten Schlag als Souvenir mit auf den Weg.

Das Mädchen, das nackt war, starrte entsetzt zu ihnen auf und war im Begriff zu schreien, als Harper ihre Kleider zusammenraffte, dann aber legte er einen Finger auf seine Lippen. Sie hielt den Atem an und starrte zu ihm auf. Harper lächelte sie an und reichte ihr die Kleider. »Zieh dich an, Schätzchen«, sagte er.

»Inglês?«, fragte sie und zog sich das zerrissene Kleid über den Kopf.

Harper wirkte entsetzt. »Ich bin Ire, Liebchen«, sagte er.

»Zum Teufel, du Weiberheld«, sagte Sharpe. »Sieh zu, dass du diese Treppe hochkommst, und hol die beiden anderen runter.«

»Jawohl, Sir«, sagte Harper und machte sich auf den Weg zur Tür. Das Mädchen, das ihn gehen sah, stieß einen kurzen ängstlichen Schrei aus. Der Ire wandte sich um, zwinkerte ihr zu, und das Mädchen raffte ihre restlichen Sachen zusammen und folgte ihm.

Sharpe blieb mit den drei Männern zurück. Der große Mann, der so mächtige Schläge eingesteckt hatte, sah aus, als erhole er sich. Er hob den Kopf und tastete mit seiner schwieligen Hand über den Boden. Sharpe zog das Bajonett des Mannes und stach es ihm zwischen die Rippen. Es floss nur wenig Blut. Der Mann ließ ein Ächzen hören, riss die Augen weit auf, um Sharpe anzusehen, dann drang ein rasselnder Laut aus seiner Kehle, und sein Kopf fiel zurück. Still blieb er liegen.

Die beiden anderen Männer, die beide sehr jung waren, hatten das Bewusstsein verloren. Sharpe nahm an, dass der, dem er den Kiefer gebrochen und ausgerenkt hatte, vermutlich an dem Schlag gegen den Schädel sterben würde. Er war bleich, und Blut sickerte ihm aus dem Ohr, und als Sharpe ihm seine Kleider auszog, ließ er kein Anzeichen von Bewusstsein erkennen. Der Zweite, den Harper niedergeschlagen hatte, stöhnte, als er ausgezogen wurde, und Sharpe schlug ihn stumm. Dann zog er seinen eigenen Rock aus und streifte einen der blauen über. Er passte ihm einigermaßen. Er wurde auf der einen Seite des breiten, weißen Besatzes geknöpft, der die Vorderseite schmückte und auf seiner Taille endete. Ein Paar weißer Schöße hing hinten herunter. Die Schöße hatten weiße Aufschläge, die mit Paaren brandroter Granaten geschmückt waren. Also entstammte der wahre Eigentümer des Rocks

einer Kompanie von Grenadieren. Der hohe, steife Kragen war rot, und auf den Schultern saßen kurze rote Epauletten. Er legte sich den weißen Brustgurt des Soldaten um, der auf der linken Schulter mit der Schnalle der Epaulette befestigt wurde und von dem das Bajonett herunterhing. Er entschied sich dagegen, sich die weißen Hosen des Mannes zu nehmen. Er trug bereits die Hosen eines französischen Kavallerieoffiziers, und diese Zusammenstellung aus Rock und Hose war zwar ungewöhnlich, aber jetzt, wo sie bereits mehrere Wochen Feldzug hinter sich hatten, waren nur noch wenige Soldaten ordentlich uniformiert. Er schnallte seinen eigenen Degengurt unter die Rockschöße und war sich bewusst, dass er damit ein Risiko einging. Kein gewöhnlicher Soldat würde einen Degen bei sich tragen, aber er nahm an, die Männer würden glauben, er habe den Degen bei einer Plünderung erbeutet. Er hängte sich das Gewehr über die Schulter, wohl wissend, dass die Waffe auf einen flüchtigen Blick einer Muskete ähnelte. Er leerte den ledernen Tornister des Mannes und legte seinen eigenen Rock und seinen Tschako hinein, dann setzte er den Tschako des Mannes auf. Ein Besatz in Rot und Schwarz mit einer Messingplatte prangte an der Vorderseite, die Platte zeigte einen Adler und die Nummer Neunzehn. Damit war Sharpe jetzt ein Soldat des 19. Infanterieregiments. Die Patronentasche, die unter dem Bajonett am Ende des Brustgurts hing, hatte ein Messingabzeichen, auf dem eine Granate abgebildet war.

Harper kam zurück und wirkte eine Sekunde lang erschrocken, als er Sharpe im Blau des Feindes sah, dann aber grinste er. »Steht Ihnen, Sir.« Vicente und die beiden Mädchen folgten. Sharpe sah, dass das portugiesische Mädchen jung war, vielleicht fünfzehn Jahre alt, und dass sie helle Augen und langes, dunkles Haar hatte. Sie sah die Blutspur auf dem Hemd des Mannes, der dabei gewesen war, sie zu vergewaltigen, spuckte auf ihn, und ehe jemand sie aufhalten konnte, schnappte sie sich ein Bajonett und stieß es einem der beiden anderen in den Hals, dass das Blut

in hohem Bogen an die Wand spritzte. Vicente öffnete den Mund, um zu protestieren, dann aber schwieg er. Vor achtzehn Monaten, als Sharpe ihn kennengelernt hatte, hätte sich Vicentes Rechtsbewusstsein gegen eine derart kategorische Bestrafung von Vergewaltigern gewehrt. Jetzt aber sagte er nichts, als das Mädchen auf den Mann, den sie getötet hatte, spuckte und dann zu dem zweiten ging, der auf dem Rücken lag und beim Atmen durch seinen gebrochenen Kiefer einen ächzenden Laut von sich gab. Sie stellte sich über ihn und hielt ihm das Bajonett über den verformten Mund.

»Ich habe Vergewaltiger nie gemocht«, sagte Sharpe milde.

»Abschaum«, stimmte Harper ihm zu, »purer verdammter Abschaum.«

Sarah sah zu, obwohl sie nicht zusehen wollte. Sie war nicht in der Lage, ihren Blick von dem Bajonett abzuwenden, das das Mädchen in beiden Händen hielt. Das Mädchen machte eine Pause, genoss den Moment, dann stach sie zu.

»Zieht euch um«, sagte Sharpe zu Vicente und Harper. Hinter ihm gurgelte der sterbende Mann, und kurz trommelten seine Hacken auf den Boden. »Frag sie, wie sie heißt«, sagte Sharpe zu Sarah.

»Sie heißt Joana Jacinto«, berichtete Sarah nach einem kurzen Gespräch. »Ihr Vater hat auf dem Fluss gearbeitet, aber wo er jetzt ist, weiß sie nicht. Und sie hat gesagt, sie möchte Ihnen danken.«

»Hübscher Name, Joana«, sagte Harper, der nun als französischer Feldwebel gekleidet war. »Und das Mädchen weiß sich nützlich zu machen, was? Sie kann mit einem Bajonett umgehen.«

Sharpe half Vicente in den blauen Rock und ließ ihn über der linken Schulter hängen, statt Vicentes Arm in den Ärmel zu zwängen. Sarah hatte offenbar ein weiteres Gespräch mit Joana geführt. »Sie sagt, dass sie bei uns bleiben will.«

»Natürlich muss sie das«, sagte Harper, bevor Sharpe seine Meinung dazu äußern konnte. Joanas dunkelbraunes Kleid war vor der Brust zerrissen, als die Männer sie ausgezogen hatten, und die Überreste waren mit Blut bespritzt worden, als sie den zweiten Soldaten getötet hatte. Also zog sie sich eines der Hemden der Toten darüber, dann hob sie eine der Musketen auf. Sarah, die keinesfalls weniger kampfbereit wirken wollte, schulterte eine andere.

Eine bemerkenswerte Streitmacht waren sie nicht gerade: zwei Schützen, zwei Frauen und ein verwundeter portugiesischer *Cazador*. Aber Sharpe hoffte, es würde ausreichen, um einen französischen Traum zu zerschlagen.

Also schulterte er sein Gewehr, zog den Degengurt enger und führte sie nach unten.

Der größte Teil der französischen Infanterie in Coimbra gehörte dem 8. Corps an, einer neu aufgestellten Einheit junger Männer, die frisch von den Depots in Frankreich kamen. Sie waren erst zur Hälfte ausgebildet, ihre Disziplin war schlecht, und sie hatten für den Kaiser, der sie in einen Krieg geführt hatte, den sie zumeist kaum verstanden, nicht viel übrig. Vor allem aber waren sie hungrig. Zu Hunderten durchsuchten sie die Universität, aber als sie von dem, was sie suchten, kaum etwas fanden, machten sie ihrer Enttäuschung Luft, indem sie zerschmetterten, verbogen und zerbrachen, was immer sich zerstören ließ.

Coimbra war bekannt für seine Errungenschaften im Bereich der Optik, aber für die Soldaten hatten die Mikroskope wenig Nutzen, also zerschlugen sie die schönen Instrumente mit ihren Musketen, dann hieben sie die großartigen Sextanten in Stücke. Eine Hand voll Ferngläser wurde gerettet, denn solche Dinge wusste man zu schätzen, aber die größeren Instrumente, die zu groß und schwer waren, um sie mitzunehmen, fielen der Zerstörung anheim.

Ein unvergleichlicher Satz fein geschliffener Linsen, die alle auf Samtkissen in einem Kabinett mit breiten, schmalen Schubfächern lagen, wurde systematisch zerbrochen. Ein Raum war angefüllt mit Chronometern, die alle auf ihre Funktion getestet waren, doch im Nu waren von ihnen nur noch verbogene Federn, Zahnräder und verbeulte Gehäuse übrig. Eine erlesene Sammlung von Fossilien wurde in Splitter gehauen, und eine Sammlung von Mineralien, ein sorgfältig in Quarze, Spate und Erze katalogisiertes Lebenswerk, wurde aus einem Fenster geworfen. Feines Porzellan wurde zerschmettert, Bilder aus ihren Rahmen gerissen, und wenn der größte Teil der Bibliothek verschont blieb, so lag das lediglich daran, dass es dort zu viele Bücher gab, um alle zu zerstören. Einige Männer versuchten es nichtsdestotrotz, zogen seltene Bücher aus den Regalen und rissen sie entzwei, aber bald schon langweilten sie sich und gaben sich damit zufrieden, ein paar schöne römische Vasen, die auf vergoldeten Sockeln standen, zu zerschmettern. Das alles hatte überhaupt keinen Sinn, es entsprang einzig dem Zorn, den die Soldaten empfanden. Sie hassten die Portugiesen, und deshalb nahmen sie Rache an allem, was ihre Feinde wertschätzten.

Coimbras Alte Kathedrale war im zwölften Jahrhundert von zwei Franzosen errichtet worden, und zwei weitere Franzosen schlugen mit größtem Vergnügen auf ihre Altäre ein. Andere Soldaten schossen auf den vergoldeten Hochaltar, zielten auf die geschnitzten Heiligen, die eine Jungfrau Maria mit traurigem Gesicht bewachten. Ein sechsjähriges Kind versuchte, einen Soldaten von seiner Mutter wegzuziehen, ihm wurde die Kehle durchgeschnitten, und als eine Frau nicht aufhörte zu schreien, schnitt ein Soldat ihr ebenfalls die Kehle durch.

In der Neuen Kathedrale, die sich ein Stück den Hügel hinauf befand, wechselten sich Voltigeure damit ab, ins Taufbecken zu pinkeln, und als das Becken voll war, tauften sie damit die Mädchen, die sie in dem Gebäude gefangen

hatten, alle auf denselben Namen, *Putain*, was Hure bedeutete. Ein Feldwebel versteigerte alsdann die weinenden Mädchen, aus deren Haaren Urin triefte.

In der Kirche von Santa Cruz, die noch älter als die Alte Kathedrale war, fanden die Soldaten die Gräber der beiden ersten Könige Portugals. Die schön in Stein gemeißelten Grabmäler wurden zertrümmert, die Särge zerschlagen, und die Knochen von Alfonso dem Eroberer, der im zwölften Jahrhundert Lissabon von den Muslimen befreit hatte, wurden aus ihrem Leichentuch gerissen und über den Boden verstreut. Sein Sohn Sancho I. war in einem weißleinenen Leichentuch mit Goldstickerei begraben worden, und ein Artillerist riss ihm das Tuch herunter und warf es sich über die Schultern, bevor er auf den Überresten der Leiche tanzte. In Sanchos Grab befand sich ein goldenes, mit Juwelen besetztes Kreuz, um das sich drei Soldaten zankten. In Santa Cruz drängten sich noch mehr Frauen, und sie hatten zu erleiden, was die anderen Frauen erlitten hatten, während ihre Männer zum Kloster des Schweigens geführt und erschossen wurden.

Die meisten Soldaten wollten etwas zu essen. Sie brachen in Häuser ein, traten Kellertüren ein und suchten nach irgendetwas, das sich essen ließ. Es gab jede Menge davon, denn die Stadt war noch nicht ordentlich von ihren Vorräten geleert worden, aber es waren zu viele Soldaten, und der Zorn wuchs, als manche Männer zu essen hatten und andere noch immer hungerten. Der Zorn verwandelte sich in Raserei, als die üppigen Vorräte an Wein in den Tavernen ihm neue Nahrung gaben. Ein Gerücht machte die Runde, es gebe einen gewaltigen Vorrat an Lebensmitteln in einem Lagerhaus in der Unterstadt. Hunderte von Männern strömten daraufhin zusammen, nur um feststellen zu müssen, dass die Vorräte von Dragonern bewacht wurden. Einige blieben und hofften, dass sich die Dragoner verziehen würden, andere zogen weiter, um sich Frauen zu suchen und zu plündern.

Ein paar Männer versuchten, die Zerstörung zu verhindern. Ein Offizier bemühte sich, zwei Artilleristen von einer Frau herunterzuziehen, aber er wurde zu Boden getreten und dann mit einem Degen erstochen. Ein frommer Feldwebel, der sich von dem, was er in der Alten Kathedrale erlebt hatte, abgestoßen fühlte, wurde erschossen. Die meisten Offiziere, wohl wissend, dass der Versuch, die Orgie der Zerstörung aufzuhalten, sinnlos war, verbarrikadierten sich in Häusern und warteten ab, bis sich der Wahnsinn legte. Andere dagegen machten einfach mit.

Marschall Masséna, flankiert von Husaren und begleitet von seinen Adjutanten sowie von seiner Mätresse, die in der himmelblauen Uniform eines Husaren hinreißend aussah, fand Quartier im Palast des Erzbischofs. Zwei Oberste der Infanterie kamen zum Palast und beklagten sich über das Betragen der Truppen, aber von ihrem Marschall durften sie nicht viel Mitgefühl erwarten.

»Sie haben ein bisschen Vergnügen verdient«, sagte er. »Es war ein harter Marsch, ein sehr harter Marsch. Und sie sind wie Pferde. Sie spuren besser, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit mal die Zügel schießen lässt. Also lassen Sie sie spielen, meine Herren, lassen Sie sie doch spielen.«

Er vergewisserte sich, dass Henriette es im Schlafzimmer des Erzbischofs bequem hatte. Sie mochte die Kruzifixe nicht, die an den Wänden hingen, also warf Masséna sie zum Fenster hinaus. Dann erkundigte er sich, was sie gern essen würde.

»Trauben und Wein«, erwiderte sie, und Masséna beauftragte einen seiner Diener, die Küche zu durchsuchen und ihm beides zu beschaffen.

»Und wenn es nichts davon gibt?«, fragte der Diener.

»Natürlich gibt es Trauben und Wein«, herrschte Masséna ihn an. »Beim Allmächtigen, kann in dieser Armee denn nichts ohne Fragerei erledigt werden? Beschaffen Sie mir die verdammten Trauben, dann verschaffen Sie mir den verdammten Wein, und dann servieren sie beides

Mademoiselle.« Er kehrte in den Speisesaal des Palasts zurück, wo Karten auf dem Tisch des Erzbischofs ausgebreitet lagen. Es waren schlechte Karten, mehr von der Fantasie als von topographischen Kenntnissen inspiriert, aber einer von Massénas Adjutanten meinte, in der Universität müsse es bessere geben. Er hatte recht, doch als er sie fand, waren sie nur noch ein Häuflein Asche.

Die Generäle der Armee versammelten sich in dem Speiseraum, wo Masséna die nächste Etappe des Feldzugs plante. Er war in Bussaco zurückgeschlagen worden, aber diese Niederlage hatte ihn nicht davon abgehalten, den Feind aus Portugals Binnenland zu vertreiben. Massénas Armee stand jetzt am Mondego, und der Feind zog sich in Richtung Lissabon zurück, aber der Marschall hatte noch andere Feinde zu bekämpfen. Hunger quälte seine Truppen, die außerdem von den portugiesischen Rebellen heimgesucht wurden, die seine Truppen verfolgten wie Wölfe einer Herde Schafe. General Junot schlug vor, es sei Zeit für eine Pause. »Die Briten gehen auf ihre Schiffe«, sagte er. »Also lassen wir sie ziehen. Dann schicken wir ein Corps aus und erobern die Straße nach Almeida zurück.«

Almeida war die portugiesische Grenzfestung, an der die Invasion begonnen hatte, und sie lag mehr als hundert Meilen weiter östlich am Ende einer mörderisch schwierigen Straße, über die sich die französische Armee gekämpft hatte. »Zu welchem Zweck?«, fragte Masséna.

»Damit Vorräte darüber transportiert werden können«, erklärte Junot. »Vorräte und Verstärkung.«

»Was für Verstärkung?« Die Frage klang sarkastisch.

»Drouets Corps?«, schlug Junot vor.

»Die werden sich nicht bewegen«, sagte Masséna säuerlich. »Es wird ihnen nicht gestattet sein, sich zu bewegen.« Der Kaiser hatte angeordnet, dass Masséna für seine Invasion 130 000 Männer zur Verfügung gestellt werden sollten, aber weniger als die Hälfte hatten sich an der Grenze zusammengefunden, und als Masséna um mehr

Männer bat, hatte ihm der Kaiser eine Nachricht gesandt, in der es hieß, seine gegenwärtige Streitmacht sei angemessen, der Feind sei lachhaft und die Aufgabe, Portugal einzunehmen, leicht. Aber der Kaiser war nicht hier. Der Kaiser befehligte keine Armee halb verhungerter Männer, denen die Schuhe von den Füßen fielen, eine Armee, die sich keine Vorräte verschaffen konnte, weil die verdammten portugiesischen Bauern die Straßen kontrollierten, die sich in die Berge von Almeida schlängelten.

Marschall Masséna wollte nicht in diese Berge zurückkehren. Wir gehen nach Lissabon, dachte er, wir gehen nach Lissabon. »Die Straßen von hier nach Lissabon«, erkundigte er sich, »sind besser als die, die wir bisher benutzt haben?«

»Hundertmal besser«, antwortete einer seiner portugiesischen Adjutanten.

Der Marschall trat an ein Fenster und starrte hinaus in den Rauch, der von den brennenden Gebäuden der Stadt aufstieg. »Können wir sicher sein, dass die Briten auf See gehen?«

»Was sollten sie sonst tun?«, gab ein General zurück.

»Nach Lissabon ziehen?«

»Das können sie nicht verteidigen«, bemerkte ein portugiesischer Adjutant.

»Und wie sieht es im Norden aus?« Masséna wandte sich wieder dem Tisch zu und stach seinen Finger in die schraffierte Markierung einer Karte. »In diesen Bergen?« Er zeigte auf das Gebiet nördlich von Lissabon, wo sich zwischen dem Atlantik und dem breiten Fluss Tajo mehr als zwanzig Meilen Bergland erstreckten.

»Es sind niedrige Berge«, sagte der Adjutant. »Und es gibt drei Straßen, die dort hindurchführen, und dazu noch ein Dutzend begehbarer Feldwege.«

»Aber dieser Wellington mag es dort auf ein Gefecht abgesehen haben.«

»Er riskiert, seine Armee zu verlieren, wenn er das tut«, mischte sich Marschall Ney ein.

Masséna erinnerte sich an den Lärm der Salven auf der Anhöhe von Bussaco und stellte sich vor, wie seine Männer erneut unter solchem Beschuss um ihr Leben kämpfen mussten, dann jedoch packte ihn der Zorn auf sich selbst, weil er sich der Furcht hingab. »Wir können ihn aus den Bergen vertreiben«, schlug er vor, und das war ein vernünftiger Gedanke, denn die Armee des Feindes war gewiss nicht groß genug, um eine zwanzig Meilen breite Front zu kontrollieren. Wir bedrohen ihn an einer Stelle, dachte Masséna, und führen die Adler zehn Meilen weiter durch die Hügel. »Es gibt in diesen Bergen Befestigungsanlagen, oder?«, fragte er.

»Wir haben Gerüchte gehört, dass Wellington Forts baut, um die Straßen zu überwachen«, antwortete sein portugiesischer Adjutant.

»Also marschieren wir durch die Berge«, sagte Masséna. Auf diese Weise mochten die neuen Forts verrotten, während Wellingtons Armee umzingelt, gedemütigt und geschlagen wurde. Der Marschall betrachtete die Karte und stellte sich vor, wie die Standarten der besiegten britischen Armee in Paris durch die Straßen paradiert und dem Kaiser vor die Füße geworfen werden würden. »Wir können ihn wieder umgehen«, sagte er, »aber nicht, wenn wir ihm Zeit lassen, zu entwischen. Er muss gehetzt werden.«

»Also marschieren wir nach Süden?«, fragte Ney.

»In zwei Tagen«, beschloss Masséna. Er wusste, er würde so viel Zeit brauchen, damit sich seine Armee von der Einnahme Coimbras erholen konnte. »Lasst ihnen heute die Zügel lang«, sagte er. »Und morgen peitschen wir sie wieder zu den Adlern und sorgen dafür, dass für den Aufbruch am Mittwoch alles fertig ist.«

»Und was sollen die Männer essen?«, fragte Junot.

»Was immer sich verdammt noch mal zum Essen auftreiben lässt«, keifte Masséna. »Und es müssen ja

Lebensmittel hier sein, oder etwa nicht? Die Engländer können ja keine ganze Stadt leer geräumt haben.«

»Es gibt Lebensmittel.« Eine neue Stimme hatte sich erhoben, und die Generäle in ihrem prächtigen Blau, Rot und Gold hoben die Blicke von ihren Karten und entdeckten den Versorgungsoffizier Poquelin, der ungewohnt zufrieden mit sich dreinschaute.

»Wie viele Lebensmittel?«, fragte Masséna bissig.

»Genug, um uns bis nach Lissabon zu bringen, *Sire*«, antwortete Poquelin. »Mehr als genug.« Seit Tagen war er dem General nun ausgewichen, weil er sich vor der Verachtung fürchtete, die dieser über ihn ausschüttete, aber jetzt war seine Stunde gekommen. Dies war sein Triumph. Er hatte seine Arbeit erledigt. »Ich brauche Transportmittel«, sagte er, »und ein gutes Bataillon, das mir hilft, die Vorräte fortzuschaffen, aber wir haben alles, was wir brauchen. Mehr noch! Falls Sie sich erinnern, *Sire*, Sie haben versprochen, diese Vorräte aufzukaufen. Der Mann hat sein Wort gehalten. Er wartet draußen.«

Halb und halb erinnerte sich Masséna, dass er ein solches Versprechen gegeben hatte, aber jetzt, da sich die Lebensmittel in seinem Besitz befanden, war er versucht, das Versprechen zu brechen. Um die Finanzen der Armee war es nicht üppig bestellt, und es entsprach nicht französischer Gewohnheit, Lebensmittel zu kaufen, die man genauso gut stehlen konnte. Man muss vom Land leben, pflegte der Kaiser zu sagen.

Oberst Barreto, der mit Poquelin zum Palast gekommen war, sah die Unschlüssigkeit auf Massénas Gesicht. »Wenn wir dieses Versprechen nicht halten, *Sire*«, bemerkte er respektvoll, »dann wird uns niemand in Portugal mehr Glauben schenken. Und in ein oder zwei Wochen wollen wir hier regieren. Wir werden Kooperation brauchen.«

»Kooperation.« Marschall Ney spuckte das Wort aus. »Eine Guillotine in Lissabon wird schon schnell genug für Kooperation sorgen.«

Masséna schüttelte den Kopf. Barreto hatte recht, und es war töricht von ihm, sich so dicht vor der Schwelle des Sieges neue Feinde zu schaffen. »Bezahlen Sie ihn«, sagte er und nickte einem Adjutanten zu, der den Schlüssel zur Geldtruhe aufbewahrte. »Und in zwei Tagen«, wandte er sich an Poquelin, »fangen Sie an, die Vorräte nach Süden zu schaffen. Ich will ein Depot in Leira.«

»Leira?«, fragte Poquelin.

»Hier, Mann, hier.« Masséna durchbohrte eine Karte mit seinem Zeigefinger, und Poquelin drängte sich nervös zwischen den Generälen hindurch, um sich die Lage der Stadt anzusehen. Er musste feststellen, dass sie etwa vierzig Meilen südlich von Coimbra an der Straße nach Lissabon lag.

»Ich brauche Wagen«, sagte Poquelin.

»Sie werden jeden Wagen und jedes Maultier, das wir besitzen, bekommen«, versprach Masséna ihm großzügig.

»Wir haben nicht genug Pferde«, bemerkte Junot übellaunig.

»Genug Pferde haben wir nie«, fuhr Masséna ihn an. »Dann benutzen Sie eben Männer. Benutzen Sie diese verdammten Bauern.« Er vollführte eine Geste in Richtung des Fensters, zeigte auf die Stadt. »Zäumen Sie sie auf, geben Sie ihnen die Peitsche, lassen Sie sie schuften.«

»Und die Verwundeten?«, fragte Junot erschrocken. Es würden Wagen gebraucht werden, um die Verwundeten nach Süden zu schaffen, wenn sie bei der Armee und damit vor den portugiesischen Rebellen geschützt bleiben sollten.

»Die können hierbleiben«, entschied Masséna.

»Und wer soll sie bewachen?«

»Ich finde schon Männer«, erwiderte Masséna, dem solche Belanglosigkeiten allmählich die Geduld raubten. Was zählte, war, dass er die Lebensmittel hatte, dass sich der Feind auf dem Rückzug befand und dass kaum hundert Meilen weiter südlich Lissabon auf sie wartete. Der Feldzug war erst zur Hälfte erledigt, doch von nun an würde seine

Armee auf guten Straßen marschieren, also war jetzt keine Zeit für Vorsicht. Es war Zeit zum Angriff.

Und in zwei Wochen, dachte er bei sich, würde er Lissabon einnehmen, und damit war der Krieg gewonnen.

Sharpe war kaum auf die Straße hinausgetreten, als ein Mann versuchte, ihm Sarah wegzuschnappen. Sie wirkte nicht gerade unwiderstehlich, denn ihr zerknittertes schwarzes Kleid war am Saum zerrissen, ihr Haar hatte sich gelöst, und ihr Gesicht war verdreckt, dennoch packte der Mann sie beim Arm und protestierte wie wild, als Sharpe ihn mit seinem Gewehrkolben gegen die Wand drückte. Sarah spuckte ihn an und fügte ein paar Worte hinzu, von denen sie hoffte, dass sie schmutzig genug waren, um ihn zu schockieren.

»Du sprichst Französisch?«, erkundigte Sharpe sich bei Sarah, ohne sich darum zu scheren, dass der französische Soldat ihn hören konnte.

»Französisch, Portugiesisch und Spanisch«, antwortete sie.

Sharpe versetzte dem Mann einen Schlag zwischen die Beine, den er so schnell nicht vergessen würde, dann führte er seine Gefährten an den Leichen zweier Männer, beides Portugiesen, vorbei, die auf dem Kopfsteinpflaster lagen. Der eine war ausgeweidet worden, und das Blut floss aus einer Leiche, an der ein dreibeiniger Hund schnüffelte, zehn Fuß weit hinunter in den Rinnstein. Über ihnen brach ein Fenster entzwei, dass sich glitzernde Scherben über sie ergossen. Eine Frau schrie, und die Glocken in einer der Kirchen begannen entsetzlich misstönend zu läuten. Keiner der französischen Soldaten nahm irgendeine Notiz von ihnen, sie fragten lediglich, ob sie mit den beiden Mädchen fertig waren, und nur Sarah und Vicente verstanden die Frage.

Mehr und mehr Menschen drängten sich in die Straße, je länger sie bergan gingen und je näher sie dem Ort kamen,

an dem sich den Gerüchten nach genug Lebensmittel befanden, um ganze Scharen satt zu bekommen. Sharpe und Harper nützten ihre Körpergröße aus, um sich an Soldaten vorbeizudrängeln, und schließlich erreichten sie die Häuserreihe, die Ferragus’ Lagerhaus gegenüberstand. Sharpe ging in den ersten Stock und stieg die Stufen hinauf. Eine Frau mit blutverschmiertem Gesicht, die einen Säugling an sich drückte, saß auf dem Absatz und erschrak vor ihnen, dann hatte Sharpe die letzte Treppe hinter sich gebracht und entdeckte zu seiner Erleichterung, dass der Dachboden hier genau dem ersten glich – es war eine lange Zimmerflut, die sich über die nebeneinanderstehenden Häuser darunter erstreckte. Horden von Studenten mussten hier geschlafen haben, doch jetzt waren ihre Betten umgeworfen, mit Ausnahme von einem, in dem ein französischer Soldat schlief. Er erwachte, als ihre Schritte laut auf den Dielen knarrten, und als er die beiden Frauen sah, wälzte er sich aus dem Bett. Sharpe öffnete ein Fenster im Dach und drehte sich um, als der Mann seine Hände nach Sarah ausstreckte. Sie lächelte ihn an, und dann rammte sie ihm mit verblüffender Kraft die Mündung ihrer französischen Muskete in den Bauch. Der Mann atmete keuchend aus, krümmte sich vornüber, und dann schlug Joana ihn mit ihrer Muskete, schwang sie wie der Heubauer seine Sense und ließ den Kolben gegen seine Stirn krachen. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel der Mann hintüber. Sarah grinste. Sie entdeckte Fähigkeiten an sich, die sie nie vermutet hätte.

»Bleib mit den Frauen hier«, sagte Sharpe zu Vicente. »Und halte dich bereit, zu flüchten, als sei der Teufel hinter dir her.« Er wollte die Dragoner von oben aus angreifen, und er nahm an, dass die Kavalleristen ihre Angreifer verfolgen würden, indem sie die Treppen benutzten, die dem Lagerhaus am nächsten lagen, ohne zu wissen, dass man über insgesamt vier voneinander getrennten Treppenhäusern Zugang zu dem Dachboden hatte. Sharpe hatte vor, den Weg zurückzugehen, den er gekommen war,

und wenn die Dragoner den Dachboden erreichten, würde er schon längst weg sein. »Komm, Pat.«

Sie kletterten hinaus aufs Dach, auf dasselbe Dach, das sie vorhin erkundet hatten, und indem sie hinter der Brüstung entlangliefen, erreichten sie das Ende des Dachs. Von hier aus konnte Sharpe, wenn er sich vornüberbeugte, die Reiter drei Stockwerke tiefer ausmachen. Er nahm Harper die Salvenbüchse ab. »Dort unten ist ein Offizier, Pat«, sagte er. »Er reitet ein graues Pferd. Wenn ich den Befehl gebe, erschieß ihn.«

Harper füllte ein wenig Taubenkot in den Lauf seines Gewehrs und rammte ihn hinein, damit die Kugel an ihrem Platz blieb, dann schob er sich vorwärts und spähte auf die Straße hinab. Auf beiden Seiten der kurzen Straße hielten sich Dragoner auf, die ihre Pferde und den bedrohlichen Anblick ihrer langen Degen benutzten, um die hungrigen Infanteristen in Schach zu halten. Der Offizier befand sich knapp hinter der linken Gruppe, er war an dem pelzbesetzten Umhang, der ihm von der linken Schulter hing, leicht von den anderen zu unterscheiden, und außerdem war an seiner grünen Satteldecke keine Tasche angebracht. Keiner der Dragoner blickte nach oben, weshalb hätten sie das auch tun sollen? Ihre Aufgabe bestand darin, die Straße zu bewachen, nicht die Dächer. Harper zielte nach unten und spannte den Hahn.

Hinter ihm stand Sharpe mit der Salvenbüchse. »Bist du bereit?«

»Ich bin bereit.«

»Du schießt zuerst«, sagte Sharpe. Harper musste sicher zielen, Sharpe hingegen brauchte mit der Salvenbüchse nicht zu zielen, denn sie ließ sich ohnehin nicht akkurat ausrichten. Es war einfach ein Tötungsinstrument, dessen sieben Kugeln wie eine Kartätschenladung aus den gebündelten Läufen schossen.

Harper richtete das Visier auf den Messinghelm des Offiziers, auf dem eine braune Feder befestigt war. Das

graue Pferd scheute, und der Franzose beruhigte es, dann blickte er sich um, und in diesem Moment feuerte Harper seinen Schuss ab. Die Kugel durchschlug den Helm, sodass eine Fontäne von Blut kurz in die Höhe spritzte. Mehr Blut strömte unter dem Helm hervor, als der Offizier langsam zur Seite kippte, und im selben Moment feuerte Sharpe in die übrigen Dragoner hinein. Der Lärm der Salvenbüchse glich dem einer Kanone, und das Echo hallte von der Fassade des Lagerhauses wider. Rauch erfüllte die Luft. Ein Pferd wieherte schrill. »Lauf!«, sagte Sharpe.

Sie kehrten auf dem Weg, den sie gekommen waren, zurück, kletterten durchs Fenster und eilten die Hintertreppe hinab, wobei Vicente ihnen mit den Frauen folgte. Sharpe konnte den Lärm auf der anderen Seite des Hauses hören. Männer schrien erschrocken auf, Pferdehufe klapperten laut übers Pflaster, doch dann hatte er die Vordertür erreicht, und mit den beiden Waffen über der Schulter zwängte er sich in die Menge. Sarah hielt sich an seinem Gürtel fest. Die Infanteristen schoben sich vorwärts, aber über ihre Köpfe hinweg konnte Sharpe sehen, dass sich die Dragoner, die von den Pferden gestiegen waren, in das hintere Haus drängten. Soweit Sharpe erkennen konnte, war nur ein einziger Mann im Sattel sitzen geblieben, und der hielt ein Dutzend Pferde am Zügel, aber die Pferde wurden von dem Ansturm der Infanteristen beiseitegedrängt, die auf einen Schlag begriffen hatten, dass das Lagerhaus nicht länger bewacht wurde.

Die Dragoner hatten genau das getan, was sich Sharpe von ihnen erhofft und was er von ihnen erwartet hatte. Ihr Offizier war tot, andere aus ihren Reihen waren verwundet, und ohne Führung kannten sie keinen Gedanken als den, sich an den Männern, die sie angegriffen hatten, zu rächen. Also stürmten sie das Haus und ließen das Warenlager unbewacht zurück, von einer Hand voll Dragoner abgesehen, die gegen den Ansturm der Männer, die jetzt auf die Türen zuströmten, machtlos waren. Ein Feldwebel der

Dragoner versuchte sie aufzuhalten, indem er die flache Seite seines Degens benutzte, um auf die führenden Männer einzuschlagen, aber er wurde aus dem Sattel gezerrt, sein Pferd wurde zur Seite gescheucht, und dann wurden die großen Türen aufgezogen. Gewaltiger Jubel wurde laut. Die verbliebenen Dragoner ließen die Männer vorbeirennen, ihnen ging es nur noch darum, sich und ihre Pferde zu retten.

»Da drinnen wird Chaos herrschen«, sagte Sharpe zu Harper. »Ich gehe allein hinein.«

»Um was zu tun?«

»Das, was ich zu tun habe«, erwiderte Sharpe. »Du und Hauptmann Vicente passt auf die Mädchen auf.« Er drängte sie in einen Hauseingang. »Ich komme wieder hierher.« Sharpe hätte Harper lieber mitgenommen, denn die schiere Größe und Kraft des Iren hätten sich in dem überfüllten Warenhaus gewiss als von unschätzbarem Wert erwiesen, aber die größte Gefahr bestand darin, dass ihre Gruppe aus fünf Menschen im dunklen, verwirrenden Inneren des Gebäudes getrennt wurde, also war es besser, wenn Sharpe allein zu Werke ging. »Wartet auf mich«, sagte er, dann gab er Harper sein Gepäck und sein Gewehr, und nur mit seinem Degen und der ungeladenen Salvenbüchse bewaffnet, bahnte er sich seinen Weg die Straße hinauf, an dem verängstigten Pferd des toten Offiziers vorbei und schließlich hinein ins Lagerhaus. Im Eingang drängten sich die Menschen, und als er erst einmal hineingelangt war, stieß er auf Männer, die die Kisten, Säcke und Fässer herunterzerrten und es ihm erschwerten, sich durchzuschlagen. Sharpe aber setzte den Kolben der Salvenbüchse ein und schlug sich damit brutal den Weg frei. Ein Artillerist versuchte ihn aufzuhalten und versetzte ihm einen heftigen Schlag. Sharpe drosch dem Mann mit dem messingbeschlagenen Ende die Zähne ein, anschließend kletterte er über einen breiten Haufen von Säcken, die von einem der großen Stapel heruntergezogen worden waren,

und dann hatte er eine Stelle erreicht, die nicht ganz so überfüllt war. Von hier aus konnte er sich zum Rand des Lagerhauses vorarbeiten, wo er, wenn er sich recht erinnerte, vor der hohen Holzwand, die das Lagerhaus vom nächsten trennte, zwei abgestellte Wagen gesehen hatte, die mit Waren beladen waren. Hier hinten hielten sich nur wenige Männer auf, denn die Franzosen waren scharf auf Essbares, an Kerzen und Knöpfen, Nägeln und Hufeisen hatten sie kein Interesse.

Ein Mann war bereits mit einem der Wagen beschäftigt, er sortierte die Waren auf dessen Ladefläche, und Sharpe sah, dass er sich schon einen Sack gefüllt hatte, vermutlich mit Lebensmitteln. Er schlug dem Mann mit der Salvenbüchse in den Nacken, trat ihn, als er zu Boden ging, und trampelte auf sein Gesicht ein, sobald er versuchte, sich zu rühren. Dann warf er einen Blick in den Sack. Zwieback, Salzfleisch und Käse. Das würde er an sich nehmen, denn sie hatten alle Hunger, also legte er den Sack beiseite, dann zog er seinen Degen und benutzte die Klinge, um zwei Fässer mit Lampenöl aufzubrechen. Ein ranziger Geruch breitete sich aus, als das Öl zwischen den zersplitterten Fassdauben hervorquoll und auf die Ladefläche des Wagens rann. Am Ende des Wagens lagerten ein paar Stoffballen, auf die stieg er hinauf, um zu prüfen, woraus sie gemacht waren, und stellte fest, dass es sich, wie er gehofft hatte, um Leinen handelte. Er rollte zwei der Ballen auf und breitete den Stoff locker über der Ladung des Wagens aus.

Er sprang hinunter, steckte seinen Degen wieder in die Scheide, dann öffnete er eine Patrone, um aus dem Papier eine Tülle zu drehen, die er mit Schießpulver füllte. Er machte die ungeladene Salvenbüchse schussfertig, dann sah er sich im Lagerhaus um, wo die Männer wie die Teufel Vorräte wegschleppten. Ein Stapel Rumfässer brach zusammen und zerdrückte einen Mann, der aufschrie, als ihm die Beine von einem vollen Fass gebrochen wurden, das sich öffnete und Rum über den Boden strömen ließ. Ein

Franzose hieb ein weiteres Fass mit der Axt auf, dann tauchte er eine Blechtasse in den Rum. Ein Dutzend anderer taten es ihm gleich, und niemand nahm Notiz von Sharpe, der den Hahn der ungeladenen Salvenbüchse spannte.

Er betätigte den Abzug, die Ladung flammte auf, und das Pulver in der Tülle zischte. Er ließ die Flamme anwachsen, bis die Tülle ordentlich brannte, dann warf er sie in das Öl auf der Ladefläche des Wagens. Eine Sekunde lang brannte das Papier allein, dann breitete sich ein Flammenteppich auf dem Wagen aus, und Sharpe schnappte sich den Sack mit Lebensmitteln und rannte los.

Ein paar Schritte weit kam er ungehindert voran. Die Männer an den Rumfässern ignorierten ihn, als er sich vorüberdrängte, doch dann fingen die Leinenballen Feuer, und jäh flammte grelles Licht auf. Ein Mann brüllte eine Warnung, der Rauch begann sich auszubreiten, und Panik brach aus. Ein Dutzend Dragoner erkämpften sich ihren Weg ins Warenhaus, sie hatten den nutzlosen Befehl erhalten, die Männer, die die kostbaren Lebensmittel stahlen, herauszuholen, und jetzt rollte eine Welle zu Tode erschrockener Soldaten über die Dragoner hinweg. Zwei von ihnen gingen zu Boden, Schreien und Stöhnen wurde laut, ein Schuss hallte, und dann verdichtete sich der Rauch in erschreckender Geschwindigkeit, denn der Wagen ging in Flammen auf. Die Patronen im Beutel des Mannes, dessen Essen Sharpe gestohlen hatte, fingen an zu explodieren, und ein brennender Fetzen Papier fiel in den Rum, sodass jäh blaue Flammen über den Boden züngelten.

Sharpe stieß Männer aus seinem Weg, trampelte über sie hinweg, trat nach ihnen, dann zog er seinen Degen, weil er vermutete, dass es das Einzige war, das ihm den Weg frei räumen würde. Er stach mit der Klinge auf Männer ein, und sie sprangen zur Seite, protestierten, verstummten jedoch vor dem Zorn in seinem Gesicht. Hinter ihm explodierte ein kleines Fass mit Schießpulver, und das Feuer breitete sich quer durch das Warenhaus aus, während sich Sharpe seinen

Weg durch die Massen erkämpfte – nur dass es einen solchen Weg schlicht nicht gab. Scharen von Männern in Todesangst blockierten die Schneisen zwischen den Haufen, also steckte Sharpe seinen Degen in die Scheide, warf seinen Proviantsack auf einen Stapel Kisten und kletterte an der Seite hinauf.

Jetzt floh er auf dem oberen Weg. Katzen rannten vor ihm davon. Rauch ballte sich zwischen den Dachsparren. Er sprang auf einen halb zusammengebrochenen Haufen von Mehlsäcken, setzte in Richtung Tür darüber hinweg und glitt an der hinteren Seite hinunter. Er zog den Kopf ein und rannte, trampelte über gestürzte Männer hinweg, setzte all seine Kraft ein, um dem Rauch zu entkommen, und brach durch die Tür hinaus ins Freie. Den Sack mit den Lebensmitteln hielt er noch immer umklammert, um ihn sicher zu bewahren, während er sich seinen Weg zurück zu dem Haus bahnte, wo er Harper zurückgelassen hatte.

»Gott schütze Irland.« Harper stand in dem Türeingang und sah sich das Chaos an. Rauch quoll aus den großen Türen, und noch mehr drang aus dem zerbrochenen Dachfenster. Soldaten mit Brandwunden stolperten hustend aus der Tür. Drinnen im Lagerhaus ertönten Schreie, und dann gab es eine weitere Explosion, als die Rumfässer auseinanderkrachten. Ein Lichtschein wie aus einem gigantischen Schmelzofen schlug nun aus den Türen, und der Lärm des Feuers glich dem Brüllen eines riesigen Flusses, der sich durch eine Schlucht wälzte.

»Haben Sie das getan?«, fragte Harper.

»Das habe ich getan«, antwortete Sharpe. Plötzlich fühlte er sich erschöpft, müde und hungrig wie ein Wolf, und dann gingen sie in das Haus, wo Vicente und die Mädchen in einem kleinen Zimmer warteten, das mit dem Bild eines Heiligen mit dem Stab eines Schäfers geschmückt war. Er sah Vicente an. »Bring uns irgendwohin, wo wir in Sicherheit sind, Jorge.«

»Wo gibt es an einem Tag wie diesem schon Sicherheit?«, fragte Vicente.

»Irgendwo weit weg von dieser Straße«, sagte Sharpe, und die fünf verließen das Haus durch die Hintertür. Als er sich umsah, stellte Sharpe fest, dass auch das Warenhaus neben dem von Ferragus Feuer gefangen hatte. Sein Dach brannte bereits. Offensichtlich waren mehr Dragoner im Anmarsch, denn Sharpe vernahm Hufschläge, die laut durch die engen Gassen hallten, aber sie kamen zu spät.

Sie gingen eine Gasse hinunter, dann eine andere hinauf, überquerten eine Straße und liefen durch einen Hof, in dem ein Dutzend betrunkene französische Soldaten wie tot dalagen. Vicente führte sie. »Wir gehen den Hang hinauf«, sagte er, nicht weil er glaubte, in der Oberstadt seien sie sicherer, sondern weil er dort zu Hause gewesen war.

Niemand beachtete sie. Sie waren einfach nur ein weiterer Haufen erschöpfter Soldaten, die durch die Stadt taumelten. In ihren Rücken herrschten Feuer, Rauch und Zorn.

»Was sagen wir, wenn sie uns ansprechen?«, fragte Sarah.

»Wir erzählen ihnen, wir seien Holländer.«

»Holländer?«

»Sie haben holländische Soldaten in ihren Reihen«, erklärte Sharpe.

In der Oberstadt war es ruhiger. Hauptsächlich Kavalleristen waren hier einquartiert, und ein paar von ihnen befahlen den eindringenden Infanteristen, sie sollten machen, dass sie wegkamen, aber Vicente führte seine Gruppe in einen Hof und ein paar Stufen hinunter, bis sie im Garten eines großen Hauses ankamen. Am Rand des Gartens stand ein kleineres Haus.

»Das Haus gehört einem Professor der Theologie«, berichtete Vicente. »Und seine Bediensteten wohnen hier.«

Das Häuschen war winzig, aber bisher schienen die Franzosen es nicht gefunden zu haben. Sharpe hatte auf dem Weg den Hang hinauf bemerkt, dass bei einigen Häusern ein Uniformrock im Eingang hing, um anzuzeigen,

dass sich Soldaten in diesem Haus einquartiert hatten und dass dort nicht geplündert werden durfte. Also zog auch er seinen blauen Rock aus und hängte ihn an einen Nagel neben der Tür des kleinen Hauses. Vielleicht würde das den Feind abhalten, vielleicht aber auch nicht. Sie setzten sich zum Essen, waren allesamt ausgehungert, rissen das Salzfleisch und den harten Zwieback in Fetzen, und Sharpe wünschte, er hätte sich jetzt niederlegen und für den Rest des Tages schlafen können. Ihm war jedoch klar, dass sich die Übrigen genauso fühlen mussten. »Schlaft ein bisschen«, riet er ihnen.

»Und was ist mit dir?«, fragte Vicente.

»Jemand muss Wache stehen«, erwiderte Sharpe.

Das Haus hatte nur ein kleines Schlafzimmer, nicht viel größer als ein Kleiderschrank, und das wiesen sie Vicente zu, weil er Offizier war. Harper hingegen ging in die Küche, wo er sich aus den Vorhängen, ein paar Decken und seinem grünen Rock ein Bett bereitete. Joana folgte ihm, und die Küchentür wurde fest hinter ihr geschlossen. Sarah ließ sich in einen alten, kaputten Sessel fallen, aus dessen Polster Knäuel von Rosshaar herausquollen. »Ich bleibe mit dir wach«, sagte sie zu Sharpe, und im nächsten Augenblick war sie auch schon eingeschlafen. Sharpe lud sein Gewehr. Er wagte nicht, sich hinzusetzen, weil er wusste, er würde nie und nimmer wach bleiben können, also stellte er sich in den Eingang, das geladene Gewehr an der Seite, und lauschte auf die Schreie aus der Ferne. Er sah die gewaltigen Rauchschwaden, die den wolkenlosen Himmel bedeckten, und wusste, er hatte seine Pflicht getan.

Alles, was er jetzt noch zu tun hatte, war, zur Armee zurückzukehren.

KAPITEL 10

Ferragus und sein Bruder kehrten zum Haus des Majors zurück, dem die Plünderungen, die der Rest der Stadt erlitten hatte, erspart geblieben waren. Ein Trupp Dragoner von derselben Schwadron, die zum Schutz des Lagerhauses herbeigeritten war, hatte sich vor dem Haus postiert, und diese Posten wurden jetzt von einem Dutzend Männer abgelöst, die Oberst Barreto geschickt hatte. Jener hatte vor, sich, sobald sein Tagwerk getan war, selbst in dem Haus einzuquartieren. Miguel und fünf weitere von Ferragus' Männern befanden sich in dem Haus, wo sie vor der Aufmerksamkeit der Franzosen sicher waren, und es war Miguel, der die Jubelfeier der Brüder unterbrach.

Ferragus hatte gerade eine dritte Flasche Wein geöffnet. Er hörte sich an, was Miguel zu sagen hatte, trug die Flasche zum Fenster und spähte den Hang hinauf. Er sah, wie sich der Rauch ballte, zuckte jedoch mit den Schultern. »Da stehen ja ein Dutzend Gebäude, von denen das kommen kann«, bemerkte er wegwerfend.

»Es ist das Lagerhaus«, beharrte Miguel. »Ich bin aufs Dach gestiegen. Ich habe es gesehen.«

»Und?« Ferragus prostete mit der Flasche in den Raum. »Wir haben es ja nun verkauft. Die Franzosen haben den Verlust, nicht wir.«

Major Ferreira ging zum Fenster und starrte hinaus in den Rauch. Dann bekreuzigte er sich. »Die Franzosen werden es nicht so sehen«, sagte er leise, dann nahm er seinem Bruder die Flasche ab.

»Sie haben uns bezahlt«, sagte Ferragus und wollte wieder nach der Flasche greifen.

Ferreira stellte den Wein außerhalb der Reichweite seines Bruders ab. »Die Franzosen werden glauben, wir hätten

ihnen die Lebensmittel verkauft und sie dann vernichtet«, sagte er. Der Major blickte über die Straße, die den Hügel hinunterführte, als erwarte er jeden Augenblick, dass sie sich mit Franzosen füllte. »Sie werden ihr Geld zurückverlangen.«

»Jesus«, stieß Ferragus hervor. Sein Bruder hatte recht. Sein Blick fiel auf das Geld: vier Satteltaschen, gefüllt mit französischem Gold. »Jesus«, sagte er noch einmal, als seinem vom Wein vernebelten Hirn klar wurde, was für Folgen das brennende Gebäude nach sich ziehen könnte.

»Es ist Zeit, aufzubrechen.« Der Major übernahm entschlossen die Initiative.

»Aufzubrechen?«, fragte Ferragus noch immer verwirrt.

»Sie werden hinter uns her sein«, beharrte der Major. »Im besten Fall verlangen sie lediglich ihr Geld zurück, im schlimmsten werden sie uns erschießen. Großer Gott, Luis. Zuerst verlieren wir das Mehl in der Kapelle und jetzt das! Meinst du wirklich, sie glauben uns, dass wir das nicht getan haben? Lass uns gehen! Jetzt gleich!«

»In den Hof«, wies Ferragus Miguel an.

»Wir können nicht reiten«, protestierte Ferreira. Die Franzosen konfiszierten jedes Pferd, das ihnen unter die Augen kam, und Ferreiras Kontakte zu Oberst Barreto und seinen Franzosen würden ihm nicht das Geringste nützen, wenn die Franzosen ihn auf dem Pferderücken erwischten. »Wir müssen uns verstecken«, beharrte er. »Wir halten uns in der Stadt verborgen, bis wir sie gefahrlos verlassen können.«

Ferragus, sein Bruder und die sechs Männer nahmen die wertvollsten Besitztümer aus dem Haus mit sich. Sie trugen das Gold, das ihnen von den Franzosen gerade erst bezahlt worden war, etwas Geld, das Major Ferreira in seinem Arbeitszimmer versteckt hatte, und einen Sack voll Silbergeschirr. All das schleppten sie eine Gasse hinter den Stallungen hinauf, durch eine zweite Gasse und in eines der zahlreichen verlassenen Häuser, das von den Franzosen

bereits durchsucht worden war. Weiter wagten sie nicht zu gehen, denn in den Straßen wimmelte es von Soldaten der Besatzer, also suchten sie im Keller des Hauses Schutz und beteten, dass man sie dort nicht finden würde.

»Wie lange bleiben wir hier?«, fragte Ferragus missgelaunt.

»Bis die Franzosen aufbrechen«, antwortete Ferreira.

»Und dann?

Darauf gab Ferreira ihm keine Antwort. Er dachte nach. Darüber, dass die Briten nicht so einfach auf ihren Booten abziehen würden, dachte er nach. Sie würden wiederum versuchen, die Franzosen aufzuhalten, vermutlich in der Nähe der neuen Forts, bei deren Errichtung er an der Nordstraße von Lissabon zugesehen hatte. Das bedeutete, dass die Franzosen kämpfen oder aber um die britischen und portugiesischen Armeen herum manövrieren mussten, und das verschaffte ihm Zeit. Zeit, um nach Lissabon zu gelangen. Zeit, um des Geldes habhaft zu werden, das im Gepäck seiner Frau versteckt war. Zeit, seine Frau und seine Kinder zu finden. Portugal stand vor dem Zusammenbruch, und die Brüder würden Geld brauchen. Viel Geld. Sie konnten auf die Azoren gehen oder sogar nach Brasilien, dort in Ruhe die Stürme abwarten und nach Hause zurückkehren, wenn alles vorüber war. Und wenn die Franzosen besiegt wurden? Dann würden sie trotzdem Geld brauchen, und das einzige Hindernis war Captain Sharpe, der von Ferreiras Verrat wusste. Der verfluchte Kerl war aus dem Keller entkommen, aber war er wirklich noch am Leben? Wahrscheinlicher war, dass die Franzosen ihn getötet hatten, denn Ferreira konnte sich nicht vorstellen, dass diese inmitten ihrer Orgie des Tötens und der Zerstörung noch Gefangene machten. Aber der Gedanke, dass der Schütze noch am Leben sein könnte, beunruhigte ihn dennoch. »Falls Sharpe noch lebt«, stellte er sich die Frage laut, »was machen wir dann?«

Ferragus spuckte aus, um ihm zu zeigen, was er von Sharpe hielt.

»Er wird zu seiner Armee zurückkehren«, beantwortete sich Ferreira seine eigene Frage.

»Und dort erzählen, dass du ein Verräter bist?«

»Dann steht mein Wort gegen seines«, erwiderte Ferreira. »Und wenn ich da bin, wird man seinem Wort nicht viel Gewicht beimessen.«

Ferragus starrte hinauf an die Kellerdecke. »Wir könnten behaupten, die Lebensmittel wären vergiftet gewesen«, schlug er vor. »Warum sagen wir nicht, es war eine Falle für die Franzosen?«

Ferreira nickte, um anzuerkennen, dass dieser Vorschlag nicht übel war. »Wichtig ist erst einmal, dass wir Lissabon erreichen«, sagte er. »Beatriz und die Kinder sind dort. Mein Geld ist ebenfalls dort.« Er dachte daran, nach Norden zu gehen und sich zu verstecken, aber je länger er sich von der Armee fernhielt, desto größer würde der Argwohn, den seine Abwesenheit erregte, anwachsen. Besser war es, die Sache durchzustehen und seinen Besitz zurückzuerlangen. Wenn er erst einmal das Geld hatte, konnte er überleben, was immer auch geschah. Außerdem vermisste er seine Familie. »Aber wie können wir nach Lissabon kommen?«

»Wir gehen nach Osten«, schlug einer der Männer vor. »Wir gehen nach Osten zum Tajo und lassen uns flussabwärts treiben.«

Ferragus starrte den Mann an und dachte nach, obwohl es im Grunde gar nichts zum Nachdenken gab. Er konnte nicht auf direktem Weg nach Süden gehen, weil dort die Franzosen sein würden. Wenn aber er und sein Bruder sich nach Osten durch die Berge schlagen und auf den Bergstraßen reisen würden, die die Franzosen nicht zu benutzen wagten, weil sie die Partisanen fürchteten, dann würden sie irgendwann den Tajo erreichen, und das Geld, das sie bei sich trugen, war mehr als genug, um ein Boot zu

kaufen. Anschließend würden sie kaum mehr als zwei Tage bis nach Lissabon brauchen.

»Ich habe Freunde in den Bergen«, sagte Ferreira.

»Freunde?« Ferragus war dem Gedankengang seines Bruders nicht gefolgt.

»Männer, denen ich Waffen verschafft habe.« Als Teil seiner Pflichten hatte Ferreira britische Musketen an die Leute in den Bergen ausgeteilt, um sie zu ermutigen, sich den Partisanen anzuschließen. »Sie werden uns Pferde geben«, sagte er zuversichtlich. »Und sie werden wissen, ob die Franzosen in Abrantes sind. Wenn nicht, können wir uns dort ein Boot suchen. Und die Männer in den Bergen können noch etwas anderes für uns tun. Wenn Sharpe noch am Leben ist …«

»Er muss inzwischen tot sein«, beharrte Ferragus.

»Wenn er noch am Leben ist«, fuhr Major Ferreira geduldig fort, »dann wird er denselben Weg einschlagen müssen, um zu seiner Armee zu gelangen. Und die Männer werden ihn für uns töten.« Er bekreuzigte sich, weil ihm alles auf einmal so klar erschien. »Fünf von uns werden zum Tajo gehen«, sagte er, »und sich dann nach Süden durchschlagen. Wenn wir unsere Armee erreichen, werden wir sagen, wir haben die Vorräte in dem Lagerhaus vernichtet, und wenn die Franzosen kommen, fahren wir auf die Azoren.«

»Nur fünf von uns?«, fragte Miguel. In dem Keller befanden sich acht Männer.

»Drei von uns werden hierbleiben«, schlug Ferreira vor und warf seinem Bruder einen um Zustimmung heischenden Blick zu. Ferragus nickte. »Drei Männer müssen hierbleiben«, sagte Ferreira, »um mein Haus zu bewachen und alle notwendigen Reparaturen vorzunehmen, ehe wir zurückkommen. Und wenn wir zurückkommen, werden diese drei Männer eine angemessene Belohnung erhalten.«

Der Verdacht des Majors, dass sein Haus Reparaturen nötig haben würde, war berechtigt, denn lediglich hundertundfünfzig Schritte von ihm entfernt waren

Dragoner auf der Suche nach ihm. Die Franzosen glaubten, dass sie von Major Ferreira und seinem Bruder betrogen worden waren, und jetzt wollten sie Rache. Sie schlugen die Vordertür ein, fanden aber niemanden als die Köchin, die betrunken in der Küche hockte. Als sie einem Dragoner ihre Bratpfanne an den Kopf schlug, wurde sie erschossen. Die Dragoner warfen ihre Leiche in den Hof, dann zerstörten sie systematisch alles, was sich zerbrechen ließ. Möbel, Bilder, Porzellan, Geschirr, alles. Das Geländer wurde von der Treppe gerissen, die Fenster wurden eingeworfen und die Läden aus ihren Scharnieren gezerrt. Sie fanden nichts Brauchbares außer den Pferden in den Stallungen, und die nahmen sie mit, um französische Kavalleriepferde aus ihnen zu machen.

Die Dämmerung zog herauf, die Sonne flammte purpurn über dem weit entfernten Atlantik auf und versank. Die Feuer in der Stadt brannten weiter und erleuchteten den rauchigen Himmel. Der erste Zorn der Franzosen hatte sich gelegt, aber noch immer drangen Schreie durch die Dunkelheit, und in der Nacht flossen Tränen, denn die Adler hatten eine Stadt eingenommen.

Sharpe lehnte im Türrahmen, im Schatten einer kleinen hölzernen Veranda, die von Pflanzen überwuchert war. Der kleine Garten war ordentlich in Reihen bepflanzt, aber was dort wuchs, wusste Sharpe nicht, obgleich er zumindest die Stangenbohnen erkannte, die er gepflückt und für die kargen Tage, die vor ihnen lagen, in seiner Tasche verstaut hatte. Er lehnte sich wieder in den Türrahmen und lauschte auf die Schüsse aus der Unterstadt und auf Harpers Schnarchen, das aus der Küche drang. Er döste ein, war sich dessen jedoch nicht bewusst, bis eine Katze sich an seinen Knöcheln rieb und er erschrocken zu sich kam. Noch immer hallten Schüsse durch die Stadt, und noch immer ballte sich über ihren Köpfen Rauch.

Er streichelte die Katze, stampfte auf den Boden und versuchte sich wach zu halten, aber wiederum schlief er im Stehen ein, und als er erwachte, sah er einen französischen Offizier, der mit einem Zeichenblock am Eingang des Gartens saß. Der Mann zeichnete Sharpe, und als er sah, dass sein Modell aufgewacht war, hob er hastig die Hand, wie um anzuzeigen, dass Sharpe nicht erschrecken sollte. Er zeichnete weiter, schnell und selbstbewusst führte er den Bleistift über das Papier. Er sprach mit Sharpe, seine Stimme klang entspannt und freundlich, und Sharpe grunzte zur Antwort, doch den Offizier schien es nicht zu stören, dass sein Modell kein sinnvolles Wort von sich gab. Es dämmerte bereits, als der Offizier fertig war und aufstand, um Sharpe die Zeichnung zu bringen und ihn nach seiner Meinung zu fragen. Der Franzose lächelte, er war mit seiner Arbeit zufrieden, und Sharpe betrachtete das Bild eines finster wirkenden Mannes, vernarbt und Furcht erregend, der in Hemdsärmeln in einem Türrahmen lehnte, neben sich ein Gewehr und an der Hüfte einen Degen. Hatte der Idiot nicht gesehen, dass es sich um britische Waffen handelte? Der Offizier, der jung, hellhaarig und gut aussehend war, drängte Sharpe zu einer Äußerung, und Sharpe zuckte mit den Schultern, wobei er sich fragte, ob er seinen Degen ziehen und den Mann in Stücke schneiden sollte.

Dann erschien Sarah und sagte etwas in fließendem Französisch zu dem Offizier, der seine Mütze zog, sich verbeugte und Sarah das Bild zeigte. Sie musste Begeisterung darüber an den Tag gelegt haben, denn er riss es aus seinem dicken Block und überreichte es ihr mit einer weiteren Verbeugung. Ein paar Minuten lang sprachen sie miteinander, oder eher sprach der Offizier, und Sarah schien allem, was er sagte, zuzustimmen und nur hier und da ein Wort hinzuzufügen. Endlich küsste der Offizier ihr die Hand, nickte Sharpe freundlich zu und verschwand die Stufen hinauf durch die Gasse. »Was war denn das?«, fragte Sharpe.

»Ich habe ihm gesagt, wir wären Holländer. Er schien zu glauben, du wärst ein Kavallerist.«

»Er hat den Degen, meine Hose und die Stiefel gesehen«, erklärte Sharpe. »Argwohn hat er nicht geschöpft?«

»Er hat gesagt, du wärst das Inbild des modernen Soldaten«, sagte Sarah und betrachtete die Zeichnung.

»Das bin ich«, bestätigte Sharpe, »ein wahres Kunstwerk.«

»Tatsächlich hat er gesagt, du wärst das Inbild des Volkszorns, der auf eine veraltete, korrupte Welt losgelassen wird.«

»Zum Teufel noch mal.«

»Und er hat gesagt, es sei eine Schande, was in der Stadt vor sich ginge, aber es sei nun einmal unvermeidlich.«

»Was spricht gegen Disziplin?«

»Unvermeidlich«, wiederholte Sarah und ignorierte Sharpes Frage, »weil Coimbra diese veraltete Welt voller Aberglauben und Privilegien repräsentiert.«

»Er war also wieder einmal ein Crapaud voll mit …«, begann Sharpe.

»Scheiße?«, unterbrach ihn Sarah.

Sharpe betrachtete sie. »Du bist ein seltsames Wesen, mein Herz.«

»Gut«, sagte sie.

»Hast du geschlafen?«, fragte Sharpe sie.

»Ich habe geschlafen, ja. Jetzt bist du dran.«

»Jemand muss Wache stehen«, sagte Sharpe, obwohl er diese Arbeit nicht allzu gut erledigt hatte. Er hatte fest geschlafen, als der französische Offizier gekommen war, und es war pures Glück gewesen, dass es sich lediglich um einen Mann mit einem Zeichenblock gehandelt hatte, nicht um einen Bastard, der auf Plünderung aus war. »Ich weiß, was du tun könntest: nachsehen, ob sich das Feuer in der Küche anfachen lässt, und uns Tee machen.«

»Tee?«

»In meinem Proviantbeutel sind Teeblätter«, sagte Sharpe. »Du musst sie herauslöffeln, und es mischt sich immer ein

bisschen Schießpulver hinein, aber die meisten von uns mögen den Geschmack.«

»Sergeant Harper ist in der Küche«, sagte Sarah verlegen.

»Hast du Angst vor dem, was du da sehen könntest?«, fragte Sharpe mit einem Lächeln. »Ihn wird es nicht stören. In der Armee gibt es nicht viel Privatleben. Die bringt einem so einiges bei, die Armee.«

»Das stelle ich auch gerade fest«, bemerkte Sarah, und dann ging sie in die Küche, kam jedoch gleich darauf zurück, um zu vermelden, dass der Ofen kalt war.

Sie hatte sich so leise bewegt, wie sie nur konnte, aber dennoch hatte sie Harper geweckt, der sich aus seinem provisorischen Bett wälzte und mit verschleierten Augen in den kleinen Wohnraum trat. »Wie spät ist es?«

»Einbruch der Nacht«, antwortete Sharpe.

»Alles still?«

»Von deinem Schnarchen abgesehen, ja. Und wir hatten Besuch von einem Froschfresser, der mit Sarah über den Zustand der Welt geschwatzt hat.«

»Sie ist in einem abscheulichen Zustand, ja, das ist sie«, sagte Harper. »Eine Schande, wirklich.« Er schüttelte den Kopf, dann hob er die Salvenbüchse. »Sie sollten sich ein bisschen schlafen legen, Sir. Lassen Sie mich eine Weile Wache stehen.« Er drehte sich um und lächelte, als Joana aus der Küche trat. Sie hatte ihr zerrissenes Kleid ausgezogen und schien nicht mehr am Leib zu tragen als das Hemd des Franzosen, das ihr bis auf die Oberschenkel reichte. Sie legte Harper die Arme um die Taille, lehnte ihren dunklen Kopf an seine Schulter und lächelte Sharpe entgegen. »Wir werden beide wachen«, sagte Harper.

»Nennt man das heute so?«, fragte Sharpe. Er nahm sein Gewehr. »Weckt mich, wenn ihr müde werdet«, sagte er. Er vermutete, dass er ordentlichen Schlaf nötiger hatte als Tee, aber Harper, das wusste er, würde vermutlich eine Gallone trinken. »Wollt ihr erst noch Tee kochen? Wir wollten gerade den Ofen anzünden.«

»Ich brühe welchen auf der Feuerstelle, Sir.« Harper nickte in Richtung der kleinen Feuerstelle, über der er einen dreibeinigen Kessel sah, der dazu gedacht war, in der Glut zu stehen. »Im Garten gibt es Wasser«, fügte er hinzu und nickte diesmal in Richtung der Regentonne. »Die Küche gehört also ganz Ihnen, Sir. Und schlafen Sie gut, Sir.«

Sharpe duckte sich unter der niedrigen Tür hindurch, die er schloss, um sich in fast völliger Schwärze wiederzufinden. Er tastete nach der Hintertür, die in einen kleinen umschlossenen Hof führte. Das Mondlicht, das durch den Rauch drang, erfüllte den Hof mit unheimlichem Licht. In einer Ecke des Hofs stand eine Pumpe, und Sharpe bediente den Schwengel, um etwas Wasser in einen steinernen Trog zu pumpen. Er benutzte eine Hand voll Stroh, um sich den Dreck von den Stiefeln zu wischen, dann zog er sie aus und wusch sich die Hände. Er legte seinen Degengurt ab und trug Gurt, Stiefel und Degen zurück in die Küche. Dann schloss er die Tür und ging in die Knie, um in der Dunkelheit das Bett zu finden.

»Vorsicht«, sagte Sarah von irgendwoher, inmitten des Haufens aus Decken und grünem Rock.

»Was machst du …«, begann Sharpe, dann fiel ihm ein, dass das eine törichte Frage war, und er sprach sie nicht zu Ende.

»Ich glaube nicht, dass ich dort draußen besonders erwünscht war«, erklärte Sarah. »Nicht, dass Sergeant Harper nicht freundlich gewesen wäre, das war er durchaus, aber ich hatte den untrüglichen Eindruck, dass die beiden bestens ohne mich zurechtkommen würden.«

»Da hast du vermutlich recht«, sagte Sharpe.

»Und ich werde dich nicht wach halten«, versprach sie.

Aber das tat sie.

Es war Morgen, als Sharpe erwachte. Irgendwie war die Katze in die Küche gelangt und saß jetzt auf dem kleinen

Regal neben dem Herd, wo sie sich säuberte und von Zeit zu Zeit Sharpe aus ihren gelben Augen einen Blick zuwarf. Sarahs linker Arm lag über Sharpes Brust gebreitet, und er staunte, wie glatt und hell ihre Haut war. Sie schlief noch, eine Strähne ihres goldenen Haars erzitterte bei jedem Atemzug vor ihren geöffneten Lippen. Sharpe zog sich unter ihrer Umarmung hervor und zwängte sich nackt aus der Küchentür, gerade weit genug, um in den Wohnraum blicken zu können.

Harper saß im Sessel, Joana schlief in seinem Schoß. Beim Quietschen der Türangeln drehte sich der Ire um. »Alles ruhig, Sir«, flüsterte er.

»Du hättest mich wecken sollen.«

»Warum denn? Hier rührt sich doch nichts.«

»Und Hauptmann Vicente?«

»Der hat sich nach draußen geschlichen, Sir. Wollte sehen, was vor sich geht. Er hat versprochen, hier in der Nähe zu bleiben, Sir.«

»Ich mache Tee«, sagte Sharpe und schloss die Tür.

Ein Korb mit Anmachholz stand neben dem Herd, und in einer Kiste lag klein gespaltenes Holz. Er arbeitete so leise wie möglich, hörte aber, wie sich Sarah bewegte, drehte sich um und sah, dass sie ihm aus dem Gewirr der Decken entgegenblickte. »Du hast recht«, sagte sie. »Die Armee bringt einem so einiges bei.«

Sharpe lehnte sich gegen den Herd. Sie setzte sich auf, hielt sich Harpers grünen Rock vor die Brüste, und er betrachtete sie. Sie erwiderte seinen Blick, und keiner von ihnen sagte ein Wort, bis sie sich plötzlich am Oberschenkel kratzte. »Als du in Indien warst«, fragte sie unvermittelt, »hast du da Leute getroffen, die glaubten, nach dem Tod käme man noch einmal als anderer Mensch zurück auf die Erde?«

»Nicht dass ich wüsste«, erwiderte Sharpe.

»Mir wurde erzählt, dort glaubt man das«, sagte Sarah ernst.

»Dort glaubt man allen möglichen Unsinn. Ich bin da gar nicht mehr mitgekommen.«

»Falls ich noch einmal zurückkomme«, sagte Sarah, neigte ihren Kopf und lehnte ihn gegen die Wand, »dann als Mann.«

»Das wäre eine ziemliche Verschwendung«, entgegnete Sharpe.

»Aber ihr seid frei«, sagte sie und sah zu den getrockneten Kräutern auf, die von den Deckenbalken hingen.

»Ich bin nicht frei«, erwiderte Sharpe. »Ich bin ganz in den Händen der Armee. Die klebt an mir wie die Flöhe.« Er sah zu, wie sie sich noch einmal kratzte.

»Das, was wir gestern Nacht getan haben«, sagte Sarah, errötete ein wenig und machte damit deutlich, dass sie sich zwingen musste, über etwas zu sprechen, was in der Dunkelheit völlig natürlich geschehen war, »das braucht dich nicht zu verändern. Du bleibst derselbe Mensch. Ich nicht.«

Sharpe hörte Vicentes Stimme im Wohnzimmer, und einen Herzschlag später klopfte jemand an die Küchentür. »In einer Minute, Jorge!«, rief Sharpe nach draußen. Er blickte Sarah in die Augen. »Sollte ich mich schuldig fühlen?«

»Nein, nein«, entgegnete Sarah schnell. »Es ist nur so, dass sich alles verändert hat. Für eine Frau …«, wieder sah sie hinauf zu den Kräutern, »… für eine Frau ist das keine kleine Sache. Für einen Mann, denke ich, ist es das.«

»Ich werde dich nicht allein sitzen lassen«, sagte Sharpe.

»Darüber habe ich mir keine Sorgen gemacht«, sagte Sarah, obwohl sie das getan hatte. »Es ist einfach so, dass jetzt alles neu ist. Ich bin nicht mehr die, die ich gestern war. Und das bedeutet, dass es morgen ebenfalls anders sein wird.« Sie lächelte schmal. »Verstehst du?«

»Vermutlich wirst du noch einmal mit mir sprechen müssen«, sagte Sharpe, »wenn ich richtig wach bin. Aber im Moment muss ich mir anhören, was Jorge zu sagen hat, mein

Herz, und dann brauche ich verdammt noch mal meinen Tee.« Er beugte sich vor, küsste sie und raffte seine Kleider zusammen.

Sarah hob ihr zerrissenes Kleid aus den zerwühlten Decken. Sie war im Begriff, es über den Kopf zu streifen, dann aber schauderte sie. »Es stinkt«, sagte sie angewidert.

»Zieh das an«, sagte Sharpe und warf ihr sein Hemd zu, dann zog er die Hose an, zerrte sich die Träger über die bloßen Schultern und stieg in seine Stiefel. »Wir müssen heute so gut wie möglich alles zusammenflicken und waschen«, sagte er. »Ich bezweifle, dass die verdammten Franzosen heute aufbrechen werden, und wir scheinen hier ziemlich sicher zu sein.« Er wartete, bis sie das Hemd zugeknöpft hatte, dann öffnete er die Tür. »Tut mir leid, Jorge, ich mache gerade Feuer.«

»Die Franzosen brechen nicht auf«, berichtete Vicente aus der Tür. Er war in Hemdsärmeln und hatte sich für den linken Arm eine Schlinge gemacht. »Ich konnte nicht weit gehen, aber ich habe den Hang hinunterspähen können. Sie treffen keinerlei Vorbereitungen.«

»Sie holen Atem«, sagte Sharpe. »Und dann werden sie vermutlich morgen aufbrechen.« Er drehte sich um, um Sarah anzusehen. »Sieh nach, ob Patricks Feuer noch brennt, ja? Sag ihm, ich brauche für dieses hier eine Flamme.«

Sarah schlüpfte an Vicente vorbei, der zur Seite trat, um sie vorbeizulassen, dann blickte er von Sarah zu Joana. Beide Mädchen trugen verdreckte Hemden über bloßen Beinen. Er kam in die Küche und blickte Sharpe stirnrunzelnd an. »Hier sieht es aus wie im Bordell«, sagte er tadelnd.

»Grünröcke haben von jeher Glück, Jorge. Und die beiden haben sich freiwillig gemeldet.«

»Ist das eine Rechtfertigung?«

Sharpe schob etwas mehr Anmachholz in den Ofen. »Es braucht keine Rechtfertigung, Jorge. Es ist das Leben.«

»Deshalb haben wir die Religion«, erwiderte Vicente. »Um uns über das Leben zu erheben.«

»Ich hatte immer Glück«, sagte Sharpe. »Ich bin sowohl dem Gesetz als auch der Religion entronnen.«

Vicente wirkte unglücklich über diese Antwort, dann aber entdeckte er die Bleistiftzeichnung von Sharpe, die Sarah auf ein Regal gestellt hatte, und sein Gesicht hellte sich auf. »Das ist gut. Das sieht ja aus wie du.«

»Es ist ein Bild vom Zorn des Volkes, der auf eine korrupte Welt losgelassen wird, Jorge.«

»Ist es das?«

»Das hat jedenfalls der Kerl, der es gezeichnet hat, gesagt, irgendetwas in der Art.«

»Hat es nicht Miss Fry gezeichnet?«

»Nein, ein Offizier von den Froschfressern, Jorge. Er hat es gestern Abend gezeichnet, als du geschlafen hast. Tritt beiseite, das Feuer kommt.« Er und Vicente machten Platz für Sarah, die einen brennenden Holzspan in den Ofen schob. Dann beobachtete sie ihn, um sicherzugehen, dass das Holz Feuer fing. Während Sarah auf die kleinen Flammen blies, sagte Sharpe: »Wir müssen heute Wasser kochen, unsere Kleider waschen und die Flöhe einsammeln.«

»Flöhe?« Sarah klang erschrocken.

»Warum, glaubst du, hast du dich wohl gekratzt, mein Herz? Du hast vermutlich noch Schlimmeres als Flöhe, aber wir haben den ganzen Tag Zeit, uns zu säubern. Wir warten, bis sich die Crapauds auf den Weg machen, was frühestens morgen der Fall sein wird.«

»Heute gehen sie noch nicht?«, fragte Sarah.

»Der besoffene Haufen? Nein, heute würden ihre Offiziere sie nie und nimmer in Marschordnung bekommen. Frühestens morgen, wenn sie Glück haben. Und heute Abend sehen wir uns mal die Straßen an, aber ich bezweifle, dass wir heute Nacht schon nach draußen können. Sie haben zweifellos Patrouillen eingeteilt. Am besten warten

wir, bis sie weg sind, dann gehen wir über die Brücke und schlagen uns nach Süden durch.«

Sarah dachte eine Sekunde lang nach, dann runzelte sie die Stirn und kratzte sich in der Taille. »Du gehst einfach den Franzosen hinterher?«, fragte sie. »Wie kommst du denn an ihnen vorbei?«

»Der sicherste Weg«, antwortete Vicente, »wäre der zum Tajo. Wir müssen ein paar hohe Berge überqueren, um zum Fluss zu gelangen, aber wenn wir erst einmal dort sind, können wir vielleicht ein Boot finden. Eines, das uns stromabwärts nach Lissabon bringt.«

»Aber vorher haben wir noch etwas anderes zu erledigen«, sagte Sharpe. »Wir müssen Ferragus finden.«

Vicente furchte die Brauen. »Warum denn?«

»Weil er uns etwas schuldig ist, Jorge«, sagte Sharpe. »Oder zumindest Sarah ist er etwas schuldig. Er hat ihr Geld gestohlen, der Bastard, also müssen wir es ihr wiederbesorgen.«

Vicente war sichtlich unglücklich bei dem Gedanken, die Fehde mit Ferragus noch länger auszudehnen, aber er erhob keinen Widerspruch. »Und was, wenn heute hier eine Patrouille herkommt?«, fragte er stattdessen. »Sie werden die Stadt nach ihren eigenen Soldaten absuchen, oder nicht?«

»Sprichst du die Froschsprache?«

»Nicht gut, aber ein bisschen schon.«

»Gut, dann sag ihnen, du bist Italiener, Holländer oder was immer dir gefällt, und versprich ihnen, dass wir zu unserer Einheit zurückkehren. Was wir ja schließlich tun werden, wenn wir hier nur irgendwie herauskommen.«

Sie machten sich Tee, teilten sich ein Frühstück aus Zwieback, Salzfleisch und Käse, und dann hielten Sharpe und Vicente Wache, während Harper den beiden Frauen half, die Wäsche zu bewältigen. Sie kochten die Kleider, um den Gestank des Abwasserkanals herauszubekommen, und als alles getrocknet war, was den größten Teil des Tages in

Anspruch genommen hatte, verwendete Sharpe einen erhitzten Schürhaken, um die Läuse in den Nähten abzutöten. Harper hatte im Schlafzimmer ein paar Vorhänge heruntergerissen, sie gewaschen und in lange Streifen gerissen, und nun bestand er darauf, damit Sharpes Rippen zu bandagieren, die noch immer schmerzten und geschwollen waren. Sarah sah die Narben auf seinem Rücken. »Was ist dir denn da passiert?«, fragte sie.

»Ich bin ausgepeitscht worden.«

»Wofür?«

»Für etwas, das ich nicht getan habe«, sagte Sharpe.

»Es muss sehr wehgetan haben.«

»Das Leben tut weh«, erwiderte Sharpe. »Fest wickeln, Pat.« Seine Rippen schmerzten noch, aber er konnte inzwischen wieder tief einatmen, ohne zusammenzuzucken, was sicher bedeutete, dass die Verletzungen heilten.

Auch in der Stadt schien die Heilung einzusetzen, denn heute war es dort stiller, obwohl die Rauchwolke, die inzwischen dünner geworden war, noch immer über dem Lagerhaus hing. Sharpe vermutete, dass die Franzosen einige Lebensmittel aus dem Feuer gerettet hatten, aber gewiss nicht annähernd genug, um sie von dem Hunger zu erlösen, den Lord Wellington über sie verhängt hatte, um ihre Invasion in die Knie zu zwingen.

Gegen Mittag schlich sich Sharpe ans Ende der gewundenen Gasse und sah, wie er vermutet hatte, Patrouillen französischer Soldaten, die Männer aus den Häusern scheuchten. Er und Harper füllten die Gasse mit Abfällen aus dem Garten, um anzuzeigen, dass sich hier keine Erkundung lohnte. Das Täuschungsmanöver musste funktioniert haben, denn keine Patrouille machte sich die Mühe, den engen Durchgang zu durchsuchen.

Als die Nacht hereinbrach, vernahmen sie auf den nahen Straßen das Geräusch von Hufschlag und eisenbeschlagenen Rädern, und als es völlig dunkel war, schlich sich Sharpe um die Hindernisse in der Gasse herum

und sah, dass zwei Batterien Artillerie in der Straße abgestellt worden waren. Ein halbes Dutzend Wachtposten bewachte die Gefährte, und einer, der wachsamer war als die übrigen, bemerkte Sharpes Schatten im Eingang der Gasse und rief ihm etwas zu. Sharpe ging in die Hocke. Der Mann rief noch einmal, und als er wiederum keine Antwort erhielt, schoss er in die Dunkelheit. Die Kugel zischte über Sharpes Kopf hinweg, während er rückwärtskroch.

»Ein Hund«, rief einer der anderen Wachtposten. Der erste Mann spähte die Gasse hinunter, sah nichts und stimmte schließlich zu, es müsse sich um einen Hund gehandelt haben.

Sharpe stand die zweite Hälfte der Nacht hindurch auf Wache. Sarah blieb bei ihm und starrte hinaus in den mondbeschienenen Garten. Sie erzählte ihm, wie sie aufgewachsen war und ihre Eltern verloren hatte. »Ich wurde zu einem Ärgernis für meinen Onkel«, sagte sie traurig.

»Also sah er zu, dass er dich loswurde?«

»So schnell, wie er konnte.« Sie saß in dem Sessel und streckte die Hand aus, um mit einem Finger über die im Zickzack verlaufende lederne Verstärkung auf dem Bein von Sharpes Hose zu streichen. »Werden die Briten wirklich in Lissabon bleiben?«

»Es braucht mehr als dieses Rudel Franzosen, um sie zu vertreiben«, erwiderte Sharpe verächtlich. »Natürlich bleiben wir.«

»Wenn ich hundert Pfund hätte«, sagte sie wehmütig, »dann würde ich mir in Lissabon ein kleines Haus kaufen und dort Englisch unterrichten. Ich mag Kinder.«

»Ich nicht.«

»Natürlich tust du das.« Sie versetzte ihm einen leichten Klaps.

»Willst du nicht nach England zurück?«, fragte Sharpe.

»Was kann ich dort anfangen? Niemand möchte Portugiesisch lernen, aber jede Menge Portugiesen wollen, dass ihre Kinder Englisch können. Außerdem bin ich in

England nur eine von vielen jungen Frauen ohne Aussichten, ohne Vermögen und ohne Zukunft. Hier profitiere ich von dem Reiz, anders zu sein.«

»Reizend für mich«, sagte Sharpe und fing sich noch einen Klaps ein. »Du könntest bei mir bleiben«, fügte er hinzu.

»Und die Frau eines Soldaten sein?« Sie lachte.

»Das ist nicht das Schlechteste«, erwiderte Sharpe trotzig.

»Nein, bestimmt nicht«, stimmte Sarah ihm zu. Eine Weile lang schwieg sie. »Bis vor zwei Tagen habe ich geglaubt, mein Leben hinge von anderen Leuten ab«, fuhr sie dann plötzlich fort, »jetzt denke ich, es hängt von mir selbst ab. Du hast mir das beigebracht. Aber ich brauche Geld.«

»Geld ist kein Problem«, sagte Sharpe wegwerfend.

»Der allgemeinen Erkenntnis entspricht das nicht gerade«, erwiderte Sarah trocken.

»Man kann das Zeug stehlen«, sagte Sharpe.

»Warst du wirklich ein Dieb?«

»Das bin ich immer noch. Einmal ein Dieb, immer ein Dieb, nur stehle ich jetzt eben von den Feinden. Und eines Tages habe ich genug zusammen, um damit aufzuhören, und dann halte ich andere davon ab, von mir zu stehlen.«

»Du hast eine einfache Lebenssicht.«

»Man wird geboren, man überlebt, man stirbt«, sagte Sharpe. »Was soll daran kompliziert sein?«

»Das ist das Leben eines Tieres«, sagte Sarah, »und wir sind mehr als Tiere.«

»Ja, das haben sie mir auch erzählt«, gab Sharpe zurück. »Aber wenn es um Krieg geht, sind sie dankbar für Leute wie mich. Zumindest waren sie das.«

»Waren?«

Er zögerte, dann zuckte er mit den Schultern. »Mein Colonel will mich loswerden. Er hat einen Schwager, dem er meine Position geben will, einen Mann namens Slingsby. Der hat gute Manieren.«

»Das ist etwas Schönes.«

»Nicht, wenn fünfzigtausend Froschfresser auf dich zustürmen. Mit Manieren kommt man da nicht weit. Was du da brauchst, ist schiere, verdammte Entschlossenheit.«

»Und die hast du?«

»Eimerweise, mein Herz«, erwiderte Sharpe.

Sarah lächelte. »Also, was wird jetzt aus dir?«

»Ich weiß es nicht. Ich gehe zurück, und wenn mir nicht gefällt, was ich dort vorfinde, suche ich mir ein anderes Regiment. Vielleicht schließe ich mich den Franzosen an.«

»Aber Soldat bleibst du?«

Sharpe nickte. Er konnte sich kein anderes Leben vorstellen. Es hatte Zeiten gegeben, in denen er geglaubt hatte, er würde gern ein paar Morgen Land besitzen und sie bestellen, aber er verstand nichts von der Landarbeit und begriff, dass dieser Wunsch nicht mehr als ein Traum war. Er würde Soldat bleiben, und wenn er es recht bedachte, würde er vermutlich den Tod eines Soldaten sterben, entweder schwitzend in einem Fieberlazarett oder niedergemäht auf einem Schlachtfeld.

Sarah musste erraten haben, an was er dachte. »Ich glaube, du wirst überleben«, sagte sie.

»Ich glaube, du auch.«

Irgendwo in der Dunkelheit heulte ein Hund, und die Katze machte in der Tür einen Buckel und fauchte bei dem Geräusch. Kurz darauf schlief Sarah ein, und Sharpe hockte sich neben die Katze und sah zu, wie sich der schmale Streifen Licht langsam über dem Himmel verbreiterte. Vicente wachte früh auf und gesellte sich zu ihm.

»Wie geht es deiner Schulter?«, fragte Sharpe.

»Sie tut nicht mehr so weh.«

»Dann heilt sie«, sagte Sharpe.

Schweigend saß Vicente bei ihm. »Wenn die Franzosen heute aufbrechen«, sagte er nach einiger Zeit, »wäre es dann nicht vernünftig, wenn wir auch gingen?«

»Und Ferragus vergessen, meinst du?«

Vicente nickte. »Es ist unsere Pflicht, uns der Armee wieder anzuschließen.«

»Das ist es«, stimmte Sharpe ihm zu. »Aber wir schließen uns der Armee wieder an und handeln uns Minuspunkte für Abwesenheit ein, Jorge. Dein Oberst wird gar nicht erfreut sein. Also müssen wir ihnen etwas bringen.«

»Ferragus?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ferreira. Er ist derjenige, über den sie Bescheid wissen müssen. Aber um ihn zu finden, müssen wir nach seinem Bruder suchen.«

Vicente nickte zustimmend. »Wenn wir zurückkommen, waren wir also nicht einfach abwesend, sondern wir haben etwas Nützliches getan?«

»Und statt über uns herzufallen«, sagte Sharpe, »werden sie sich bei uns bedanken.«

»Sobald die Franzosen weg sind, suchen wir also nach Ferreira? Und dann verhaften wir ihn und marschieren mit ihm nach Süden?«

»Einfach, oder?«, fragte Sharpe mit einem Lächeln.

»Ich bin nicht so gut darin wie du.«

»Gut in was?«

»Darin, ohne mein Regiment zu sein. Allein zu sein.«

»Du vermisst Kate, was?«

»Ja, Kate vermisse ich auch.«

»Du solltest sie auch vermissen«, sagte Sharpe, »und du bist gut darin, Jorge. Du kannst verdammt noch mal jedem in der Armee das Wasser reichen, und wenn du ihnen Ferreira bringst, werden sie glauben, du bist ein Held. Und dann bist du in zwei Jahren Oberst, und ich bin immer noch Captain, und du würdest dir wünschen, wir hätten dieses Gespräch nie geführt. Und jetzt ist es Zeit, Tee zu machen, Jorge.«

Die Franzosen brachen auf. Der größte Teil des Tages verstrich, ehe die Geschütze, Wagen, Pferde und Männer die Brücke von Santa Clara überquert, sich durch die engen, gewundenen Gassen darunter gezwängt hatten und dann

auf die Hauptstraße gelangt waren, die sie nach Süden, nach Lissabon, führen würde. Den ganzen Tag über zogen Patrouillen durch die Straßen, die in ihre Hörner bliesen und Männer durch Rufe aufforderten, zu ihren Einheiten zurückzukehren. Es war bereits später Nachmittag, als das letzte Hornsignal verklang und der Lärm der Stiefeltritte, Hufe und Räder aus Coimbra verschwand.

Ganz waren die Franzosen nicht abgezogen. Über dreitausend Verwundete waren in dem großen Kloster von Santa Clara südlich des Flusses zurückgelassen worden, und diese Männer brauchten Schutz. Die Franzosen waren raubend, mordend und plündernd durch die Stadt gezogen, und verwundete Soldaten waren für Racheakte ein leichtes Ziel, weshalb die Verletzten von hundertfünfzig französischen Marinesoldaten bewacht wurden. Dreihundert Genesende, die noch nicht die Kraft hatten, mit der Armee zu marschieren, aber dennoch eine Muskete halten konnten, verstärkten sie. Die kleine Garnison wurde von einem Major befehligt, dem man den grandiosen Titel Gouverneur von Coimbra verliehen hatte, aber die geringe Anzahl der Männer unter seinem Kommando verschaffte ihm keine Kontrolle über die Stadt. Er postierte den größten Teil seiner Streitmacht vor dem Kloster, denn dort lagen ja die verwundeten Männer, außerdem stellte er Wachtposten an den Hauptstraßen auf, die aus der Stadt führten, aber alles, was dazwischenlag, blieb unbewacht.

Und so strömten die Einwohner, die überlebt hatten, in die Straßen ihrer verwüsteten Stadt. Ihre Kirchen, Schulen und Straßen waren überfüllt mit Leichen und Abfällen. Es gab Hunderte von Toten, und das Wehklagen der Trauernden hallte in den Gassen wider. Die Leute gierten nach Rache, und die geweißten Mauern des Klosters wurden von Musketenkugeln durchsiebt, als Männer und Frauen blindlings auf das Gebäude, in das sich die Franzosen zurückgezogen hatten, feuerten. Mancher war sogar

unvernünftig genug, das Kloster anzugreifen, wurde jedoch von Salven aus Fenstern und Türen niedergemäht.

Nach einer Weile nahm der Wahn ein Ende. Die Toten lagen draußen vor dem Kloster in den Straßen, und die Franzosen hatten sich drinnen verbarrikadiert. Die kleinen Wachtruppen auf den Außenstraßen, von denen keine mehr als drei Mann umfasste, verschanzten sich in Häusern und warteten darauf, dass Marschall Masséna die Feinde niedermachte und Verstärkung nach Coimbra schickte.

Sharpe und seine Gefährten verließen ihr Haus kurz nach dem Morgengrauen. Sie trugen jetzt wieder ihre eigenen Uniformen, dennoch wurden sie innerhalb der ersten fünf Minuten zweimal von wütenden Frauen verflucht, und Sharpe begriff, dass die Bewohner der Stadt die grünen und braunen Uniformen nicht erkannten. Daher zogen die Männer, ehe jemand versuchte, sie aus einer Gasse heraus zu erschießen, ihre Röcke aus, hängten sich ihre Tschakos an die Gürtel und gingen in Hemdsärmeln weiter. Sie kamen an einem Priester vorbei, der auf der Straße kniete, um drei toten Männern die letzte Ölung zu erteilen. Ein weinendes Kind hielt sich an einer der toten Hände fest, aber der Priester löste den Griff des Mädchens von den steifen Fingern und führte es nach einem tadelnden Blick auf das Gewehr auf Sharpes Schulter hastig davon.

Sharpe blieb an der Ecke, die auf den kleinen Platz vor Ferragus’ Haus führte, stehen. Er wusste nicht, ob sich der Mann noch in Coimbra aufhielt oder nicht, aber er würde kein Risiko eingehen, sondern spähte vorsichtig um die Mauer herum. Er konnte sehen, dass die Vordertür lose in ihren Scharnieren hing, dass jedes einzelne Stück Fensterglas fehlte und dass die Läden herausgerissen oder zerbrochen worden waren. »Hier ist er nicht«, sagte er.

»Woher weißt du das?«, fragte Vicente.

»Weil er zumindest die Tür versperrt hätte«, antwortete Sharpe.

»Vielleicht haben sie ihn getötet«, mutmaßte Harper.

»Lasst es uns herausfinden.« Sharpe nahm das Gewehr von der Schulter, spannte es, befahl den anderen zu warten, und dann rannte er durch den Flecken Sonnenlicht, nahm auf der Treppe zum Haus drei Stufen auf einmal und stand schließlich in der Halle, wo er sich an den Fuß der Treppe hockte und lauschte.

Stille. Er winkte die anderen herüber. Die beiden Mädchen traten als Erste durch die Tür, und Sarahs Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sie die Zerstörung bemerkte. Harper blickte die Treppe hinauf. »Die haben diesem Haus die beschissene Seele aus dem Leib getreten«, sagte er. »Verzeihung, Miss.«

»Schon gut, Sergeant«, sagte Sarah. »Es scheint mich nicht länger zu stören.«

»Das ist wie mit Abwasserkanälen, Miss«, sagte Harper. »Wenn man lange genug drinbleibt, gewöhnt man sich daran. Beim Himmel, hier hat aber jemand gründliche Arbeit geleistet.«

Was immer sich zerbrechen ließ, war in Stücke geschlagen worden. Kristallscherben von einem Leuchter knirschten unter Sharpes Stiefelsohlen, als er die Halle durchquerte und Blicke in den Salon und ins Arbeitszimmer warf. Die Küche war ein einziges Durcheinander aus zerbrochenem Porzellan und verbeulten Töpfen. Selbst der Herd war aus der Wand herausgerissen und zerlegt worden. Im Unterrichtszimmer hatte man die kleinen Stühle, den niedrigen Tisch und Sarahs Schreibtisch zu Splittern zerschlagen. Sie stiegen die Treppe hinauf, sahen in jedes Zimmer und fanden nichts als Zerstörung und absichtliche Verschmutzung. Von Ferragus oder seinem Bruder gab es keine Spur.

»Die Bastarde haben sich verzogen«, sagte Sharpe.

»Aber Major Ferreira war doch auf der Seite der Franzosen, oder etwa nicht?«, fragte Harper, der nicht begriff, warum die Franzosen das Haus eines Verbündeten zerstört hatten.

»Er weiß nicht, auf welcher Seite er steht«, antwortete Sharpe. »Er will einfach nur auf der Seite der Sieger sein.«

»Aber er hat doch den Franzosen seine Vorräte verkauft, oder nicht?«, fragte Harper.

»Wir vermuten, dass er das getan hat«, erwiderte Sharpe.

»Und dann hast du alles verbrannt«, warf Vicente ein. »Und was schließen die Franzosen daraus? Dass die Brüder sie betrogen haben.«

»Also ist es wahrscheinlich«, folgerte Sharpe, »dass die Franzosen das saubere Paar erschossen haben. Das wäre für einen verdammten Froschfresser mal eine gute Tat.« Er warf das Gewehr über seine Schulter und stieg die letzten paar Stufen zum Dachboden hinauf. Er erwartete, dort nichts zu finden, aber die hohen Fenster boten zumindest einen Aussichtspunkt, von dem aus er die Unterstadt überblicken und feststellen konnte, in welcher Stärke sich die Franzosen noch in der Stadt befanden. Er wusste, dass noch welche von ihnen hier waren, denn er konnte sporadische Schüsse hören, die aus der Nähe des Flusses zu kommen schienen. Als er jedoch durch eines der zerbrochenen Fenster spähte, konnte er kein Zeichen des Feindes erkennen, nicht einmal Rauch von Musketen.

Sarah war ihm nach oben gefolgt, während die anderen in dem Stockwerk darunter geblieben waren. Sie lehnte sich auf das Fenstersims und blickte nach Süden, über den Fluss hinweg, in die entlegenen Berge.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie.

»Wir schließen uns der Armee an.«

»Einfach so?«

»Wir haben einen langen Weg vor uns«, sagte Sharpe, »und du brauchst unbedingt bessere Stiefel und bessere Kleidung. Wir werden dir welche suchen.«

»Wie weit müssen wir denn laufen?«

»Vier Tage? Fünf? Vielleicht eine Woche? Ich habe keine Ahnung.«

»Und wo willst du mir Kleidung suchen?«

»Am Straßenrand, mein Herz, am Straßenrand.«

»Am Straßenrand?«

»Als die Franzosen aufbrachen«, erklärte Sharpe, »haben sie die Beute ihrer Plünderungen bei sich getragen, aber nach ein oder zwei Meilen Marsch ändert man seine Meinung. Dann fängt man an, Dinge wegzuwerfen. Am Rand der Straße nach Süden werden Hunderte von Dingen liegen.«

Sie blickte an ihrem Kleid hinab, dass zerrissen, schmutzig und zerknittert war. »Ich sehe furchtbar aus.«

»Du siehst wundervoll aus«, sagte Sharpe, dann drehte er sich um, weil er vom unteren Stockwerk her zweimal schnelles Tappen gehört hatte. Er legte den Finger an seine Lippen und bewegte sich so leise, wie er konnte, zurück zur Treppe. Harper stand an deren Fuß und hielt drei Finger in die Höhe, dann wies er die nächste Treppe hinunter. Es waren also drei Leute im Haus. Harper blickte die Stufen hinab, dann hielt er vier Finger in die Höhe und bewegte seine Hand hin und her, um Sharpe wissen zu lassen, dass es auch mehr als drei sein könnten. Plünderer vermutlich. Die Franzosen waren einmal durch Coimbra gezogen, aber es mochte noch Beute zu finden sein, und genug Leute waren bereit, aus der Unterstadt heraufzukommen, um sich in der Oberstadt zu bereichern.

Sharpe hatte die oberste Treppe hinter sich gebracht. Vicente stand hinter Harper, sein Gewehr war nach unten in die Halle gerichtet, während Joana mit geschulterter Muskete in der Tür des Schlafzimmers stand. Er konnte jetzt Stimmen hören. Jemand war offenbar wütend. Sharpe spannte das Gewehr und zuckte bei dem leisen Geräusch, das der Mechanismus verursachte, zusammen. Aber dort unten hörte ihn niemand. Er wies auf sich selbst, dann die Treppe hinunter, und Harper nickte.

Sharpe ging diese Treppe noch langsamer hinab. Sie waren mit Bruchstücken der Balustrade und Kristallscherben übersät, sodass er bei jedem Schritt Mühe hatte, einen freien

Platz zum Auftreten zu finden, und anschließend verlagerte er behutsam sein Gewicht. Er war die Treppe zur Hälfte hinuntergestiegen, als er die Schritte hörte, die aus dem Gang am Fuß der Treppe kamen. Er ging in die Hocke, legte das Gewehr an, und gerade in diesem Augenblick kam der Mann in Sicht, und fassungslos starrte Sharpe ihn an. Er feuerte das Gewehr nicht ab. Falls Ferragus zurückgekommen war, wollte Sharpe ihn nicht warnen, daher gab er dem Mann mit einer Geste zu verstehen, dass er sich auf den Boden werfen sollte, doch stattdessen sprang der Mann zur Seite und stieß eine Warnung aus.

Harper feuerte, die Kugel sauste über Sharpes Schulter hinweg und traf den Mann in den Rücken. Er brach auf dem Boden des Korridors zusammen. Sharpe nahm nun vier Stufen auf einmal. Der verwundete Mann kroch in den Gang. Sharpe trat ihm in den Rücken, sprang über ihn hinweg, und ein zweiter Mann tauchte aus dem dunklen Eingang zur Küche auf. Sharpe schoss, und die Flamme des Gewehrs glomm hell im trüben Licht des Gangs auf, ehe dieser sich mit Rauch füllte. Auch Harper war jetzt unten, die Salvenbüchse in der Hand. Sharpe brachte die paar Stufen zur Küche hinter sich, fand am Fuß der Treppe eine Leiche, rannte zur Hintertür und warf sich zurück, als ein Mann vom Hof her auf ihn feuerte.

Harper lief zur Hintertür, hielt nicht inne, sondern hob lediglich seine leer geschossene Waffe, und das genügte als Drohung, um jeden, der dort warten mochte, in die Flucht zu schlagen. Sharpe lud nach. Joana kam in die Küche, und er nahm ihre Muskete, gab ihr das halb geladene Gewehr und rannte zurück in den Durchgang. Er sprang über den Toten und den Verwundeten, dann drängte er sich in den Salon, weil dessen Fenster auf den Hof hinausging. Das Fenster, dessen Scherben an den Kanten glänzten, war hochgeschoben. Sharpe rannte hin, konnte aber niemanden sehen. »Der Hof ist leer!«, rief er Harper zu.

Harper tauchte in der Küchentür auf, überquerte den Hof und schloss das Tor. »Plünderer?«, fragte er Sharpe.

»Vermutlich.« Sharpe wünschte, er hätte nicht geschossen. Der pure Anblick der Gewehre hätte genügt, um Plünderer zu vertreiben, aber er war offensichtlich nervös gewesen und hatte nun einen Mann getötet, der es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verdient hatte. »Verdammt noch mal«, schimpfte er auf sich selbst, dann ging er, um sich bei Joana sein Gewehr abzuholen, aber Sarah hockte bei dem verwundeten Mann im Gang.

»Das ist Miguel«, sagte sie.

»Wer?«

»Miguel. Einer von Ferragus' Männern.«

»Bist du dir sicher?«

»Natürlich bin ich mir sicher.«

»Sprich mit ihm«, sagte Sharpe zu Vicente. »Finde heraus, wo diese gottverdammten Brüder stecken.« Sharpe trat über den Verwundeten hinweg und holte sein Gewehr. Er lud es fertig, dann ging er zurück in den Gang, wo Vicente Miguel vernahm.

»Er will nicht reden«, sagte Vicente. »Nur nach einem Arzt hat er gefragt.«

»Wo ist er getroffen worden?«

»In die Seite«, sagte Vicente und zeigte auf Miguels Taille, wo seine Kleider dunkel von Blut waren.

»Frag ihn, wo Ferragus ist.«

»Er will es mir nicht sagen.«

Sharpe stellte seine Stiefelsohle auf das blutdurchtränkte Stück Stoff, und Miguel entfuhr ein Schmerzenslaut. »Frag ihn noch einmal«, sagte Sharpe.

»Sharpe, du kannst nicht …«, begann Vicente.

»Frag ihn noch einmal«, knurrte Sharpe und starrte Miguel in die Augen. Dann lächelte er den verwundeten Mann an, und in diesem Lächeln lag unendlich viel Bedeutung. Miguel begann zu reden. Sharpe ließ seinen Fuß auf der Wunde und lauschte Vicentes Übersetzung.

Die Ferreira-Brüder nahmen an, dass Sharpe aller Wahrscheinlichkeit nach tot sein musste, aber auch, dass er nicht von Bedeutung war, solange sie die Armee zuerst erreichten und ihre Version der Vorfälle schildern konnten. Und sie versuchten, die Armee zu erreichen, indem sie über die Berge marschierten. Sie gingen in Richtung Castelo Branco, denn die Straße in diese Stadt würde frei von Franzosen sein, aber sie hatten vor, nach Süden abzubiegen, sobald sie sich dem Fluss näherten. Sie wollten nach Lissabon gelangen, denn dort hatte die Familie mit dem Vermögen des Majors vorübergehend Unterschlupf gefunden, und sie hatten Miguel und zwei andere zurückgelassen, damit sie den Besitz in Coimbra bewachten.

»Ist das alles, was er weiß?«, fragte Sharpe.

»Ja, das ist alles, was er weiß«, antwortete Vicente und schob Sharpes Fuß von Miguels Wunde herunter.

»Frag ihn, was er sonst noch weiß«, sagte Sharpe.

»Du kannst doch den Mann nicht foltern«, tadelte Vicente ihn.

»Ich foltere ihn nicht«, erwiderte Sharpe. »Aber ich werde es verdammt noch mal tun, wenn er uns nicht alles erzählt.«

Wieder sprach Vicente mit Miguel, und Miguel schwor bei der gebenedeiten Jungfrau, dass er ihnen alles, was er wusste, erzählt hatte, aber Miguel hatte gelogen. Er hätte sie vor den Partisanen, die in den Hügeln lauerten, warnen können, aber er nahm an, dass er sterben würde, und als letzten Wunsch hoffte er, dass die Männer, die auf ihn geschossen hatten, ebenfalls sterben würden. Diese Männer verbanden ihm die Wunde und versprachen, dass sie einen Arzt für ihn finden würden, aber kein Arzt traf ein, und Miguel, der allein in dem Haus zurückblieb, verblutete langsam.

Und Sharpe und seine Gefährten verließen die Stadt.

Die Brücke wurde nicht bewacht. Das verblüffte Sharpe, dann aber nahm er an, dass die französische Garnison sehr klein war, was bedeutete, dass der Feind beschlossen hatte, all seine Truppen in den Sturm auf Lissabon zu werfen und dafür das Risiko einzugehen, Coimbra praktisch unbewacht zurückzulassen. Leute auf der Straße erzählten ihm, dass das Kloster von Santa Clara voller Soldaten war, aber dem Kloster konnten sie leicht ausweichen, und am späten Vormittag befanden sie sich bereits ein ganzes Stück südlich der Stadt und auf dem Weg nach Lissabon.

In der Tat gab es am Straßenrand jede Menge weggeworfene Beute aus Plünderungen, aber Scharen von Menschen durchwühlten diese Hinterlassenschaften, sodass Sharpe keine Möglichkeit hatte, nach Kleidern und Stiefeln für die Frauen zu suchen. Auch konnte er nicht länger auf der Straße bleiben, denn dadurch würde er unvermeidlich auf die französische Nachhut stoßen. Also schlugen sie sich, sobald die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, nach Osten ins freie Land. Sarah und Joana, die beide kein festes Schuhwerk besaßen, gingen barfuß.

Sie stiegen steile Hügel hinauf. Die wenigen Dörfer waren verlassen, und am Nachmittag erreichten sie Waldland. Bei einem großen Felsvorsprung, der wie der Bug eines monströsen Schiffes über das Tal ragte, hielten sie an, um zu rasten. Vom Gipfel des Vorsprungs konnte Sharpe die französischen Truppen tief unter sich sehen. Er nahm sein Fernglas heraus, stellte fest, dass es die Kämpfe unbeschadet überstanden hatte, und richtete es nach unten auf die Schatten des Tals, wo er fünfzig oder mehr Dragoner entdeckte, die in einem kleinen Dorf nach Essbarem suchten.

Sarah gesellte sich zu ihm. »Darf ich?«, fragte sie und griff nach dem Fernglas. Sharpe gab es ihr, und sie blickte in die Tiefe. »Sie gießen einfach nur Wasser auf den Boden«, sagte sie nach einer Weile.

»Sie suchen nach Essen, mein Herz.«

»Und wie soll ihnen das dabei helfen?«

»Die Bauern können nicht ihre gesamte Ernte in Sicherheit bringen«, erklärte ihr Sharpe. »Also graben sie sie manchmal ein. Sie heben ein Loch aus, legen das Getreide hinein, bedecken es mit Erde und legen die Grassoden wieder darüber. Du könntest geradewegs darüber hinwegmarschieren und würdest es nicht bemerken, aber Wasser, das man über die Erde gießt, zieht schneller ein, wenn sie umgegraben worden ist.«

»Sie finden nichts«, sagte sie.

»Gut«, antwortete Sharpe und sah ihr zu. Was für ein schönes Gesicht sie hat, dachte er und dass sie ein beherztes Geschöpf war. Wie Teresa, stellte er fest und fragte sich, was das spanische Mädchen wohl gerade machte und ob sie überhaupt noch lebte.

»Sie ziehen wieder ab«, berichtete Sarah und schob das Fernglas zusammen, wobei sie die kleine Messingplatte auf dem größten Rohr bemerkte. »In Dankbarkeit«, las sie laut vor, »AW. Wer ist denn AW?«

»Wellington.«

»Und wofür war er dir dankbar?«

»Das war bei einem Gefecht in Indien«, antwortete Sharpe. »Ich habe ihm geholfen.«

»Mehr nicht?«

»Er war vom Pferd gefallen«, erzählte Sharpe. »Tatsächlich steckte er ein bisschen in Schwierigkeiten. Aber er ist trotzdem sicher entkommen.«

Sarah gab ihm das Fernglas zurück. »Sergeant Harper sagt, du bist der beste Soldat in der Armee.«

»Pat ist ein irisches Schwatzmaul«, erwiderte Sharpe. »Aber davon abgesehen ist er selbst ein Teufelskerl. Im Kampf macht sich keiner besser als er.«

»Und Hauptmann Vicente sagt, du hättest ihm alles beigebracht, was er weiß und kann.«

»Ein portugiesisches Schwatzmaul.«

»Und trotz allem glaubst du, dass dein Rang als Captain in Gefahr ist?«

»Die Armee schert sich nicht darum, ob jemand gut ist, mein Herz.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Ich wünschte, ich würde mir nicht glauben«, erwiderte Sharpe, dann grinste er. »Ich komme schon durch, mein Herz.«

Sarah setzte zu einer Erwiderung an, doch was immer sie hatte sagen wollen, blieb ungesagt, weil aus dem Tal das Krachen von Gewehrschüssen zu ihnen heraufhallte. Sharpe drehte sich um, sah jedoch nichts. Die Dragoner in dem Dorf stiegen auf ihre Pferde und blickten nach Norden, aber auch sie konnten offenbar nichts erkennen, denn sie setzten sich nicht in diese Richtung in Bewegung. Das Musketenfeuer setzte sich fort, es war ein entferntes, splitterndes Geräusch, das schließlich langsam verebbte.

»Dort«, sagte Sharpe und wies über das weite Tal auf eine Stelle, wo weitere französische Reiter aus einem hoch gelegenen Gebirgssattel auftauchten. Sarah blickte hin, sah aber nichts, bis Sharpe ihr das Fernglas zurückgab und ihr sagte, worauf sie es richten sollte. »Sie sind in einen Hinterhalt geraten, vermute ich«, sagte er.

»Ich dachte, hier sollte niemand sein. Hatten sie nicht Befehl, nach Lissabon zu gehen?«

»Die Leute hatten die Wahl«, erklärte Sharpe. »Die konnten entweder nach Lissabon gehen oder nach hier oben steigen. Ich vermute, dass es in diesen Bergen von Menschen wimmelt. Wir können nur hoffen, dass sie uns freundlich gesinnt sind.«

»Warum sollten sie das denn nicht sein?«

»Was würdest du einer Armee gegenüber empfinden, die dir sagst, du sollst dein Zuhause verlassen? Die deine Mühlen einreißt, deine Ernte zerstört und deine Öfen zerschmettert? Sie hassen die Franzosen, aber uns sind sie auch nicht gerade zugetan.«

Sie schliefen unter den Bäumen. Sharpe zündete kein Feuer an, weil er keine Ahnung hatte, wer sich in diesen Hügeln aufhielt und wie sie zu Soldaten eingestellt waren. Kälte und Feuchtigkeit weckten sie früh, und im ersten Grau des Tageslichts zogen sie weiter bergan. Vicente führte sie, er folgte einem Pfad, der sich stetig nach Osten bewegte, auf eine Reihe felsiger Gipfel zu, deren höchste Erhebung von der Ruine eines alten Turms gekrönt wurde.

»Eine *Atalaia*«, sagte Vicente.

»Eine was?«

»*Atalaia*. Ein Wachturm. Sie sind sehr alt. Gebaut wurden sie, um die Mauren im Auge zu behalten.« Vicente bekreuzigte sich. »Einige wurden zu Windmühlen umgebaut, andere verfallen einfach. Wenn wir bis dorthin kommen, werden wir in der Lage sein, die Route vor uns zu sehen.«

Sie hatten die Sonne, die von purpur- und rosafarbenen Wolken verhüllt war, im Rücken. Der Tag erwärmte sich, unterstützt durch einen Wind von Süden. Weit entfernt, in südlicher Richtung, stieg eine Rauchsäule aus einem Tal auf, ein Zeichen dafür, dass die Franzosen das Land durchsuchten, aber Sharpe war sich ziemlich sicher, dass sich kein Reiter so weit hierherauf wagen würde. Hier oben gab es nichts zu stehlen, nur Heide, Stechginster und Felsen.

Die beiden Mädchen litten. Der Pfad war steinig, und Sarahs nackte Füße waren für die raue Strecke zu zart, also gab Sharpe ihr seine Stiefel, wobei er zuerst ihre Füße mit Stofffetzen umwickelte, die er von dem zerfransten Saum ihres Kleides – oder dem, was davon übrig war – abriss. »Blasen wirst du trotzdem bekommen«, warnte er sie, aber eine Zeitlang kam sie dennoch besser voran. Joana, die an ein hartes Leben gewöhnt war, ging weiter, obwohl ihre Fußsohlen bluteten. Und immer noch stiegen sie bergan, wobei sie zuweilen den Wachturm aus den Augen verloren, wenn sich der Pfad zwischen Schluchten

hindurchschlängelte. »Ziegenpfade«, vermutete Vicente. »Kein anderes Geschöpf könnte hier oben leben.«

Sie stiegen hinab in ein kleines Hochtal. Ein schmaler Bach floss zwischen moosbewachsenen Felsen, und Sharpe füllte ihre Feldflaschen auf. Dann verteilte er das letzte Essen, das er aus Ferragus’ Lagerhaus mitgenommen hatte. Joana massierte sich die Füße, und Sarah bemühte sich, nicht zu zeigen, wie sehr die neu gebildeten Blasen sie schmerzten.

Sharpe nickte Harper zu. »Du und ich«, sagte er, »wir gehen den Berg da hinauf.« Harper sah sich nach dem Berg um, der zu ihrer Linken aufragte. Er lag nördlich, abseits ihres Pfads, und auf seinem Gesicht zeichnete sich Unverständnis ab. Weshalb sollte Sharpe dort hinaufsteigen wollen? »Wir gönnen ihnen eine Pause«, sagte Sharpe und nahm Sarah seine Stiefel ab, die ihre Füße dankbar im Wasser kühlte. »Von dort oben können wir weit sehen«, sagte Sharpe. Vielleicht nicht so weit wie von dem Wachturm, aber der Weg den Hügel hinauf war eine gute Begründung, um den Mädchen ein bisschen Zeit zur Erholung zu lassen.

Sie machten sich an den Aufstieg. »Wie geht es Ihren Füßen?«, fragte Harper.

»Blutige Fetzen«, erwiderte Sharpe.

»Ich frage mich, ob ich Joana meine Stiefel geben soll.«

»Sie würde sich vermutlich fühlen, als trüge sie an jedem Fuß ein Boot«, antwortete Sharpe.

»Sie kommt aber zurecht. Ein zähes Mädchen ist sie.«

»Das muss sie ja auch sein, wenn sie es mit dir aushält, Pat.«

»Mit Frauen bin ich so sanft wie das Licht, ja, das bin ich.«

Sie stiegen geradewegs durch das verschlungene Heidekraut hinauf, der Anstieg war nicht weniger steil als der Hang, an dem die Franzosen in Bussaco angegriffen hatten, und beide hörten zu reden auf, lange ehe sie den Gipfel erreichten. Sie sparten ihren Atem. Schweiß lief

Sharpe über das Gesicht, als er sich dem Gipfel näherte, der mit Felsgestein übersät war. Er blickte stetig nach oben, hoffte, dass die Felsen näher kamen, und beim vierten oder fünften Blick nahm er eine winzige Bewegung wahr, sah den Musketenlauf, der sich bewegte, und warf sich zur Seite. »Runter, Pat!«

Sharpe schob das Gewehr nach vorn, als die Muskete feuerte. Die Rauchwolke wallte zwischen den Felsen auf, und die Kugel schlug zwischen ihm und Harper durch das Heidekraut. Augenblicklich sprang Sharpe auf die Beine, seine Müdigkeit war wie weggeblasen, er rannte schräg den Hang hinauf und reizte damit jeden, der sich noch auf dem Gipfel befand, auf ihn zu feuern, aber kein Schuss ertönte. Stattdessen hörte er das Klappern eines Ladestocks im Lauf und wusste, dass derjenige, der geschossen hatte, nachlud. Er eilte nach oben, sah sich dabei beständig nach einem weiteren Gewehrlauf um, und dann entdeckte er den Mann, einen jungen Mann, der sich ein Stück hinter einem Felsen erhob.

Sharpe blieb stehen und brachte das Gewehr in Anschlag. Dann hatte der junge Mann ihn entdeckt, er sah den Soldaten fünfzig Schritte von der Stelle entfernt, an der er ihn vermutet hatte, und wollte seine Muskete neu ausrichten. Dann begriff er jedoch, dass jeder weitere Zoll Bewegung zur Folge haben würde, dass der Soldat im grünen Rock den Abzug betätigen würde, und er verharrte regungslos.

»Leg die Waffe nieder«, sagte Sharpe.

Der junge Mann verstand ihn nicht. Er sah von Sharpe zu Harper, der jetzt auf der anderen Seite zu ihm hinaufstieg. »Leg die verdammte Waffe nieder«, knurrte Sharpe und trat vorwärts, wobei er das Gewehr auf Anschlag behielt. »Runter.«

»Arma«, rief Harper, *»por terra!«*

Der junge Mann sah aus, als wolle er sich umdrehen und davonlaufen. »Mach schon, Junge«, sagte Sharpe. »Gib mir

einen Grund.« Dann aber legte der Junge die Muskete nieder. Er war starr vor Furcht, als die beiden grün gekleideten Männer von beiden Seiten auf ihn zukamen. Er tauchte hinter dem Felsbrocken unter und kauerte dort in der Erwartung, erschossen zu werden.

»Jesus«, rief Sharpe, denn er hatte nun den Gipfel des Hügels erreicht und konnte sehen, dass es sich bei dem jungen Mann um einen Späher handelte, denn auf der langen Strecke des hinteren Abhangs befand sich ein Haufen weiterer Männer, von denen einige sich dort gruppierten, wo der Pfad, den Sharpe und seine Gefährten benutzt hatten, den Kamm des Hügels überquerte. Ein weiteres halbes Dutzend stieg auf den Gipfel zu, sie blieben jedoch abrupt stehen, als sie sahen, wie Sharpe und Harper auf dem Kamm auftauchten.

»Du hast geschlafen, was, mein Junge?«, fragte Sharpe. »Hast uns nicht gesehen, ehe es zu spät war.«

Der junge Mann verstand ihn nicht, sondern blickte lediglich hilflos von Sharpe zu Harper.

»Das war gut, Pat«, sagte Sharpe, hob die Muskete des jungen Mannes auf und warf sie zur Seite. »Sie haben schnell Portugiesisch gelernt.«

»Ein oder zwei Wörter habe ich schon aufgeschnappt, Sir.«

Sharpe lachte. »Also was wollen dann diese verdammten Kerle?« Er drehte sich um und blickte zu den sechs Männern hinüber, die ihm am nächsten waren und den langen Hang heraufstarrten. Sie waren alle Zivilisten, Flüchtlinge oder – wahrscheinlicher – Partisanen. Sie waren zweihundert Schritte von ihnen entfernt, und einer hatte einen Hund bei sich, fast einen Wolf, den er an einem Strick führte. Der Hund bellte und versuchte, sich von seinem Herrn loszureißen, um den Hügel hinauf zum Angriff zu stürmen. Alle Männer hatten Musketen.

Sharpe wandte sich ab und gab Vicente ein Zeichen. Er wartete eine Weile, dann sah er, wie Vicente und die beiden

Frauen den Aufstieg begannen. »Besser, wir sind alle am selben Ort«, erklärte er Harper, fuhr aber gleich wieder herum, weil einer der sechs Männer eine Muskete abgefeuert hatte. Die Männer am Hang konnten ihren Kameraden nicht sehen, denn dieser war hinter dem Felsen verborgen, und vielleicht nahmen sie an, er habe fliehen können. Also eröffnete einer von ihnen das Feuer.

Die Kugel wurde zum Querschläger. Sharpe konnte nicht einmal hören, wo sie vorbeizischte, dann feuerte ein zweiter Mann. Der Hund, den der Lärm der Schüsse in Erregung versetzte, heulte jetzt und sprang auf. Ein dritter Mann schoss, und dieses Mal flog die Kugel nah an Sharpes Kopf vorbei.

»Die haben eine verdammte Lektion nötig«, sagte Sharpe. Er trat zu dem jungen Mann, zerrte ihn auf die Füße und setzte ihm die Mündung des Gewehrs an den Kopf. Die Musketen hörten auf zu feuern.

»Wir könnten den verdammten Hund erschießen«, schlug Harper vor.

»Und kannst du sicher sein, dass du ihn aus zweihundert Schritt Entfernung auch wirklich triffst?«, fragte Sharpe. »Nicht nur verwunden? Denn wenn du ihn nur streifst, Pat, dann wird dieser Hund einen Bissen irisches Fleisch zur Vergeltung wollen.«

»Sie haben recht, Sir. Dann erschießen wir lieber diesen Bastard«, sagte Harper, der auf der anderen Seite neben ihrem zu Tode erschrockenen Gefangenen stand. Die sechs Männer stritten jetzt miteinander, während die anderen, die aussahen, als hätten sie dort, wo der Pfad den unteren Teil des Kamms kreuzte, in einem Hinterhalt gewartet, begannen, dem Gipfel entgegenzusteigen.

»Es sind mindestens dreißig«, sagte Harper. »Wir werden uns schwertun, mit dreißig Männern fertigzuwerden.«

»Jeder fünfzehn?«, schlug Sharpe lässig vor, dann schüttelte er den Kopf. »So weit wird es nicht kommen.« Er hoffte, dass es nicht so weit kommen würde, aber erst

einmal brauchte er Vicente hier oben, damit dieser mit den Männern sprechen konnte.

Diese begannen sich zu verteilen, sodass Sharpe nicht an ihnen vorbeikonnte.

Sie hatten auf ihn gewartet, und er war zu ihnen gekommen. Und sie hatten den Befehl, ihn zu töten.

Dritter Teil

Die Befestigungen von Torres Vedras

KAPITEL 11

Vicente kam als Erster bei Sharpe und Harper an, er stieg schneller als die beiden Frauen, die durch ihre zerrissenen Röcke und bloßen Füße behindert waren. Vicente blickte auf die bewaffneten Männer, er beobachtete sie, dann sprach er mit dem jungen Mann, der sich immer heftiger zu sträuben schien, ihm Antwort zu geben, je zorniger Vicentes Stimme wurde. »Sie waren angewiesen, nach uns Ausschau zu halten«, erklärte Vicente Sharpe endlich, »und uns zu töten.«

»Uns zu töten? Warum denn das?«

»Weil sie sagen, wir sind Verräter«, stieß Vicente zornig hervor. »Major Ferreira war mit seinem Bruder und drei weiteren Männern hier. Sie haben erzählt, wir hätten mit den Franzosen verhandelt und wären nun unterwegs zu unserer Armee, um sie auszuspionieren.« Er wandte sich wieder dem jungen Mann zu und sagte etwas in wütendem Tonfall, dann wandte er sich zurück zu Sharpe. »Und sie haben ihm geglaubt! Sie sind solche Narren!«

»Sie kennen uns nicht«, sagte Sharpe und nickte in Richtung der Männer am Hang. »Und vielleicht kennen sie ja Ferreira auch nicht.«

»Sie kennen ihn«, versicherte Vicente. »Er hat ihnen zu Beginn des Jahres diese Waffen gebracht.« Er nickte in Richtung der Musketen, die die Männer bei sich hatten, dann wandte er sich wieder an den jungen Mann, stellte eine Frage, erhielt ein einziges Wort zur Antwort und lief unverzüglich den Hang hinunter.

»Wohin gehst du?«, rief Sharpe ihm nach.

»Ich will mit ihnen reden, natürlich. Ihr Anführer ist ein Mann namens Soriano.«

»Sie sind Partisanen?«

»Jeder Mann in den Bergen ist ein Partisan«, sagte Vicente, dann ließ er sein Gewehr von der Schulter gleiten, schnallte den Degengurt ab und ging unbewaffnet den Hang hinab, um zu zeigen, dass er nichts Übles im Sinn hatte.

Sarah und Joana trafen auf dem Hügelkamm ein. Joana begann den jungen Mann zu befragen, der vor ihr noch mehr Angst zu haben schien als vor Vicente, der mittlerweile die Gruppe der sechs Männer erreicht hatte und mit ihnen sprach. Sarah stand neben Sharpe und berührte ihn sanft am Arm, wie um sich seiner zu versichern. »Sie wollen uns töten?«

»Mit dir und Joana haben sie möglicherweise etwas anderes vor«, sagte Sharpe. »Aber mich, Pat und Jorge wollen sie töten. Major Ferreira war hier. Er hat ihnen erzählt, wir seien Feinde.«

Sarah stellte dem jungen Mann eine Frage, dann wandte sie sich wieder Sharpe zu. »Ferreira war gestern Abend hier«, sagte sie.

»Dann ist der Bastard uns also um anderthalb Tage voraus.«

»Sir?« Harper behielt den Hang im Auge, und nun blickte auch Sharpe hin und stellte fest, dass die sechs Männer Vicente als Geisel genommen hatten, indem sie ihm eine Muskete an den Kopf hielten. Was das bedeutete, war offensichtlich: Wenn Sharpe den jungen Mann tötete, würden sie Vicente töten.

»Scheiße«, sagte Sharpe, der nicht sicher war, was er jetzt tun sollte.

Joana traf die Entscheidung. Sie rannte den Hügel hinunter, wich Harpers Versuch, sie aufzuhalten, leichthin aus und schrie die Männer, die Vicente festhielten, an. Zwanzig Yards vor ihnen blieb sie stehen und erzählte ihnen, was in Coimbra geschehen war, wie die Franzosen vergewaltigt, gestohlen und gemordet hatten, wie sie von drei Franzosen in ein Zimmer gezerrt worden war und wie die britischen Soldaten sie gerettet hatten. Sie knöpfte sich

das Hemd auf, um ihnen ihr zerrissenes Kleid zu zeigen, dann verfluchte sie die Partisanen, weil diese ihrem wahren Feind auf den Leim gegangen waren.

»Ihr habt Ferragus vertraut?«, fragte sie. »Hat Ferragus euch jemals auch nur die geringste Freundlichkeit erwiesen? Und wenn diese Männer Spione sind, weshalb sind sie dann wohl hier? Warum reisen sie denn nicht mit den Franzosen?«

Ein Mann versuchte offenbar, ihr zu antworten, aber sie spuckte ihn an.

»Ihr erledigt die Arbeit des Feindes«, sagte sie verächtlich. »Wollt ihr, dass eure Frauen und Töchter vergewaltigt werden? Oder seid ihr gar nicht Manns genug, um Frauen zu haben? Ihr haltet euch lieber an die Ziegen, habe ich recht?« Sie spuckte ihn noch einmal an, knöpfte ihr Hemd wieder zu und ging den Hügel hinauf zurück.

Vier Männer folgten ihr. Sie gingen vorsichtig, ihre Musketen auf Sharpe und Harper gerichtet, dann blieben sie in sicherem Abstand stehen und stellten eine Frage. Joana gab ihnen Antwort.

»Sie sagt«, übersetzte Sarah für Sharpe, »dass du in der Stadt die Lebensmittel verbrannt hast, die Ferragus den Franzosen verkauft hatte.« Joana erzählte den vier Männern offensichtlich noch mehr, sie spuckte Worte wie Gewehrkugeln aus, ihr Ton war verächtlich, und Sarah lächelte. »Wenn sie meine Schülerin wäre«, sagte sie, »dann würde ich ihr den Mund mit Seife auswaschen.«

»Gott sei Dank bin ich nicht dein Schüler«, sagte Sharpe.

Die vier Männer, die sich von Joanas leidenschaftlichem Ausbruch offenbar beschämt fühlten, blickten zu ihm auf. Er sah den Zweifel auf ihren Gesichtern, und einem Impuls folgend zerrte er den jungen Mann auf die Füße. Die vier Musketenläufe sausten augenblicklich nach oben.

»Geh«, sagte Sharpe zu dem Jungen und ließ den zerschlissenen Kragen, an dem er ihn festgehalten hatte, los. »Geh und sag ihnen, dass wir ihnen nichts Böses wollen.«

Sarah übersetzte, und der junge Mann nickte ihr dankbar zu, dann rannte er den Hügel hinunter zu seinen Gefährten. Der Größte von ihnen hängte seine Muskete über die Schulter und stieg langsam den Hang herauf. Er stellte noch weitere Fragen, auf die Joana ihm Antwort gab, aber irgendwann nickte er Sharpe zu und forderte die Fremden auf, mit ihm zu sprechen. »Heißt das, dass sie uns glauben?«, fragte Sharpe.

»Sie sind sich nicht sicher«, erwiderte Sarah.

Es dauerte beinahe eine Stunde, ehe die Männer überzeugt waren, dass Major Ferreira sie betrogen hatte, und erst als Vicente seine rechte Hand auf ein Kruzifix legte und bei seinem Leben, der Seele seiner Frau und dem Leben seines kleinen Kindes einen Schwur leistete, akzeptierten die Männer, dass Sharpe und seine Gefährten keine Verräter waren. Anschließend führten sie die Flüchtlinge in ein kleines, hoch gelegenes Dort nicht mehr als eine Anzahl Hütten, zwischen denen im Sommer Ziegenherden grasten. Der Ort war jetzt überfüllt von Flüchtlingen, die darauf warteten, dass der Krieg ein Ende fand. Die Männer waren bewaffnet, zumeist mit britischen Musketen, die Ferreira ihnen geliefert hatte, und aus diesem Grund hatten sie dem Major Glauben geschenkt, auch wenn es genügend Flüchtlinge gab, die den Bruder des Majors kannten und in großer Sorge waren, als Ferragus in ihre Siedlung kam. Andere kannten Vicentes Familie und halfen, Soriano davon zu überzeugen, dass der portugiesische Offizier die Wahrheit sagte.

»Sie waren zu fünft«, erzählte Soriano Vicente. »Und wir haben ihnen Maultiere gegeben. Die einzigen Maultiere, die wir hatten.«

»Haben sie gesagt, wohin sie wollten?«

»Nach Osten, *senhor*.«

»Nach Castelo Branco?«

»Und dann zum Fluss«, bestätigte Soriano. Er war Müller gewesen, aber seine Mühle war zerstört und sein kostbarer

hölzerner Mechanismus verbrannt worden, und jetzt, wo er sich hinter den französischen Linien befand, wusste er nicht mehr, wie er sich seinen Lebensunterhalt verdienen sollte.

»Ich sage Ihnen, was Sie zu tun haben«, sagte Vicente. »Sie führen Ihre Männer nach Süden und greifen die Franzosen an. Im Vorgebirge treffen Sie auf Gruppen der Vorhut. Töten Sie sie. Hören Sie nicht auf, sie zu töten. Und in der Zwischenzeit geben Sie uns Kleider und Schuhe für die Frauen und einen Führer, um Major Ferreira zu verfolgen.«

Eine Frau aus der Siedlung sah sich die Wunde an Vicentes Schulter an und erklärte, dass sie gut heilte. Dann legte sie frisches Moos darauf und umwickelte sie mit einem frischen Verband. Schuhe und Strümpfe für Sarah und Joana fanden sich schnell, aber die einzigen Kleider, die es gab, waren schwer und schwarz, keine Kleidung, die sich für eine meilenweite Reise über raues Land eignete. Also überredete Sarah die Frauen, ihnen stattdessen Hosen, Hemden und Jacken von Jungen zu geben.

Es gab nur wenig zu essen in dem Dorf, aber sie bekamen etwas hartes Brot und einen in Tücher gewickelten Ziegenkäse, und dann brachen sie gegen Mittag auf. Sie hatten, soweit Vicente es einschätzen konnte, noch etwa sechzig Meilen zurückzulegen, ehe sie den Fluss Tajo erreichen würden, wo sie, so hoffte er, ein Boot auftreiben konnten, das sie stromabwärts nach Lissabon und zur britischen und portugiesischen Armee bringen würde.

»Noch drei Tage zu gehen«, sagte Sharpe. »Vielleicht auch weniger.«

»Zwanzig Meilen am Tag?« Sarah klang nicht überzeugt.

»Wir sollten sogar noch mehr schaffen«, beharrte Sharpe. Die Armee rechnete mit Märschen zu fünfzehn Meilen pro Tag, aber die Armee wurde durch Geschütze, Gepäck und marschierende Verwundete behindert. General Craufurd, der vergeblich versucht hatte, Talavera rechtzeitig zur Schlacht zu erreichen, war mit der Leichten Brigade mehr als vierzig

Meilen pro Tag marschiert, doch das war auf halbwegs anständigen Straßen geschehen, und Sharpe wusste, ihre Route würde sie quer durchs Land führen, bergauf und bergab, auf Pfaden, die die französischen Patrouillen nicht einzuschlagen wagten. Sie konnten von Glück sagen, wenn sie den Fluss in vier Tagen erreichten, dachte er, und das bedeutete, dass er mit seinem Vorhaben scheitern würde, denn die Ferreira-Brüder hatten Maultiere und würden die Reise vermutlich in zwei Tagen hinter sich bringen.

Über all das dachte er nach, während sie nach Osten zogen. Es war nacktes Hochland, karg und leer, obwohl sie tief unten in den Tälern Siedlungen erkennen konnten. Es würde eine lange vergebliche Wanderung werden, dachte er, denn wenn sie den Fluss erreichten und tatsächlich ein Boot fanden, würden die Brüder ihnen bereits weit voraus sein, vermutlich sogar schon in Lissabon, und Sharpe wusste, die Armee würde ihm nie die Erlaubnis erteilen, die Fehde in der Stadt auszutragen.

»Ist Castelo Branco die einzige Route, die zum Fluss führt?«, fragte er Vicente.

Vicente schüttelte den Kopf. »Es ist die sichere Route«, sagte er. »Keine Franzosen. Und diese Straße führt dorthin.«

»Das nennst du eine Straße?« Es war nicht mehr als ein Pfad, für Männer und Maultiere geeignet, aber den Namen Straße verdiente er kaum. Sharpe drehte sich um und sah, dass der Wachturm in der Nähe des Ortes, an dem sie auf Soriano gestoßen waren, noch sichtbar war. »Wir werden die Bastarde nie einholen«, knurrte er.

Vicente blieb stehen und zeichnete mit dem Fuß eine grobe Karte in den Sand. Sie zeigte den Tajo, der im Osten aus Spanien kam, sich dann nach Süden in Richtung Meer wandte und damit die Halbinsel verengte, auf die Lissabon gebaut worden war. »Sie werden direkt nach Osten gehen«, sagte er. »Aber wenn du das Risiko eingehen möchtest, könnten wir uns nach Süden durch die Serra da Lous

schlagen. Die Berge sind dort nicht so hoch wie hier, aber die Franzosen könnten dort sein.«

Sharpe betrachtete die provisorische Karte. »Aber wir würden weiter südlich auf den Fluss stoßen?«

»Wir würden den Zêzere erreichen.« Vicente zeichnete einen weiteren Fluss, einen Nebenarm des Tajo. »Und wenn wir dem Zêzere folgen, kommen wir wesentlich weiter südlich an den Tajo, als wir es jetzt anstreben.«

»Spart es uns einen Tag?«

»Wenn keine Franzosen da sind.« Vicente klang zweifelnd. »Je weiter südlich wir uns halten, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, auf sie zu treffen.«

»Aber es spart uns einen Tag?«

»Vielleicht sogar mehr.«

»Dann lass es uns machen.«

Also wandten sie sich nach Süden und sahen keine Dragoner, keine Franzosen und nur wenige Portugiesen. Am zweiten Tag nach ihrer Begegnung mit Sorianos Männern begann es zu regnen. Ein grauer, atlantischer Niederschlag durchnässte sie alle bis auf die Knochen und ließ sie frierend und mit schmerzenden Knochen zurück, aber von nun an ging es bergab, von den nackten Gipfeln der Hügel führte ihr Weg sie durch Weideland, Weinberge und eingezäunte Felder. Ihr Führer verließ sie, denn er wollte nicht ins Zêzere-Tal gehen, wo sie auf die Franzosen stoßen könnten, Sharpe hingegen schlug alle Vorsicht in den Wind und folgte einem Weg hinunter zum Fluss.

Es dämmerte schon, als sie den schnell dahinfließenden Zêzere erreichten, der vom Regen angeschwollen war, und dort verbrachten sie die Nacht in einer kleinen Kapelle unter der ausgestreckten Hand eines Gipsheiligen, dessen Schultern dick mit Vogelexkrementen bedeckt waren.

Am nächsten Morgen überquerten sie den Fluss an einer Stelle, an der das Wasser weiß über kantige, glitschige Steine schäumte. Harper stellte eine kurze Leine her, indem er die Gurte der Gewehre und Musketen verknüpfte, und so

halfen sie einander von Stein zu Stein, wateten durchs Wasser, wo es nötig war, und das alles dauerte wesentlich länger, als Sharpe gehofft hatte. Als sie jedoch das andere Ufer erst einmal erreicht hatten, fühlte er sich sicherer.

Die französische Armee befand sich auf dem Weg nach Lissabon, und das lag nun über zwanzig Meilen weiter westlich am anderen Ufer des Flusses, und er nahm an, dass die französische Vorhut auf ihrer Seite des Zêzere bleiben würde, also ging er am ungeschützten östlichen Ufer entlang.

Der Weg war noch immer schwierig, denn der Fluss schoss zwischen hohen Bergen dahin, schlängelte sich durch felsige Schluchten, doch je weiter sie nach Süden kamen, desto leichter wurde es, und am Nachmittag gelangten sie auf einen Pfad, der von einem Dorf zum nächsten führte. Ein paar Einwohner befanden sich noch in den Hütten und berichteten, sie hätten keine Feinde gesehen. Es waren arme Leute, doch sie boten den Fremden Käse, Brot und Fisch an.

Sie erreichten den Tajo noch am selben Abend. Das Wetter war noch schlechter geworden. In großen grauen Wellen, die gegen die Bäume droschen und kleine Bäche in Ströme verwandelten, kam der Regen aus dem Westen. Der Tajo war eine breite, große Wasserflut, die vom Regen gepeitscht wurde, und Sharpe hockte sich an sein Ufer, hielt Ausschau nach irgendeinem Anzeichen, dass sich hier Boote befanden, konnte aber keines entdecken. Die Portugiesen hatten sämtliche Schiffe in Sicherheit gebracht, um die Franzosen daran zu hindern, den Wasserweg einzuschlagen und damit die neue Verteidigungslinie in Torres Vedras zu umgehen. Aber ohne Boot saß Sharpe in der Falle, und indem er den Zêzere überquert hatte, hatte er diesen Fluss zwischen sich und Lissabon gebracht. Um ihn erneut zu überqueren und dann auf dem rechten Ufer des Tajo der Armee entgegenzumarschieren, würde er wieder stromaufwärts gehen und eine Stelle finden müssen, an der es eine Furt durch den kleineren Fluss gab. »Es wird ein Boot

geben«, sagte er. »Erinnerst du dich? In Oporto hat es auch eines gegeben.«

»Da hatten wir Glück«, erwiderte Vicente.

»Mit Glück hat das nichts zu tun, Jorge«, sagte Sharpe. In Oporto hatten die Briten und Portugiesen die Schiffe auf dem Douro zerstört, aber Sharpe und Vicente hatten doch noch einige Boote gefunden, genug, um die Armee hinüberzubringen. »Mit Glück hat es nichts zu tun«, wiederholte Sharpe, »sondern mit den Bauern. Die können sich keine neuen Boote leisten, also haben sie der Regierung ihre alten, abgewrackten Boote übergeben und die guten versteckt. Wir brauchen nur eines zu finden!« Ferreira und sein Bruder würden es leichter haben, sich ein Boot zu sichern, dachte er übellaunig. Sie hatten Geld bei sich. Während er den Fluss hinaufblickte, betete er, dass er ihnen zuvorkommen würde.

Sie verbrachten die Nacht in einem Schuppen, dessen Dach den Regen durchließ wie ein Sieb, und am nächsten Morgen gingen sie den Fluss hinauf, bis sie in ein Dorf kamen, wo eine Gruppe bewaffneter Männer sie am Ende der Straße empfing. Vicente sprach mit ihnen, aber es war offensichtlich, dass die Männer ihnen keineswegs freundlich gesinnt waren. Diese Siedlungen am Fluss waren von der portugiesischen Armee durchsucht worden, um sicherzustellen, dass keine Boote dem Feind überlassen wurden, und Vicente war nicht in der Lage, sie dazu zu überreden, ihnen ein womöglich verstecktes Boot zur Verfügung zu stellen. Die Waffen der Männer, so alt sie auch sein mochten, überzeugten Sharpe davon, dass sie ihre Zeit verschwendeten. »Sie sagen, wir sollen nach Abrantes gehen«, sagte Vicente. »Sie sagen, dort gibt es versteckte Boote.«

»Versteckte Boote gibt es auch hier«, knurrte Sharpe. »Wie weit ist es nach Abrantes?«

»Vielleicht könnten wir gegen Mittag dort sein.« Überzeugt klang Vicente nicht. Und die Ferreira-Brüder,

dachte Sharpe, würden gewiss längst auf dem Fluss sein und nach Süden treiben. Er war recht sicher, dass es ihm, indem er dem Zêzere gefolgt war, gelungen war, sie zu überholen, aber jetzt erwartete er jeden Moment, zu sehen, wie sie an ihm vorübertrieben und ihm entwischten.

»Ich kann mit ihnen reden«, schlug Vicente vor und wies auf die Männer. »Wenn ich verspreche, zurückzukommen und für das Boot zu bezahlen, verkaufen sie uns vielleicht eines.«

»Sie werden einem solchen Versprechen keinen Glauben schenken«, sagte Sharpe. »Nein, gehen wir weiter.«

Sie verließen das Dorf, gefolgt von sieben Männern, die ihren Sieg bejubelten. Sharpe ignorierte sie. Er war jetzt auf dem Weg nach Norden, in die völlig falsche Richtung, aber er sagte nichts, bis die Dorfbewohner sich sicher waren, dass sie die Bedrohung abgewehrt hatten, und sie verließen, nachdem sie ihnen noch einmal hinterhergerufen hatten, sich ja von ihnen fernzuhalten. Sharpe wartete, bis sie außer Sicht waren. »Zeit, unangenehm zu werden«, sagte er. »Diese Bastarde haben ein Boot, und ich will es haben.«

Er führte seine Gefährten von der Straße weg die Anhöhe hinauf, dann wieder zurück in Richtung des Dorfes, wobei sie sich hinter den Reihen der Weinreben, die an Kastanienholzspalieren befestigt waren, versteckt hielten. Ohne Unterlass fiel Regen.

Sein Plan war verblüffend einfach: Er musste etwas finden, das die Dorfbewohner höher schätzten als ihre Boote, und dieses Etwas musste er bedrohen. Während sie jedoch auf die Häuser zuschlichen, ließ sich nichts Geeignetes finden. Es gab kein Vieh, mit Ausnahme von ein paar Hühnern, die in einem umzäunten Garten herumscharrten, doch die Männer, die die Fremden aus dem Ort getrieben hatten, feierten in einer Taverne ihren Sieg. Ihre Prahlerei und ihr Gelächter waren laut, und Sharpe spürte, wie sein Zorn wuchs.

»Schnell rein«, sagte er zu Harper, »wir jagen ihnen einen Todesschrecken ein.«

Harper nahm die siebenläufige Salvenbüchse von der Schulter. »Bin bereit, wann immer Sie es sind, Sir.«

»Wir beide gehen hinein«, sagte er zu Vicente und den Frauen. »Und ihr drei steht hier an der Tür und stellt euch hin, als wärt ihr bereit, eure Waffen zu benutzen.«

Er und Harper sprangen über einen Zaun, rannten an zwei Reihen Bohnen entlang und stießen die Hintertür der Taverne auf. Ein Dutzend Männer waren in dem Raum versammelt, sie scharten sich um ein Weinfass, und die meisten trugen ihre Gewehre noch über der Schulter, aber Sharpe war bei ihnen, ehe einer von ihnen seine Muskete abnehmen konnte, und Harper brüllte ihnen von der leeren Feuerstelle etwas zu und zielte mit der Salvenbüchse auf die Gruppe. Sharpe sammelte die geschulterten Musketen ein, und wenn sich ein Mann widersetzte, schlug er ihm mit dem Lauf seines Gewehrs ins Gesicht. Dann trat er das Weinfass aus seinem kleinen Ständer, sodass es mit einem Geräusch wie Kanonendonner auf den steinernen Boden knallte. Sobald die Männer durch den Lärm eingeschüchtert waren, zog er sich an die Hintertür zurück und richtete das Gewehr auf sie. »Ich brauche ein verdammtes Boot«, sagte er.

Vicente übersetzte. Er hängte sein Gewehr über die Schulter, ging langsam nach vorn und sprach ruhig. Vom Krieg sprach er, von dem Entsetzen, das über Coimbra hergefallen war, und er prophezeite den Männern, dass dasselbe auch ihrem Dorf bevorstand, wenn die Franzosen nicht besiegt wurden. »Eure Frauen werden vergewaltigt werden«, sagte er. »Eure Häuser verbrannt, eure Kinder ermordet. Ich habe es gesehen. Aber der Feind kann geschlagen werden, er wird geschlagen werden, und ihr könnt dabei helfen. Ihr müsst dabei helfen.« Plötzlich war er wieder ein Anwalt, die Taverne war sein Gerichtssaal und die entwaffneten Männer seine Geschworenen, und die Rede, die er hielt, war leidenschaftlich. Er hatte nie in einem

Gerichtssaal gesprochen, er hatte seinen Beruf in einem Büro ausgeübt, wo er für die Einhaltung der Verordnungen zum Handel im Hafen sorgte, aber er hatte davon geträumt, als Verteidiger aufzutreten, und jetzt sprach er mit Eloquenz und Aufrichtigkeit. Er appellierte an den Patriotismus der Bürger, und da er wusste, was für Männer er vor sich hatte, versprach er ihnen, dass für das Boot bezahlt werden würde. »Der volle Preis«, sagte er, »aber nicht jetzt. Wir haben kein Geld bei uns, doch bei meiner Ehre, ich werde hierher zurückkehren und euch den Preis bezahlen, auf den wir uns einigen. Und wenn die Franzosen fort sind«, beendete er seine Rede, »dann werdet ihr die Genugtuung haben, zu wissen, dass ihr geholfen habt, sie zu besiegen.« Er verstummte, wandte sich ab und bekreuzigte sich, und Sharpe erkannte, dass seine Rede die Männer berührt hatte. Die Entscheidung war noch immer schwierig, denn ein Versprechen auf Geld in der Zukunft war eine Sache für Träumer, und Patriotismus kämpfte mit Geldgier, aber endlich erklärte sich ein Mann einverstanden. Er würde dem jungen Offizier vertrauen und ihm sein Boot verkaufen.

Viel machte das Boot nicht her, es war lediglich ein alter Kahn, der benutzt worden war, um Leute über die Mündung des Zêzere zu schaffen. Es war achtzehn Fuß lang, hatte einen hohen, gebogenen Bug und ein breites flaches Heck. Der Fährmann hatte das Boot versteckt, indem er es im Zêzere versenkt hatte, aber die Männer des Dorfes holten die Steine heraus, brachten das Boot zum Schwimmen, gaben ihnen die Ruderstangen, und dann verlangten sie, dass Vicente sein Versprechen, für das Gefährt zu bezahlen, wiederholte. Erst dann erlaubten sie Sharpe und seinen Gefährten, an Bord zu gehen.

»Wie weit ist es bis nach Lissabon?«, fragte Vicente.

»Binnen eines Tages und einer Nacht wird es euch dorthin bringen«, sagte der Fährmann, dann sah er zu, wie sein Boot ungeschickt hinaus auf den Fluss gerudert wurde. Sharpe und Harper saßen an den Riemen, und keiner von ihnen war

solches Gerät gewöhnt. Sie stellten sich zuerst unbeholfen an, aber die Strömung erledigte den größten Teil der Arbeit, und letzten Endes ruderten sie stetig in der Mitte den Tajo hinunter. Vicente saß vorn und beobachtete den Fluss, der sich vor ihnen erstreckte, und Joana und Sarah saßen im breiten Heck. Hätte es nicht geregnet und hätte der heftige Wind den Fluss nicht aufgepeitscht, sodass kaltes Wasser ins Boot spritzte, das zudem spürbar leckte, hätte es ein Vergnügen sein können, doch stattdessen schauderten sie unter dem düsteren Himmel, während ihr kleines Boot zwischen von Regen verdunkelten Hängen hoher Berge nach Süden getragen wurde. Der Fluss strömte schnell dahin, er trieb seine Wasser vom weit entfernten Spanien eilig bis zum Meer.

Und dann hatten die Franzosen sie erspäht.

Das Fort war schlicht unter dem Namen Festungswerk Nummer 119 bekannt, und es machte als Fort nicht besonders viel her, war nicht mehr als eine auf einen niedrigen Hügelkamm gebaute Bastion, der man ein Depot mit steinernem Dach und sechs Stellungen für Geschütze an die Seite gestellt hatte. Die Geschütze waren Zwölfpfünder, die von einer Flottille russischer Kriegsschiffe stammten. Die Flottille hatte in Lissabon Schutz vor einem atlantischen Sturm gesucht und war von der Royal Navy gefangen genommen worden. Die Kanoniere hingegen bestanden aus einer Mischung von portugiesischen und britischen Artilleristen, die ihre ungewohnten Waffen ausgerichtet hatten, damit die Schüsse über das weite Tal feuern würden, das sich östlich und westlich unter dem Festungswerk Nummer 119 erstreckte. Im Osten gab es zehn weitere Forts, die bis zum Tajo führten, während es im Westen, die zwanzig Meilen bis zum Atlantik entlang, mehr als hundert weitere Forts und Bastionen gab, die sich in zwei Reihen zwischen

den Gipfeln der Hügel schlängelten. Das waren die Linien von Torres Vedras.

Drei bedeutende Straßen durchquerten die Linien. Die wichtigste Straße, auf halber Strecke zwischen dem Tajo und dem Meer, war die Hauptstraße nach Lissabon, aber es gab noch eine weitere Straße, die am Fluss entlang und somit nicht weit von Festungswerk Nummer 119 verlief, und diese östliche Straße bot ebenfalls die Möglichkeit, die portugiesische Hauptstadt zu erreichen.

Masséna brauchte natürlich keine der beiden Straßen zu benutzen und auch nicht die dritte, die durch die Linien von Torres Vedras führte und durch den Fluss Sizandre geschützt war. Er konnte die drei Straßen umgehen, über Land marschieren und in dem wilderen, menschenleeren Land angreifen, das sich zwischen den Straßen erstreckte, aber dort würde er nur noch mehr Forts und Bastionen vorfinden.

Die nach Norden gerichteten Hänge der Hügel waren von Tausenden von Arbeitern umgegraben worden, sie hatten die Erde aufgehackt, um die Abhänge steiler zu machen, sodass Infanterie unmöglich bergan angreifen konnte. Und wo die Hänge aus Felsgestein bestanden, hatten die Ingenieure die Steine gesprengt, um neue Kliffs zu schaffen. Wenn die Infanterie die steilen Hänge ignorierte und sich dem Artillerie-Beschuss aus der Höhe stellte, konnte sie in die Täler zwischen den neu geformten Bergen marschieren, aber dort würden sie hohe Barrieren aus Dornenbüschen vorfinden, die die Ebene wie monströse Dämme bedeckten. Die Dornbusch-Barrikaden wurden durch gefällte Bäume verstärkt und dort, wo es möglich war, durch Dämme, die die Täler fluteten, geschützt. Flankiert wurden sie von kleineren Bastionen, sodass jede angreifende Kolonne unter dem Donner von Kanonen- und Musketenfeuer in einen Kessel des Todes geschleust werden konnte.

Vierzigtausend Soldaten, die meisten davon Portugiesen, bemannten die Forts, während der Rest der beiden Armeen hinter den Linien eingesetzt wurde und bereit war, an jeden

Ort zu marschieren, an dem ein Angriff drohte. Einige britische Truppen waren in den Linien stationiert, und dem South Essex Regiment war ein Bereich zwischen Festungswerk Nummer 114 und Festungswerk Nummer 119 zugewiesen worden. In Letzterem hatte Colonel Lawford seine hochrangigen Offiziere zusammengerufen, um sie über das Ausmaß ihrer Verantwortung zu informieren. Captain Slingsby traf als Letzter ein, und die übrigen Männer sahen zu, wie er die steilen, schlammigen Stufen zur ummauerten Festungskrone hinaufstieg.

»Eine Guinee, dass er es nicht schafft«, murmelte Leroy hinüber zu Forrest.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass er betrunken ist«, sagte Forrest, obwohl er sich keineswegs sicher war.

Alle anderen glaubten, dass Slingsby betrunken war. Er nahm die Stufen äußerst langsam, wobei er in übertriebener Weise darauf achtete, seinen Fuß genau in der Mitte jeder Stufe aufzusetzen. Er blickte nicht auf, bis er oben ankam, wo er mit sichtlicher Zufriedenheit den versammelten Offizieren verkündete, dass es insgesamt dreiundvierzig Stufen waren.

Diese Nachricht verblüffte Colonel Lawford. Er hatte als Einziger Slingsbys unsicheren Aufstieg nicht beobachtet, wandte sich jetzt jedoch mit höflicher Überraschung um. »Dreiundvierzig?«

»Wichtig zu wissen, Sir«, sagte Slingsby. Er meinte, es sei wichtig, falls man die Stufen in der Dunkelheit zurücklegen musste, aber diese Erklärung verschwamm in seinem Kopf, noch ehe er Zeit hatte, sie auszusprechen. »Sehr wichtig, Sir«, fügte er ernsthaft hinzu.

»Ich bin sicher, wir werden es alle im Gedächtnis behalten«, erwiderte Lawford mit einer Spur Gereiztheit, dann wies er auf die regennasse Landschaft im Norden. »Wenn die Franzosen kommen, meine Herren«, sagte er, »dann ist hier der Ort, um sie aufzuhalten.«

»Hört, hört«, sagte Slingsby. Alle ignorierten ihn.

»Wir lassen sie kommen«, fuhr Lawford fort, »und dann erlauben wir ihnen, sich an unserer Stellung selbst zu zerbrechen.«

»Selbst zu zerbrechen«, wiederholte Slingsby, wenn auch leise.

»Und es ist gut möglich, dass sie hier einen Durchbruch versuchen«, beeilte sich Lawford weiterzusprechen, ehe sein Schwager noch mehr Worte äußern konnte. Der Colonel zeigte nach Westen, wo sich ein kleines Dorf nordwärts von Festungswerk Nummer 119 erstreckte und sich an den Hang des Hügels schmiegte. »Major Forrest und ich sind gestern nach Norden geritten«, sagte er, »und haben uns unsere Position einmal aus französischer Sicht angesehen.«

»Sehr klug«, sagte Slingsby.

»Und von diesen Bergen aus«, fuhr Lawford fort, »stellt das Tal eine Versuchung dar. Es scheint durch unsere Linien hindurchzuführen.«

»Hindurchzuführen«, wiederholte Slingsby und nickte.

Major Leroy erwartete beinahe, dass er ein Notizbuch und einen Bleistift herausholte und sich das Wort aufschrieb.

»Tatsächlich ist das Tal jedoch total blockiert«, sprach Lawford weiter. »Es führt lediglich auf eine Barrikade aus gefällten Bäumen, Dornenbüschen und überflutetem Land zu, aber die Franzosen werden das nicht wissen.«

»Lächerlich«, murmelte Slingsby, wobei sich nicht sagen ließ, ob er damit ein Urteil über Lawford oder über die Franzosen abgab.

»Wir müssen nichtsdestotrotz mit einem solchen Angriff rechnen«, setzte Lawford seine Rede fort, »und bereit sein, damit fertigzuwerden.«

»Die Katze von der Leine lassen«, murmelte Slingsby undurchsichtig, auch wenn lediglich Leroy ihn hörte.

»Wenn ein solcher Angriff erfolgt«, sagte Lawford, dessen Mantel sich in einem plötzlichen nassen Windstoß, der über den Hügel fegte, blähte, »dann wird der Feind von diesem Fort sowie von jedem anderen Fort in Reichweite unter

Artilleriefeuer genommen. Wenn sie das überleben, werden sie im Tal eingekesselt, und wir feuern Salven von der Seite dieser Anhöhe. Sie können den Hügel nicht erklimmen, was bedeutet, sie sind dazu verurteilt, im Tal zu leiden und zu sterben.«

Slingsby schien diese Äußerung zu überraschen, aber er schaffte es, nichts dazu zu sagen.

»Eines dürfen wir nicht tun«, sagte Lawford, »nämlich den Franzosen erlauben, in dem größeren Tal Batterien aufzustellen.« Er wies in die Tiefe vor dem Festungswerk Nummer 119. Hier erstreckte sich das breite Tal, das nördlich der Linien lag. Auf seiner anderen Seite befanden sich die Hügel, die zweifellos zu französischen Stellungen werden würden. Dieser Streifen Tiefland war einst reich und fruchtbar gewesen, aber die Ingenieure hatten das Ufer des Tajo aufgebrochen und den Fluss einen Großteil des Landes unterhalb des Forts fluten lassen. Die Fluten kamen und gingen mit den Gezeiten. Jetzt war Flut, sodass unterhalb von Festungswerk Nummer 119 ein Streifen vom Wind getriebenes Wasser sichtbar war, das in etwa dem Strom folgte, welcher von Westen kam und sich durch das Tal wand, bis er sich mit dem Tajo vereinigte.

Der Strom vollführte eine doppelte Krümmung unterhalb des Hügels, auf dem Lawford stand und sprach. Er schwenkte von der Nordseite des Tals herüber, erreichte beinahe das südliche Ende, beschrieb dann einen Bogen und floss zurück in den Tajo. An der ersten Biegung und damit am britischen Ufer stand eine alte Scheune. Sie war nicht mehr als eine Ruine in einer Baumgruppe, während in der zweiten Biegung und damit auf der französischen Seite des Flusses etwas stand, das einmal ein florierendes Gehöft mit einem großen Haus, kleineren Häusern, einer Milchkammer und zwei Stallungen für Vieh gewesen war. All dies lag nun verlassen da, die Bewohner wie das Vieh waren nach Süden geschickt worden, um den Franzosen zu entgehen, und die Gebäude wirkten verloren in der

überfluteten Landschaft. Das Gehöft selbst lag auf der Höhe und war daher trocken geblieben, es stand auf einem kleinen Vorsprung, sodass es wie eine Insel in einer windumtosten See wirkte, obwohl sich die Fluten, wenn die Ebbe nahte, allmählich zurückziehen würden. Dennoch würde der Boden aufgeweicht bleiben, und französische Truppen, die am Tajo entlangzogen, würden somit gezwungen sein, am anderen Ende des Tals nach Westen zu marschieren, bis sie irgendwo in der Nähe der Scheunenruine auf trockeneres Land stießen. Der Feind konnte dort den Fluss überqueren und auf die britischen Befestigungen vorstoßen, eine Möglichkeit, die Lawford mit seinen Offizieren erörterte.

»Und wenn es den Teufeln gelingt, in diese Scheune ein paar schwere Geschütze zu fahren«, sagte er, »oder auch in diese Farmgebäude – dann werden sie diese Stellungen bombardieren.« Er wies auf das Gehöft, das eine halbe Meile östlich von der Farm lag und mit dem kleineren Gebäude durch einen schmalen Damm, der über eine steinerne Brücke über den Fluss führte, verbunden war. Durch die Überflutung war im Moment allerdings nur die Brüstung der Brücke sichtbar. »Das darf nicht passieren, meine Herren.«

Major Leroy hielt diese Möglichkeit für äußerst unwahrscheinlich. Um in die Ruine der Scheune zu gelangen, hätten die Franzosen den Fluss überqueren müssen, während sie, um bis zum Gehöft zu kommen, über einen langen Streifen von Wasser oder aufgeweichten Boden ziehen mussten, und keins von beiden würde es leicht machen, Geschütze und Munitionswagen zu transportieren. Leroy vermutete, dass Lawford das wusste, aber er vermutete auch, dass sein Colonel nicht wollte, dass seine Männer sich allzu sehr in Sicherheit wiegten.

»Und um zu verhindern, dass es passiert, meine Herren«, sagte Lawford, »werden wir Patrouillen einsetzen. Wir werden unermüdlich patrouillieren. Patrouillen in Kompaniegröße, unten im Tal, sodass sich jeder verdammte

Franzmann, der sich dort unten blicken lässt, eine blutige Nase einhandelt.« Lawford drehte sich um und wies auf Captain Slingsby. »Ihre Aufgabe, Cornelius …«

»Patrouillieren«, sagte Slingsby hastig, »unermüdlich.«

»Ihre Aufgabe ist es, Wachtposten in dieser Scheune aufzustellen«, sagte Lawford, verärgert über die Unterbrechung. »Tag und Nacht, Cornelius. Die Leichte Kompanie wird dort leben, verstehen Sie?«

Slingsby starrte auf die alte Scheune neben dem Fluss. Das Dach war teilweise eingestürzt, und der Ort wirkte nicht im Mindesten so bequem wie die Quartiere, die der Leichten Kompanie in dem Dorf hinter Festungswerk Nummer 119 zugewiesen worden waren, und für einen Moment schien Slingsby den erhaltenen Befehl nicht recht zu begreifen. »Wir ziehen dort ein, Sir?«, fragte er in leidendem Tonfall.

»In die Scheune, Cornelius«, antwortete Lawford geduldig. »Befestigen Sie den Ort, und bleiben Sie dort, es sei denn, die gesamte verdammte französische Armee greift Sie an. In diesem Falle hätten Sie meine widerstrebend erteilte Erlaubnis, sich zurückzuziehen.« Die anderen Offiziere gluckten, da sie den Scherz erkannten, Slingsby aber nickte ernsthaft. »Ich möchte die Leichte Kompanie bei Einbruch der Dunkelheit in Stellung haben«, fuhr Lawford fort, »und am Sonntag werden Sie abgelöst. In der Zwischenzeit werden unsere Patrouillen Sie mit Vorräten versorgen.« Lawford machte eine Pause, denn eine nahe gelegene Telegrafenstation hatte begonnen, eine Nachricht zu übermitteln, und die Offiziere hatten sich alle umgedreht, um zu beobachten, wie die prallen Schweinsblasen an dem Mast hochgezogen wurden. »Und nun, meine Herren«, verlangte Lawford wieder ihre Aufmerksamkeit, »nun möchte ich, dass Sie diesen Bereich der Linien abschreiten. Machen Sie sich mit jedem Fort, jedem Pfad, jedem Zoll davon vertraut. Womöglich müssen wir eine ganze Weile hierbleiben. Cornelius? Auf ein Wort.«

Die anderen Offiziere gingen ihres Weges, um die Linie zwischen den Festungswerken Nummer 119 und Nummer 114 zu erkunden. Sobald Lawford mit Slingsby allein war, blickte er den kleineren Mann stirnrunzelnd an. »Es quält mich, diese Frage zu stellen«, sagte er, »aber sind Sie betrunken?«

Slingsby antwortete nicht sofort, stattdessen setzte er eine entrüstete Miene auf, und es hatte den Anschein, als wolle er eine scharfe Antwort zurückgeben, doch dann versagten ihm die Worte und er wandte sich einfach ab und blickte über das Tal. Der Regen auf seinem Gesicht ließ ihn aussehen, als weine er. »Gestern Abend zu viel getrunken«, gestand er schließlich in unterwürfigem Tonfall. »Ich bitte um Entschuldigung.«

»Das machen wir alle von Zeit zu Zeit«, sagte Lawford. »Aber nicht jeden Abend.«

»Gut für Sie.«

»Gut für mich?« Lawford war verwirrt.

»Rum hält Fieber ab«, erklärte Slingsby. »Das ist allgemein bekannt. Es ist ein fiebersenk …«, er hielt inne und probierte es von neuem, »ein fiebersank …«

»Ein fiebersenkendes Mittel«, sagte Lawford an seiner Stelle.

»Genau«, bestätigte Slingsby eifrig. »Doktor Wetherspoon hat mir das erzählt. Das war unser Arzt auf den Westindischen Inseln, ein guter Mann, ein sehr guter Mann. Rum, hat er gesagt, ist das einzige fiebersenk … nun ja, das Einzige, was hilft. Zu Hunderten sind sie gestorben. Aber ich nicht. Rum. Es ist Medizin!«

Lawford seufzte. »Ich habe Ihnen eine Chance gegeben«, sagte er ruhig. »Und es ist eine Chance, die die meisten Männer begeistert beim Schopf packen würden. Sie haben das Kommando über eine Kompanie inne, Cornelius, eine ausgezeichnete Kompanie, und jetzt scheint es mir immer wahrscheinlicher, dass sie einen neuen Captain brauchen wird. Sharpe.« Lawford zuckte mit den Schultern und fragte

sich, wo in Gottes Namen Sharpe wohl abgeblieben war. »Wenn Sharpe nicht zurückkommt«, fuhr er fort, »dann werde ich einen anderen Mann ernennen müssen.«

Slingsby nickte nur.

»Sie wären der naheliegende Kandidat«, sagte Lawford, »aber nicht, wenn Sie betrunken sind.«

»Sie haben recht«, sagte Slingsby, »und ich bitte um Entschuldigung. Ich habe Angst vor dem Fieber, das ist alles.«

»Und ich habe Angst«, sagte Lawford, »dass die Franzosen im Morgengrauen angreifen. Im Zwielicht, Cornelius, im Morgennebel. Von hier oben werden wir nicht in der Lage sein, viel zu sehen, aber wenn Sie in dieser Scheune stationiert sind, werden Sie sie rechtzeitig zu sehen bekommen. Und deshalb stelle ich Sie dort auf, Cornelius. Als Wachtposten! Wenn ich Ihre Musketen und Gewehre feuern höre, weiß ich, dass der Feind im Anmarsch ist und dass Sie sich nach hier oben zurückziehen. Also bleiben Sie wachsam, und enttäuschen Sie mich nicht.«

»Das werde ich nicht, Sir, das werde ich nicht.« War Slingsby auch mehr als nur ein bisschen angetrunken gewesen, als er auf der Bastion angekommen war, so war er jetzt stocknüchtern. Er hatte nicht trinken wollen. Er war in Feuchtigkeit und Kälte erwacht und hatte gedacht, ein wenig Rum könne ihn beleben. Er hatte nie vor, zu viel zu trinken, aber der Rum verlieh ihm Selbstvertrauen, und das brauchte er, denn es fiel ihm sehr schwer, mit der Leichten Kompanie fertigzuwerden. Sie mochten ihn nicht, er wusste das, und der Rum verlieh ihm den Schwung, ihr widerspenstiges Benehmen zu meistern. »Wir werden Sie nicht enttäuschen, Sir«, sagte er und meinte jedes Wort.

»Das ist gut«, erwiderte Lawford in warmem Ton. »Sehr gut.« In Wahrheit brauchte er keinen Wachtposten in der alten Scheune, aber wenn er das Versprechen halten wollte, das er seiner Frau gegeben hatte, dann musste er aus Slingsby einen anständigen Offizier machen. Er würde ihm

jetzt also eine einfache Aufgabe übertragen, eine, bei der er wachsam bleiben musste, statt untätig hinter den Linien herumzulungern. Dies war Slingsbys Chance, zu beweisen, dass er mit den Männern fertigwurde, und Lawford bewies Großzügigkeit, indem er sie ihm gab. »Und auf eine letzte Sache muss ich bestehen«, sagte Lawford.

»Alles, was Sie wünschen, Sir«, beteuerte Slingsby beflissen.

»Kein Rum mehr, Cornelius. Ihre Medizin nehmen Sie nicht mit auf Wache, haben Sie mich verstanden? Und wenn Sie das Gefühl haben, Fieber zu bekommen, kehren Sie zurück, und wir lassen den Arzt mal einen Blick auf Sie werfen. Tragen Sie Flanell. Das soll es abhalten.«

»Flanell«, sagte Slingsby und nickte.

»Und jetzt nehmen Sie sich ein Dutzend Ihrer Männer«, fuhr Lawford langmütig fort, »und erkunden mit ihnen den Hof. Hinter Festungswerk Nummer 118 führt ein Weg den Hügel hinunter.« Er zeigte es ihm. »Und in der Zwischenzeit kann der Rest Ihrer Kompanie alles vorbereiten. Musketen reinigen, Bajonette schärfen, frische Feuersteine und gefüllte Patronentaschen. Sagen Sie Mister Knowles, er soll Ihnen Proviant für drei Tage ausgeben, und halten Sie sich bereit, heute Nachmittag aufzubrechen.«

»Jawohl, Sir«, sagte Slingsby. »Und vielen Dank, Sir.«

Lawford beobachtete, wie Slingsby die Stufen hinunterging, dann seufzte er auf und nahm sein Fernglas, das er auf ein Stativ montierte, welches bereits auf der Bastion aufgestellt worden war. Er beugte sich zur Linse vor und blickte auf die Landschaft im Norden. Die Hügel auf der anderen Seite des Tals wurden von drei zerstörten Windmühlen gekrönt, von denen nichts als weiße Steinruinen übrig waren. Diese würden, so vermutete er, zu französischen Wachtürmen werden. Er schwenkte das Glas nach rechts und erhaschte endlich einen Blick auf den Tajo, der breit in Richtung Meer dahinzog. Ein Kriegsschiff der

Royal Navy lag auf dem Fluss vor Anker, seine Fahne hing schlaff im Regen.

»Wenn sie kommen«, machte sich eine Stimme hinter Lawford bemerkbar, »dann können sie die Straße nicht benutzen, weil sie überflutet ist. Sie sind also gezwungen, einen Umweg zu nehmen und geradewegs hierher nach oben zu kommen.«

Lawford richtete sich vom Fernglas auf und erkannte Major Hogan, der in ein Cape aus Ölhaut gewickelt war und über seinem Zweispitz ebenfalls einen schwarzen Schutz aus Ölhaut trug.

»Wie geht es Ihnen?«, begrüßte Lawford den Iren.

»Ich bekomme eine Erkältung«, sagte Hogan. »Eine verdammte Erkältung. Die erste des Winters, was?«

»Noch ist es nicht Winter, Hogan.«

»Fühlt sich aber so an. Darf ich?« Hogan wies auf das Fernglas.

»Bedienen Sie sich«, sagte Lawford und wischte zuvorkommend die Regentropfen von den äußeren Linsen. »Wie geht es dem Peer?«

»Seine Lordschaft ist wohlauf«, sagte Hogan und beugte sich zu dem Glas nieder. »Er lässt Sie grüßen. Natürlich ist er erzürnt.«

»Erzürnt?«

»Wegen all dieser verdammten Schreihälse, Lawford, die behaupten, der Krieg sei verloren. Männer, die nach Hause schreiben, um ihre Meinung in den Schlagzeilen der Zeitungen wiederzufinden. Er würde gern den ganzen verdammten Haufen erschießen lassen.« Hogan war ein paar Sekunden lang still und beobachtete das britische Kriegsschiff auf dem Fluss, dann blickte er Lawford schelmisch an. »Sie schicken doch wohl keine Briefe mit üblen Ansichten über die Strategie Seiner Lordschaft nach Hause, oder, Lawford?«

»Großer Gott, nein«, erwiderte Lawford ehrlich.

Hogan beugte sich wieder zu dem Glas hinab. »Die Überflutung ist nicht ganz so, wie wir sie uns erhofft hatten«, sagte er, »oder wie Colonel Fletcher sie sich erhofft hatte. Aber es sollte genügen. Sie können ohnehin die Straße nicht benutzen, und daher werden die Bastarde jetzt also durchs Landesinnere marschieren. Dem Fuß dieser Berge folgen.« Hogan verfolgte die mögliche Route der Franzosen mit dem Fernglas. »Und irgendwo in der Nähe dieser verlassenen Scheune werden sie übersetzen und geradewegs auf Sie zukommen.«

»Genau, was ich vermutet habe«, antwortete Lawford, »und dann werden sie in das Tal vorstoßen.« Er nickte in Richtung der Ebene, die sich um den Hügel ausbreitete.

»Und dort werden sie sterben«, sagte Hogan mit unanständiger Befriedigung. Er straffte sich und zuckte zusammen, weil ihn sein Rücken schmerzte. »Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass sie es versuchen werden, Lawford. Aber vielleicht packt sie ja der Mut der Verzweiflung. Gibt es Nachricht von Sharpe?«

Lawford zögerte, weil ihn die Frage überraschte, dann wurde ihm klar, dass das vermutlich der Grund war, warum Hogan ihn aufgesucht hatte. »Keine.«

»Er ist verdammt noch mal weg, was?«

»Ich fürchte, es ist Zeit, ihn aus unseren Büchern zu streichen«, sagte Lawford, was bedeuten würde, dass er Sharpe offiziell als vermisst melden und damit eine freie Captainstelle ausschreiben konnte.

»Das ist ein bisschen verfrüht, finden Sie nicht?«, bemerkte Hogan vage. »Das ist natürlich Ihre Angelegenheit, Lawford, ganz allein Ihre Angelegenheit und verdammt noch mal nicht meine Sache, ob Sie ihn abschreiben oder nicht.« Wieder beugte er sich zu dem Glas hinab und blickte auf eine der zerstörten Mühlen, die auf der anderen Seite des breiten Tals auf dem Kamm des Hügels standen. »Was hat er eigentlich gemacht, als er verschwunden ist?«

»Nach Terpentin gesucht, glaube ich. Und eine englische Frau begleitet.«

»Aha«, sagte Hogan, noch immer vage, dann richtete er sich erneut von dem Fernglas auf. »Eine Frau, was? Das klingt nach Mister Sharpe, oder etwa nicht? Gut für ihn. Und das war in Coimbra, ja?«

»In Coimbra, ja«, bestätigte Lawford, dann fügte er entrüstet hinzu: »Er ist einfach nicht wieder aufgetaucht.«

»Dort ist noch ein weiterer Mann verschwunden«, sagte Hogan, der an der Kante der Bastion stand und durch den Regen auf die nördlichen Hügel blickte. »Ein portugiesischer Major, äußerst wichtiger Mann. Er tut für die Portugiesen, was ich für den Peer tue. Es wäre eine ziemlich üble Sache, wenn er den Franzosen in die Hände fiele.«

Lawford war kein Dummkopf und wusste, dass Hogan nicht nur belanglose Konversation machte. »Glauben Sie, die beiden Fälle hängen zusammen?«

»Ich weiß, dass sie zusammenhängen«, sagte Hogan. »Sharpe und dieser Mann hatten, was man eine Meinungsverschiedenheit nennen könnte.«

»Sharpe hat mir nie etwas davon gesagt«, bemerkte Lawford pikiert.

»Vom Mehl? Auf einem Hügel?«

»Ach so – doch, das hat er mir erzählt. Allerdings keine Einzelheiten.«

»Richard hält sich bei seinen vorgesetzten Offizieren ja nie mit Einzelheiten auf«, sagte Hogan, dann machte er eine Pause, um eine Prise Schnupftabak zu nehmen. Er nieste. »Er erzählt es uns nicht«, fuhr er fort, »um uns nicht zu verwirren. Aber er ist irgendwie damit fertiggeworden und hat sich dafür gründlich verprügeln lassen.«

»Verprügeln?«

»In der Nacht vor der Schlacht.«

»Er hat gesagt, er ist ausgerutscht.«

»Nun ja, was soll er auch sonst sagen?« Hogan war nicht überrascht. »Also ja, zwischen den beiden gab es eine

Verbindung, doch ob es die noch immer gibt, ist zweifelhaft. Sehr zweifelhaft, aber immerhin nicht auszuschließen. Ich habe großes Vertrauen zu Sharpe.«

»Das habe ich auch«, sagte Lawford.

»Natürlich haben Sie das«, sagte Hogan, der mehr über das South Essex Regiment wusste, als Lawford sich je hätte träumen lassen. »Wenn Sharpe also auftaucht, Lawford, dann schicken Sie ihn zum Hauptquartier des Peers, würden Sie das tun? Sagen Sie ihm, wir brauchen Informationen über Major Ferreira.« Hogan bezweifelte, dass Wellington auch nur eine Sekunde an Sharpe verschwenden wollte, aber Hogan wollte das, und es konnte nicht schaden, wenn Lawford glaubte, dass der General diesen Wunsch teilte.

»Natürlich werde ich das tun«, versprach Lawford.

»Wir sind in Pero Negro«, sagte Hogan, »einen Zwei-Stunden-Ritt weiter westlich. Und natürlich schicken wir ihn zurück, so schnell wir können. Ich kann mir vorstellen, dass Sie darauf brennen, Sharpe in seine eigentlichen Pflichten wieder einzusetzen.« Eine gewisse Betonung lag auf dem Wort »eigentlich«, die Lawford nicht entging. Er vernahm einen milden Tadel, und der Colonel fragte sich, ob er erklären sollte, was zwischen Slingsby und Sharpe vorgefallen war, als Hogan plötzlich einen Schrei ausstieß und sein Auge auf das Glas presste. »Unsere Freunde sind da«, sagte er.

Einen Augenblick lang dachte Lawford, Hogan müsse meinen, dass Sharpe aufgetaucht sei, dann aber sah er auf dem entlegenen Hügel Pferde und wusste, dass es die Franzosen waren. Die ersten Patrouillen hatten die Linien erreicht, und das bedeutete, dass Massénas Armee nicht mehr weit sein konnte.

Die Linien von Torres Vedras, die ohne Wissen der britischen Regierung errichtet worden waren, hatten zweihunderttausend Pfund gekostet. Sie waren die größten, teuersten Verteidigungsanlagen, die in Europa je gebaut worden waren.

Und jetzt würden sie auf die Probe gestellt werden.

Es waren Dragoner, die unvermeidlichen, grünberockten Dragoner, die am Fuß der aufragenden Berge am Westufer des Tajo den Fluss entlangritten. Es waren mindestens dreißig, und sie waren lediglich auf der Suche nach Essbarem, denn ein Mann hatte zwei kleine Kühe an sein Pferd gebunden. Aber jetzt, an diesem regnerischen Nachmittag, sahen sie das kleine Boot mit den drei Männern und zwei Frauen, und die Chance, sich zu vergnügen, war für die Dragoner zu schön, um sie sich entgehen zu lassen. Sie begannen zu rufen, das Boot solle zu ihnen ans Ufer gebracht werden, aber sie erwarteten nicht, dass ihre Worte gehört, geschweige denn befolgt werden würden, und ein paar Sekunden später feuerte der erste Mann.

Die Karabinerkugel platschte dicht vor dem Boot ins Wasser. Sharpe und Harper begannen, kräftiger zu rudern, und steuerten das Boot schräg von den Reitern weg auf das Südufer zu. Die Dragoner ritten voran, ein Dutzend oder mehr Reiter sprangen bei einem hölzernen Steg, der in den Fluss ragte, von den Pferden. »Sie bereiten sich vor, auf uns zu feuern«, warnte Vicente.

Der Fluss machte eine Biegung durch das bewaldete Land, und am Südufer, ein paar hundert Schritte von den Dragonern entfernt, war ein riesiger Baum ins Wasser gefallen. Er lag dort halb im Wasser und halb draußen, und seine nackten, von der Sonne gebleichten Äste hingen in die Fluten. Sharpe drehte sich um, sah den Baum und riss hart an seinem linken Riemen, um darauf zuzuhalten. Die anderen Dragoner waren jetzt ebenfalls abgestiegen und eilten an den Rand des Flusses, wo sie niederknieten, zielten und feuerten. Die Kugeln sprangen über den Fluss, und eine schlug einen Splitter aus dem Dollbord des kleinen Boots.

»Siehst du den Baum, Pat?«, rief Sharpe.

Harper drehte sich um und grunzte bejahend, und dann pullten die beiden heftig, während eine weitere zerrissene Salve vom anderen Ufer herüberdonnerte. Der hohe Bug des Boots krachte in die toten Äste, die ins Wasser hingen. Eine Musketenkugel schlug in das tote Holz, und eine weitere Kugel peitschte über ihre Köpfe hinweg, während Vicente das Boot tiefer in das Gewirr der Äste zog. Solange sie ihre Köpfe unten hielten, konnten die Dragoner sie nun nicht mehr sehen und auch nicht treffen, aber das hielt die Franzosen nicht ab. Sie feuerten weiter, offenbar davon überzeugt, dass das Boot früher oder später wieder auftauchen musste.

Vicente wurde als Erster des Wartens müde. Er stand auf und legte sein Gewehr über den Baum. »Ich muss herausfinden, ob ich ein Gewehr überhaupt noch abfeuern kann«, sagte er.

»Deine linke Schulter wird dich nicht daran hindern«, sagte Sharpe.

»Akkurat abfeuern, meinte ich«, sagte Vicente und zielte auf einen Mann zu Pferd, den er für einen Offizier hielt. Die Dragoner hatten ihn gesehen, aber fraglich blieb, ob sie auch seine Waffe gesehen hatten. Ein Wirbel von Schüssen krachte vom anderen Ufer herüber. Keine Kugel kam ihnen nahe. Sharpe spähte über den Stamm hinweg, er war gespannt, wie gut Vicente als Schütze war. Er hörte das Krachen des Gewehrs, dann sah er, wie der Dragoneroffizier heftig zurückzuckte und wie Blut spritzte. Der Mann fiel zur Seite.

»Guter Schuss«, bemerkte Sharpe beeindruckt.

»Ich habe den ganzen letzten Winter geübt«, sagte Vicente. Er konnte die Waffe recht gut abfeuern, aber beim Versuch, sie neu zu laden, schmerzte seine verwundete Schulter. »Wenn ich der Anführer einer Kompanie von *Tiradores* sein will, muss ich ja schließlich gut zielen können, oder?«

»Ja«, sagte Sharpe, während eine Salve französischen Musketenfeuers durch die toten Äste rasselte.

»Und ich habe jeden Wettbewerb gewonnen«, berichtete Vicente so bescheiden, wie er konnte. »Aber natürlich nur, weil ich so viel geübt habe.« Er schob eine neue Kugel in den Lauf und stand wieder auf. »Diesmal werde ich das Pferd töten«, sagte er.

Auch das gelang ihm, und sowohl Sharpe als auch Harper feuerten Kugeln in die Gruppe der abgestiegenen Dragoner. Die Musketen antworteten mit einem wütenden Krachen von Schüssen, aber sie waren alle verschwendet. Einige schlugen in den Baum, andere wirbelten das Wasser des Flusses auf, aber die meisten zischten harmlos über sie hinweg. Vicente zuckte zusammen, als er nachlud, dann erschoss er völlig ruhig einen Mann, der bis zu den Knien im Fluss stand, weil er wohl hoffte, damit die Entfernung zu verringern. Endlich wurde den Dragonern klar, dass sie Idioten aus sich machten, indem sie Männern, die mit Gewehren schossen, so leichte Ziele boten. Sie rannten zu ihren Pferden zurück, stiegen auf und verschwanden zwischen den Bäumen.

Sharpe beobachtete, wie die Reiter südlich durch die Waldung ritten, während er nachlud. »Sie werden weiter stromabwärts nach uns Ausschau halten«, sagte er.

»Wenn sie nicht zu ihrer Armee zurückgehen«, hielt Harper dagegen.

Vicente stand auf und spähte über den Baum, konnte aber keinen Feind mehr entdecken. »Ich glaube, sie werden am Fluss bleiben«, sagte er. »Zwischen hier und Coimbra werden sie nicht viel zu essen gefunden haben, also werden sie irgendwo eine Brücke errichten wollen.«

»Eine Brücke?«, fragte Harper.

»Um auf dieses Ufer hinüberzukommen«, antwortete Vicente. »Auf diesem Ufer gibt es jede Menge Essbares. Und wenn sie eine Brücke bauen, dann bestimmt in Santarém.«

»Wo ist denn das?«

»Im Süden«, sagte Vicente und wies mit dem Kopf den Fluss hinab. »Eine alte Festung über dem Fluss.«

»An der wir vorbeimüssen?«, fragte Sharpe.

»Ich schlage vor, das tun wir heute Nacht«, sagte Vicente. »Wir sollten uns hier eine Weile ausruhen, auf die Dunkelheit warten und dann stromabwärts rudern.«

Sharpe fragte sich, ob die Ferreira-Brüder dasselbe tun würden. Er starrte beständig nach Norden und rechnete im Grunde damit, sie zu sehen. Dass er es nicht tat, bereitete ihm Sorge. Hatten sie vielleicht ihre Pläne geändert? Waren sie womöglich in Richtung der nördlichen Berge gegangen, oder hatten sie den Tajo viel weiter oben überquert und ihr Geld benutzt, um sich Pferde zu kaufen, die sie am Südufer nach Lissabon tragen würden? Er sagte sich, dass es letztendlich keine Rolle spielte, das einzig Wichtige war, zur Armee zurückzukehren, aber er wollte auch die Brüder finden. Wenigstens Ferreira sollte für seinen Verrat bezahlen, und mit Ferragus hatte Sharpe noch eine Rechnung zu begleichen.

Sie blieben bis zur Dämmerung, machten am Ufer ein Feuer und brühten sich in einer Dose starken, nach Schießpulver schmeckenden Tee mit den letzten Blättern aus Sharpes und Harpers Proviantsäcken. Die Dragoner waren inzwischen bestimmt längst zu ihrem Stützpunkt zurückgeritten, weil sie die Partisanen fürchteten, die in der Dunkelheit besonders gefährlich waren. Als es dunkel wurde, schoben Sharpe und Harper das Boot aus dem Schutz heraus und ließen es wieder stromabwärts treiben. Der Regen hörte nicht auf. Sacht rieselte er auf sie nieder, durchnässte sie und trieb ihnen die Kälte in die Glieder, während das letzte Licht verglomm. Jetzt waren sie auf Gedeih und Verderb dem Strom ausgeliefert, unfähig, etwas zu sehen oder zu steuern, und so ließen sie das Boot fahren, wohin es wollte.

Zuweilen sahen sie in der Ferne den vernebelten Schein eines Feuers, hoch oben in den westlichen Bergen, und

einmal entdeckten sie viel näher ein größeres Feuer, doch wer es angezündet hatte, blieb ein Geheimnis. Ein- oder zweimal stießen sie auf solide Stücke Treibholz, und dann streiften sie einen umgestürzten Baum, und noch eine gute Stunde später, als es Sharpe bereits so vorkam, als trieben sie seit einer Ewigkeit umher, sahen sie eine Reihe vom Regen getrübter Lichter hoch über dem westlichen Ufer.

»Santarém«, sagte Vicente leise.

Wachtposten befanden sich auf der hohen Mauer, das Licht der Feuer hinter der Brüstung fiel auf sie, und Sharpe vermutete, dass es Franzosen waren. Er konnte hören, wie Männer in der Stadt sangen, stellte sich die Soldaten in den Tavernen vor und fragte sich, ob die Gewalt und der Schrecken, die durch Coimbra gewütet hatten, auch die Bevölkerung von Santarém heimsuchte. Er hockte sich tief ins Boot, auch wenn er wusste, dass ein Wachtposten auf jener hohen Mauer gegen die Schwärze des Flusses nichts erkennen konnte.

Die Fahrt an den alten Schutzwällen vorbei schien eine Ewigkeit zu dauern, doch dann verblichen endlich die Lichter, und nur die feuchte Dunkelheit blieb übrig. Sarah schöpfte mit einer Blechtasse Wasser aus dem Boot. Harper schnarchte, während Joana neben ihm schauderte. Der Fluss war jetzt breiter und floss schneller, und Sharpe erwachte im ersten Zwielicht vor dem Morgengrauen, sah von Nebel umhüllte Bäume am Nordufer und auch sonst überall Nebelschwaden. Es hatte aufgehört zu regnen. Er setzte die Riemen ein und pullte eine kurze Strecke, mehr um sich zu wärmen als aus jedem anderen Grund. Sarah schenkte ihm vom Heck her ein Lächeln. »Ich habe von einer Tasse Tee geträumt«, sagte sie.

»Ist keiner mehr da«, sagte Sharpe.

»Deshalb habe ich ja davon geträumt«, erwiderte sie.

Harper war aufgewacht und begann zu rudern, aber Sharpe schien es, als kämen sie überhaupt nicht voran. Der Nebel hatte sich verdichtet, und das Boot schien in einer

perlenden Weiße gefangen, in der das Wasser verschwand. Er zog stärker an den Riemen, und endlich konnte er vage die Umrisse eines verkrümmten Baums am Südufer erkennen. Er behielt den Baum im Auge und pullte, so fest er konnte, begann jedoch allmählich zu glauben, dass der Baum immer am selben Ort blieb, sosehr er sich auch in die Riemen legte.

»Die Flut«, sagte Vicente.

»Die Flut?«

»Sie kommt den Fluss herauf«, sagte Vicente, »und sie trägt uns zurück. Zumindest versucht sie es. Aber sie wird ja umschlagen.«

Sharpe erwog, ans Südufer zu fahren und das Boot dort festzumachen, dann aber stellte er sich vor, wie die Ferreira-Brüder, die ja nicht allzu weit hinter ihnen sein konnten, im Nebel an ihnen vorbeigleiten mochten, und somit pullten er und Harper mit aller Kraft, bis sie vom Kampf gegen die Flut Blasen an den Händen hatten. Der Nebel wurde lichter, die Flut ließ endlich nach, und eine Möwe flog über ihre Köpfe hinweg.

Sie waren noch immer meilenweit vom Meer entfernt, aber in der Luft lag der Geruch nach Salz und das Wasser war brackig. Der Tag erwärmte sich, und davon schien sich der Nebel wieder zu verdichten, der wie Pulverrauch in Schwaden über das wirbelnde graue Wasser zog.

Sie mussten näher ans nördliche Ufer rudern, um den verhedderten Überresten einer Falle aus Fischnetzen, Weidenruten und Stangen auszuweichen, die vom Ostufer ins Wasser ragte. Am Nordufer ließ sich keine Bewegung ausmachen, sie schienen allein auf dem blassen Fluss unter einem perlenden Himmel, doch dann ertönte von vorn der unverwechselbare Knall einer Kanone. Vögel flatterten aus den Bäumen am Ufer auf und flogen in Kreisen, während der Lärm von unsichtbaren Hügeln widerhallte und durch das Flusstal dröhnte.

»Ich kann nichts sehen«, berichtete Vicente vom Bug aus.

Sharpe und Harper hatten sich auf ihre Riemen gestützt, und beide fuhren herum, um nach vorn zu sehen, aber da war nur der Nebel über dem Fluss. Ein weiterer Kanonenschuss ertönte, und Sharpe glaubte, er könne erkennen, wie sich eine Nebelschwade verdichtete, dann pullte er zwei weitere Stöße, und dann, wie ein von Wolken umhülltes Geisterschiff, tauchte das Kanonenboot auf, das auf das nördliche Ufer feuerte. Dragoner waren dort, im Nebel nur halb zu sehen, und das Kanonenfeuer trieb sie auseinander. Noch eine Kanone wurde vom Boot, das mitten auf dem Fluss verankert war, abgefeuert, und eine Kartätschenladung mähte zwei Pferde nieder. Sharpe sah eine jähe Fontäne Blut, die den Nebel färbte und gleich darauf wieder verschwunden war. Dann feuerte die Bugkanone des Schiffs, und eine Kugel sprang mehrere Yards vor dem Ruderboot übers Wasser. Es war ein Warnschuss gewesen. Auf der vorderen Plattform des Kanonenboots stand ein Mann, der ihnen zurief, sie sollten bei ihnen anlegen.

»Es sind Engländer«, sagte Vicente. Er stand am Bug des Kahns und winkte mit beiden Armen, während Sharpe und Harper auf das Kanonenboot zuhielten, das sechs Stückpforten hatte. Eine weiße Fahne hing am Heck, während der Union Jack am Mast flatterte.

»Hierher!«, brüllte der Mann. »Bringt das verdammte Boot hierher!«

Die beiden Heckkanonen feuerten hinter den Dragonern her, die sich zurückzogen. Die Männer galoppierten in den Nebel hinein und ließen tote Pferde zurück. Drei Seeleute mit Musketen erwarteten das Boot und richteten ihre Waffen auf sie.

»Spricht einer von Ihnen Englisch?«, rief ein anderer Mann.

»Mein Name ist Captain Sharpe.«

»Wie?«

»Captain Sharpe, South Essex Regiment. Und richten Sie diese Musketen verdammt noch mal irgendwo anders hin.«

»Sie Sind Engländer?« Die Verblüffung mochte von Sharpes Erscheinungsbild herrühren, denn er trug seinen grünen Rock nicht.

»Nein, ich bin ein verdammter Chinese«, bellte Sharpe. Der Kahn schlug gegen die Seite des Kanonenboots, und Sharpe blickte zu dem noch sehr jungen Navy Lieutenant auf. »Wer sind Sie?«

»Lieutenant Davies, ich habe hier das Kommando.«

»Ich bin Captain Sharpe, das ist Hauptmann Vicente von der portugiesischen Armee, und der große Bursche dort ist Sergeant Harper. Die Damen stelle ich Ihnen später vor. Was wir brauchen, falls Sie so freundlich sein wollen, Lieutenant, wäre anständiger Tee.«

Sie stiegen an Bord. Sharpe salutierte vor Davies, obwohl der nicht älter als neunzehn sein konnte und lediglich Lieutenant war. Dennoch stand er im Rang höher als Sharpe, da er ein Schiff Seiner Majestät befehligte, was ihn einem Major der Armee im Rang gleichstellte. Die Seeleute jubelten ein bisschen, als Joana und Sarah in ihren durchnässten Hosen über die Reling kletterten.

»Ruhe an Deck«, knurrte Davies, und die Seeleute verfielen augenblicklich in Schweigen. »Kanonen sichern«, befahl Davies. »Das Boot festmachen. Schnell, schnell!« Er bedeutete Sharpe und seinen Gefährten durch eine Geste, sich zum Heck des Schiffs zu begeben. »Willkommen auf der *Squirrel*«, sagte er. »Ich denke schon, dass wir für Tee sorgen können. Darf ich fragen, was Sie hier machen?«

»Wir kommen aus Coimbra«, antwortete Sharpe. »Und Sie, Lieutenant?«

»Wir sind hier, um die Froschfresser zu amüsieren«, sagte Davies. Er war ein sehr großer, sehr dünner junger Mann, der in einer schäbigen Uniform steckte. »Wir treiben mit der Flut stromaufwärts, töten jeden Froschfresser, der dumm genug

ist, sich am Ufer blicken zu lassen, und dann treiben wir wieder zurück.«

»Wo befinden wir uns?«

»Drei Meilen nördlich von Alhandra. Dort treffen Ihre Linien auf den Fluss.« An einem Niedergang blieb er stehen. »Dort unten gibt es eine Kabine«, sagte er. »Die Damen dürfen sie gern benutzen, auch wenn ich sagen muss, dass sie verdammt wenig hermacht. Und feucht ist sie auch.«

Sharpe stellte Sarah und Joana vor, die sich beide entschieden, am Heck zu bleiben, das von einer riesigen Ruderpinne überragt wurde. Die *Squirrel* hatte kein Steuerrad, und ihr Quarterdeck war lediglich der hintere Teil des Hauptdecks, das von Seeleuten überfüllt war. Davies erklärte, dass es sich bei dem Schiff um ein Küstenwachboot mit zwölf Geschützen handelte. Zwar konnte es leicht von sechs oder sieben Mann gesteuert werden, es benötigte jedoch eine Crew von vierzig Mann, um die Geschütze zu bedienen. »Und selbst dann sind wir noch knapp an Leuten«, beklagte er sich. »Wir können immer nur auf einer Seite die Kanonen abfeuern. Immerhin genügt die eine Seite für gewöhnlich. Sie wollen also Tee, ja?«

»Und ein Rasiermesser leihen«, sagte Sharpe.

»Und etwas zu essen«, murmelte Harper leise und blickte unschuldig zu dem Hauptsegel auf, das an einem massiven Mast befestigt war, an dessen Topp der Union Jack flatterte.

»Tee, Rasiermesser, Frühstück«, zählte Davies auf. »Hören Sie auf, zu glotzen, Mister Braithwaite!« Dies galt einem Midshipman, der Joana und Sarah anstarrte und offenbar versuchte, zu entscheiden, ob er lieber dunkelhaarige oder blonde Frauen mochte. »Hören Sie auf zu glotzen, und sagen Sie Powell, dass wir ein Frühstück für fünf Gäste brauchen.«

»Fünf Gäste, Sir! Aye, aye, Sir!«

»Und dürfte ich Sie bitten, Ausschau nach einem weiteren Boot zu halten?«, wandte Sharpe sich an Davies. »Ich habe

den Verdacht, dass uns fünf Kerle verfolgen, und ich möchte, dass sie aufgehalten werden.«

»Das ist meine Aufgabe«, antwortete Davies. »Ich halte alles auf, was versucht, diesen Fluss hinunterzufahren. Miss Fry? Darf ich Ihnen einen Stuhl bringen? Ihnen und Ihrer Gefährtin?«

Das Frühstück wurde an Deck serviert. Es gab dicke, weiße Porzellanteller gefüllt mit Schinken, Brot und fettigen Eiern, und anschließend machte Sharpe die Klinge von Davies' Rasiermesser stumpf, indem er sich die Stoppeln vom Kinn rasierte. Davies' Bursche hatte seinen grünen Rock ausgebürstet, ihm die Stiefel poliert und die Metallscheide seines Degens geputzt. Er lehnte sich an die Reling und verspürte eine Woge der Erleichterung, weil die Reise zu Ende war. In ein paar Stunden, so dachte er, würde er wieder bei seinem Bataillon sein, und das verdarb ihm die gute Laune, denn er nahm an, dass er dort weiterhin Lawfords Missfallen ausgesetzt sein würde.

Der Nebel hatte sich zu Schwaden gelichtet, und die Flut ließ nach. Sie wirbelte an der *Squirrel* vorüber, die an Bug und Heck verankert war, sodass ihre Breitseite flussaufwärts wies. Am westlichen Ufer konnte Sharpe eine Reihe von Inseln erkennen. Stromabwärts, hinter einer breiten Biegung und durch die wogenden Schwaden des Nebels gerade noch erkennbar, sah er hingegen die Masten eines weiteren Schiffs. Es handelte sich um eine ganze Flotte von Kanonenbooten, erklärte ihm Davies, sie waren hier postiert, um die Flanke der Verteidigungslinien zu schützen. Irgendwo in der Ferne feuerte eine Kanone, das Geräusch drang schwach durch die sich erwärmende Luft.

»Es scheint zur Abwechslung mal wieder ein schöner Tag zu werden.« Davies lehnte sich neben Sharpe an die Reling. »Sofern der verdammte Nebel sich lichtet.«

»Ich bin froh, den Regen los zu sein«, sagte Sharpe.

»Regen ist mir lieber als Nebel«, erwiderte Davies. »Man kann keine Kanonen abfeuern, wenn man das verdammte

Ziel nicht sieht.« Er blickte zum trüben Glimmen der Sonne auf, das sich den Weg durch den Nebel bahnte, und schätzte die Uhrzeit ein. »Wir werden noch eine Stunde hierbleiben«, sagte er. »Dann fahren wir nach Alhandra. Dort setzen wir Sie am Ufer ab.« Er blickte hinauf zum Union Jack, der lustlos an der Spitze des Mastes flatterte. »Verdammter Südwind«, sagte er und brachte damit zum Ausdruck, dass er den Fluss nicht hinuntersegeln konnte, sondern die Strömung ausnutzen musste.

»Sir!«, rief ein Mann aus dem Mars. »Boot in Sicht, Sir!«

»Wo?«

Der Mann zeigte es ihnen, und Sharpe holte sein Fernglas heraus und suchte in westlicher Richtung. Durch schimmernden Nebel sah er auf einmal ein kleines Boot. Von den Männern im Boot konnte er lediglich die Köpfe ausmachen.

»Achtern Leinen los!«, schrie Davies.

Die *Squirrel* schwang an ihrem Vorderanker herum, die Strömung trieb sie, bis die Geschütze ausgerichtet waren.

»Feuern Sie einen Warnschuss ab, sobald Sie können!«, befahl Davies.

Eine Pause entstand, während die *Squirrel* in der Strömung stand, dann feuerte eine Kanone, und dichter Rauch stieg auf. Die zweite Kanone feuerte beinahe sofort darauf, ihre Kugel zischte über die niedrige Insel und platschte vor dem fliehenden Boot ins Wasser.

»Sie halten nicht an, Sir!«, rief der Mann vom Mars.

»Schießen Sie auf sie, Mister Combes! Direkt auf sie!«

»Aye, aye, Sir!«

Die nächste Kugel traf die Insel, prallte ab und flog hoch über das fliehende Boot hinweg, das mit der Strömung des Flusses eilig dahintrieb, wobei die Ebbe ihm zu Hilfe kam. Sharpe bezweifelte, dass das Kanonenfeuer das Boot aufhalten würde. Er kletterte die Wanten ein Stück weit hinauf und benutzte sein Fernglas, doch er konnte von den Männern im Boot nur wenig erkennen, da sie im Nebel

verborgen waren. Aber es mussten die Ferreira-Brüder sein. Wer sollte es sonst sein? Zudem glaubte er, auch wenn er sich nicht ganz sicher sein konnte, dass einer der Männer in dem Boot unnatürlich groß war. Ferragus, dachte er.

»Lieutenant!«, rief er.

»Mister Sharpe?«

»In diesem Boot befinden sich zwei Männer, die unbedingt gefangen genommen werden müssen. Es ist meine Pflicht.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Sharpes Pflicht war es, zu seinen Pflichten zurückzukehren, nicht einer Fehde hinterherzurennen, aber das konnte Davies nicht wissen. »Können Sie uns eines Ihrer Boote geben, um sie zu verfolgen?«

Davies zögerte, er fragte sich, ob er seine Befehle verletzte, wenn er einem solchen Wunsch stattgab. »Die Kanonenboote weiter unten auf dem Fluss werden sie aufhalten«, ließ er Sharpe wissen.

»Aber sie werden nicht wissen, dass die Männer gesucht werden«, entgegnete Sharpe, dann hielt er inne, während die Bugkanone der *Squirrel* feuerte und wiederum ihr Ziel verfehlte. »Außerdem werden sie vermutlich ans Ufer fliehen, noch ehe sie auf Ihre anderen Boote stoßen. Und wenn das geschieht, müssen wir ebenfalls ans Ufer gesetzt werden, um sie zu verfolgen.«

Davies dachte eine weitere Sekunde nach, sah, dass das flüchtige Boot beinahe völlig im Nebel verschwunden war, und wandte sich an Midshipman Braithwaite. »Das Beiboot, Mister Braithwaite. Schnell jetzt!« Er wandte sich wieder an Sharpe und sagte: »Die Damen bleiben hier.« Es war keine Frage.

»Das werden wir nicht tun«, erwiderte Sarah entschlossen und schulterte ihre französische Muskete. »Wir sind gemeinsam bis hierhergekommen, und wir werden diese Sache gemeinsam zu Ende bringen.«

Eine Sekunde lang sah es aus, als wollte Davies dagegen aufbegehren, dann aber gelangte er zu dem Schluss, dass es

ihm das Leben erleichterte, wenn all seine ungebetenen Gäste von Bord der *Squirrel* verschwanden. Die Bugkanone feuerte noch ein letztes Mal, und Rauch wallte über das Deck. »Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen«, sagte Davies.

Und dann waren sie von Bord und begannen die Verfolgung.

KAPITEL 12

Marschall André Masséna fühlte sich wie betäubt. Er sagte nichts, sondern starrte nur. Es war kurz nach Sonnenaufgang, der Tag, an dem seine ersten Patrouillen die britischen und portugiesischen Befestigungen erreicht hatten, und jetzt hockte er hinter einer niedrigen Steinmauer, auf der sein Fernglas ruhte, und führte das Glas langsam die Hügelkette im Süden entlang. Überall sah er Bastionen, Geschütze, Mauern, Barrikaden, weitere Geschütze, Männer, Telegrafenstationen, Fahnenmasten. Überall.

Er hatte geplant, die Siegesfeierlichkeiten in Lissabon abzuhalten. Es gab dort einen hübschen großen Platz am Ufer des Tajo, wo man die halbe Armee aufmarschieren lassen konnte, und das größte Problem, mit dem er gerechnet hatte, war die Frage, was er mit den Tausenden von britischen und portugiesischen Gefangenen anfangen sollte, die er zu machen gedachte. Stattdessen stand er jetzt einer scheinbar endlosen Barriere gegenüber. Er sah, wie die oberen Hänge der gegenüberliegenden Hügel steiler gemacht worden waren, er sah, wie die Geschütze des Feindes mit Barrikaden aus Steinen geschützt worden waren, er sah die überfluteten Zugangsstraßen, und er sah sein Scheitern.

Er holte tief Luft und wusste noch immer nicht, was er sagen sollte. Er stieß sich von der Mauer ab und nahm sein Auge vom Fernglas. Er hatte geplant, hier entlangzumanövrieren. Einen Teil seiner Armee hatte er auf der Straße zeigen wollen, um die Streitkräfte des Feindes zusammenzuziehen, die annehmen würden, dass ein Angriff unmittelbar bevorstand, und dann hatte er den größeren Teil der *l’Armée de Portugal* im Westen herumführen wollen, in

einer Schleife, die Wellingtons Männern den Weg abschneiden sollte. Er hätte die Briten und Portugiesen mit dem Rücken zum Tajo umzingelt und dann großmütig ihre Kapitulation entgegengenommen, doch stattdessen gab es jetzt keinen Weg, den seine Armee einschlagen konnte, nur den, der auf diese Mauern, diese Geschütze und künstlich steil gemachten Hänge zuführte.

»Die Forts erstrecken sich bis zum Atlantik«, berichtete ein Stabsoffizier trocken.

Masséna sagte nichts, und einer seiner Adjutanten, der wusste, was seinem Herrn im Kopf herumging, stellte stattdessen die Frage: »Doch sicher nicht den ganzen Weg?«

»Jede einzelne Meile«, erwiderte der Stabsoffizier ausdruckslos. Er war die gesamte Breite der Halbinsel abgeritten, von Dragonern beschützt und den ganzen Weg über beobachtet von Feinden, die hinter ihren Batterien, Forts und Wachtürmen verschanzt saßen. »Und über eine weite Strecke«, fuhr er erbarmungslos fort, »werden die Befestigungen vom Fluss Sizandre gedeckt, und dahinter befindet sich noch eine zweite Linie.«

Masséna fand seine Stimme wieder und wandte sich zornbebend an den Stabsoffizier. »Eine zweite Linie? Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil es zu sehen ist, Sir. Zwei Linien.«

Wieder starrte Masséna durch das Glas. War irgendetwas merkwürdig an den Geschützen in der Bastion, die ihm direkt gegenüberstand? Er erinnerte sich jetzt daran, wie er die Österreicher in Genua belagert hatte. Damals hatte er Geschützattrappen in seine Verteidigungsanlagen gestellt. Es waren bemalte Baumstämme gewesen, die aus den Stellungen ragten, und aus mehr als zweihundert Schritt Entfernung hatten sie mehr oder weniger wie Kanonenrohre gewirkt, und die Österreicher waren den gefälschten Batterien ausgewichen. »Wie weit ist es bis zum Meer?«, fragte er.

»Fast dreißig Meilen, Sir«, wagte der Adjutant eine grobe Schätzung.

Masséna stellte Berechnungen an. Mindestens drei Bastionen standen auf jeder Meile, und die Bastionen, die er sehen konnte, hatten alle vier Kanonen, manche sogar mehr. Wenn man also vorsichtig schätzte, befanden sich zwölf Kanonen auf jeder Meile, was bedeutete, dass Wellington allein für die erste Linie fast vierhundert Kanonen zusammengebracht haben musste, und diese Annahme war einfach lächerlich. So viele Kanonen gab es in ganz Portugal nicht, und das bestärkte den Marschall in seinem Glauben, dass einige der Kanonen Attrappen sein mussten. Dann dachte er an die britische Marine und fragte sich, ob man vielleicht die Kanonen der Schiffe ans Ufer gebracht hatte. Großer Gott, durchfuhr es ihn, aber wie sollten sie denn das bewerkstelligt haben?

»Weshalb haben wir nichts davon gewusst?«, verlangte er zu erfahren. Schweigen herrschte. Masséna drehte sich um und starrte Oberst Barreto an. »Warum haben wir nichts davon gewusst?«, fragte er noch einmal. »Sie haben mir gesagt, sie bauen zwei Forts, um die Straße zu bewachen. Sieht das vielleicht aus wie zwei lausige Forts?«

»Wir sind nicht informiert worden«, erwiderte Barreto bitter.

Masséna beugte sich zum Fernglas nieder. Er war wütend, aber er hielt seine Gefühle im Zaum und versuchte, eine Schwäche in der so sorgsam errichteten Verteidigungslinie des Feindes zu entdecken. Ihm gegenüber, neben der Bastion mit den merkwürdig dunklen Geschützen, erstreckte sich ein Tal. Er konnte er keine Befestigungen ausmachen, aber das hatte nicht viel zu bedeuten, denn die gesamte Ebene war in Nebel gehüllt. Die Gipfel der Hügel mit ihren Forts und Windmühlen lagen im hellen Sonnenlicht, doch die Täler waren verschleiert. Dennoch wagte er zu hoffen, dass das kleine Tal, das sich hinter dem nächststehenden Hügel befand, frei von Befestigungen war. Jeder Angriff das

Tal hinauf würde natürlich aus der Höhe unter Beschuss genommen werden, sofern die Geschütze echt waren, aber wenn die Adler erst einmal durch die Schneise gebrochen und hinter den Hügel gelangt waren – was sollte sie dann noch aufhalten? Vielleicht versuchte Wellington ja, ihn zu täuschen? Vielleicht war bei diesen Befestigungen das meiste mehr Schein als Sein? Womöglich waren diese steinernen Mauern gar nicht richtig vermörtelt, die Kanonen Attrappen und die ganze sorgsam ausgearbeitete Verteidigungslinie lediglich eine Scharade, um den Feind von einem Angriff abzuhalten? Aber Masséna wusste, dass er angreifen musste. Vor ihm lag Lissabon mit seinen Vorräten, hinter ihm war nichts als wüstes Land, und wenn seine Armee nicht verhungern sollte, musste er vorrücken. Erneut wallte der Zorn in ihm auf, aber er unterdrückte ihn. Zorn war Luxus. Für den Moment, so wusste er, durfte er lediglich erhabene Zuversicht an den Tag legen, oder die pure Existenz dieser Verteidigungsanlagen würde seiner Armee den Mut rauben. *»C'est une coquille d'œuf«*, sagte er.

»Eine was?«, fragte ein Adjutant, der glaubte, er habe sich verhört.

»Une coquille d'œuf«, wiederholte Masséna, der noch immer durch das Fernglas blickte. Er hatte gesagt, es sei eine Eierschale. »Ein kleiner Stoß«, fuhr er fort, »und sie zerbricht.«

Stille herrschte, mit Ausnahme des unterbrochenen Geschützfeuers, das von einem britischen Kanonenboot auf dem Fluss Tajo herrührte. Es lag etwa eine Meile östlich. Die Adjutanten und Generäle, die über Massénas Kopf hinwegblickten, kamen zu der Ansicht, dass es sich bei der Verteidigungslinie um eine höchst beeindruckende Eierschale handelte.

»Sie haben die Hügelkämme befestigt«, erklärte Masséna. »Aber die Täler dazwischen haben sie vergessen, und das, meine Herren, bedeutet, dass wir sie aufbrechen können. Wir brechen sie auf wie eine Jungfrau.« Dieser Vergleich gefiel

ihm besser als die Eierschale, weshalb er ihn wiederholte. »Wie eine Jungfrau«, sagte er begeistert, dann schob er das Glas zusammen und stand auf. »General Reynier?«

»Sire?«

»Sehen Sie dieses Tal?« Masséna wies über die neblige Ebene auf die Stelle, wo sich das kleine Tal hinter einen der befestigten Hügel schmiegte. »Schicken Sie Ihre leichten Truppen dorthin. Gehen Sie schnell, brechen Sie auf, bevor sich der Nebel verzieht. Erkunden Sie, wie es dort aussieht.« Er würde ein paar Männer verlieren, aber das wäre die Sache wert, wenn er dafür herausfand, dass das Tal den schwachen Punkt in Wellingtons Verteidigung darstellte, und dann konnte Masséna dieses Tal einnehmen und seine Jungfrau aufbrechen. Bei dem Gedanken musste Masséna glucksen, seine Laune hob sich, und er hielt das Fernglas einem Adjutanten hin, doch gerade in diesem Augenblick feuerte eine der dunklen Kanonen auf dem gegenüberliegenden Hügel, und die Kugel flog jaulend über das Tal hinweg, schlug zwanzig Schritte unterhalb von ihnen auf dem Hang auf und sprang über Massénas Kopf in die Höhe. Die Briten hatten ihn beobachtet und mussten zu dem Schluss gelangt sein, dass er schon zu lange an einer Stelle verharrte. Masséna nahm seinen Zweispitz ab, verbeugte sich vor dem Feind, um zu bekunden, dass er dessen Botschaft empfangen hatte, und ging dann zu dem Platz zurück, wo ihre Pferde warteten.

Er würde angreifen.

Major Ferreira hatte das nicht vorhergesehen. Er hatte geglaubt, dass das Boot, das sie südlich von Castelo Branco für viel zu viel Geld gekauft hatten, sie den ganzen Weg bis zu den Kais von Lissabon bringen würde, aber jetzt musste er feststellen, dass die britische Marine den Fluss blockierte. Das war nur die letzte in einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten, die ihm auf seiner Reise begegnet waren.

Eines der Maultiere hatte zu lahmen begonnen und ihr Tempo verlangsamt. Dann hatte es lange gedauert, ehe sich ein Mann finden ließ, der bereit war, ihnen ein verstecktes Boot zu verkaufen, und als sie endlich auf dem Fluss waren, hatten sie sich auch noch in einem Fischernetz verfangen, was sie über eine Stunde aufgehalten hatte. Am nächsten Morgen hatten ein paar Franzosen auf der Suche nach Essbarem sie zu Zielübungen benutzt und sie gezwungen, in einen Seitenarm des Tajo zu rudern und sich dort versteckt zu halten, bis die Franzosen sich zu langweilen begannen und ihres Weges ritten. Und jetzt, wo das Ende der Reise in greifbarer Nähe lag, tauchte auch noch dieses Kanonenboot auf.

Zuerst hatte sich Ferreira keine Sorgen gemacht, als er das Boot in der Mitte des Stroms entdeckte. Er hatte seinen höheren Rang und seine Uniform, um sich gegen jeden alliierten Offizier durchzusetzen, doch dann hatte das Schiff unvermittelt das Feuer eröffnet. Er hatte nicht gewusst, dass die *Squirrel* ihn nur warnen und ihm befehlen wollte, sein Boot entweder zu wenden oder auf der Insel, die an den kleineren Kanal grenzte, auf Grund zu setzen. Stattdessen glaubte er, er stünde unter Beschuss, also herrschte er seinen Bruder und die drei Männer an, sie sollten schneller rudern. In Wahrheit geriet er in Panik. Er hatte sich über den Empfang, der ihn in Lissabon erwartete, Sorgen gemacht, seit sich die britische Armee aus Coimbra zurückgezogen hatte. Hatte irgendjemand von den Lebensmitteln in dem Lagerhaus Wind bekommen? Er hatte ein schlechtes Gewissen, und dieses Gewissen trieb ihn dazu, vor dem Kanonenbeschuss zu flüchten. Er glaubte schon, er habe es geschafft, bis er schwach durch den Nebel, der über dem von der Biegung des Flusses umschlossenen Streifen Land lag, das Dickicht der Masten sah: Eine ganze Flotte von Booten blockierte den Fluss.

Er stand jetzt im Heck des Boots, starrte vor sich hin und sah mit großer Erleichterung die Forts, die die Hauptstraße

nördlich von Lissabon bewachten. Wirbel von sich lichtenden Nebeln enthüllten die Befestigungsanlagen auf den Hügeln, und Ferreira sah die portugiesische Fahne, die über dem nächststehenden Fort wehte. Er riss das Ruder herum, um das Boot ans Ufer zu lenken. Mit den portugiesischen Soldaten würde er leichter fertigwerden als mit den britischen Soldaten, dachte er.

»Wir werden verfolgt«, warnte ihn sein Bruder.

Ferreira drehte sich um und sah das Beiboot, das in der Mitte des Flusses schnell durchs Wasser glitt. »Wir gehen an Land«, sagte er. »Dorthin werden sie uns nicht folgen.«

»Werden sie das nicht?«

»Es sind Seeleute. Die hassen es, auf festem Land zu sein.« Ferreira lächelte. »Wir begeben uns auf das Fort«, sagte er und reckte sein Kinn in Richtung der neuen Bastionen, die die Straße beherrschten. »Dort beschaffen wir uns Pferde, und heute Nachmittag sind wir in Lissabon.«

Das Boot fuhr ans Ufer, und die fünf Männer trugen ihre Waffen und das französische Geld die Böschung hinauf. Ferreira warf noch einen Blick zurück und sah, dass das Beiboot gewendet hatte und nur langsam vorankam, als es versuchte, gegen die Strömung zu fahren. Er nahm an, die Seeleute wollten sich sein Boot holen, das sie gern haben konnten, denn er war jetzt in Sicherheit.

Als die fünf Männer aber durch die Sträucher auf dem Kamm der Böschung brachen, stießen sie auf eine weitere Schwierigkeit. Der Fluss war hier von einem Wall umgeben, doch weiter südlich musste der große Erdwall aufgebrochen worden sein, um das Wasser das Land überfluten zu lassen. Ferreira sah, dass der Weg bis zum nächststehenden Fort nicht leicht werden würde, denn das Land war überschwemmt, und das bedeutete, dass sie landeinwärts gehen mussten, um den Fluten auszuweichen. Das war nicht weiter schlimm, doch dann erschrak er plötzlich, denn irgendwo im Nebel vor ihm ertönte ein Kanonenschuss. Das Echo breitete sich zwischen den Hügeln aus, aber keine

Kugel schlug in ihrer Nähe ein, und kein zweiter Schuss folgte, was vermutlich bedeutete, dass es keinen Grund zur Sorge gab. Wahrscheinlich hatte ein Kanonier seine Waffe neu ausgerichtet oder ein freigebohrtes Zündloch ausprobiert.

Sie gingen nach Westen, folgten dem sumpfigen Rand der Flut, und nach einiger Zeit erkannte Ferreira vage durch den Nebel ein Gehöft, das auf einer Anhöhe stand. Zwischen ihnen und dem Gehöft erstreckte sich ein breiter Streifen morastigen Landes, aber wenn er diese Gebäude erreichen könnte, so dachte er, wäre er von den Forts auf den südlichen Höhen nicht mehr allzu weit entfernt. Dieser Gedanke brachte Ferreira zu der Überzeugung, dass alles gut werden würde, dass die Turbulenzen der letzten Tage von zwar unverdientem, aber willkommenem Erfolg gekrönt sein würden. Er begann zu lachen.

»Was ist denn?«, fragte sein Bruder.

»Gott meint es gut mit uns, Luis.«

»Tut er das?«

»Wir haben den Franzosen diese Lebensmittel verkauft, haben ihr Geld genommen, und die Lebensmittel wurden vernichtet. Ich werde sagen, wir haben die Franzosen ausgetrickst, und das bedeutet, wir werden Helden sein!«

Ferragus lächelte und klopfte auf den Lederbeutel, der über seiner Schulter hing. »Wer werden reiche Helden sein.«

»Ich werde dafür vermutlich zum Oberstleutnant ernannt«, sagte Ferreira. Er würde erklären, dass er von den gehorteten Lebensmitteln gehört hatte und zurückgeblieben war, um ihre Vernichtung sicherzustellen. Für solche Tat hatte er gewiss eine Beförderung verdient. »Wir hatten ein paar üble Tage«, sagte er zu seinem Bruder, »aber wir haben sie überstanden. Großer Gott!«

»Was ist denn?«

»Die Forts!«, sagte Ferreira fassungslos. »Sieh dir all diese Bastionen an!«

Der Nebel verhüllte das Tal, aber es war tief liegender Nebel, und als sie eine sanfte Anhöhe erstiegen, konnte Ferreira die Gipfel der Hügel sehen und erkennen, dass auf jedem Kamm ein kleines Fort stand. Zum ersten Mal wurde ihm das Ausmaß der neuen Verteidigungsanlagen klar. Er hatte gedacht, dass lediglich die Straßen bewacht werden würden, aber jetzt wurde deutlich, dass sich die Linien weit landeinwärts erstreckten. Konnten sie den gesamten Weg bis zum Meer einnehmen? Wenn es tatsächlich so war, dann würden die Franzosen gewiss nie nach Lissabon gelangen. Er verspürte eine jähe Woge der Erleichterung darüber, dass er aus Coimbra vertrieben worden war, denn wäre er geblieben, wäre das Lagerhaus nicht niedergebrannt, hätte er sich unweigerlich von Oberst Barreto rekrutieren lassen müssen.

»Das verdammte Feuer hat uns einen Gefallen getan«, sagte er zu seinem Bruder, »denn wir werden siegen. Portugal wird überleben.«

Alles, was er jetzt noch zu tun hatte, war, das Fort zu erreichen, über dem die portugiesische Fahne wehte. Die Unsicherheit, die Gefahr, die Angst, das alles war dann überstanden, und er hatte gewonnen. Er drehte sich um, suchte nach der portugiesischen Fahne, die er über dem Nebel gesehen hatte, und als er hinter sich blickte, sah er die Verfolger, die vom Fluss heraufkamen. Er sah die grünen Röcke.

Es war also noch nicht überstanden. Noch nicht ganz. Unter dem Gewicht ihres Geldes gebeugt, begannen die fünf Männer zu rennen.

General Sarrut zog fünf Bataillone leichter Infanterie zusammen. Einige waren Chasseure und andere Voltigeure, aber ob sie nun als Jäger oder als Stoßtruppengrenadiere bezeichnet wurden, Plänkler waren sie alle, und einen echten Unterschied gab es nicht zwischen ihnen, nur trugen

die Chasseure rote Epauletten auf ihren blauen Röcken, und die Voltigeure hatten grüne oder rote. Beide hielte sich für Elitetruppen, ausgebildet, um zwischen den Schlachtreihen gegen gegnerische Plänkler zu kämpfen.

Die vier Bataillone stammten alle aus dem 2. Regiment, das Frankreich mit neunundachtzig Offizieren und zweitausendsechshundert Männern verlassen hatte. Jetzt aber bestanden die vier Bataillone nur noch aus einundsiebzig Offizieren und knapp über zweitausend Männern. Sie trugen keinen Regimentsadler bei sich, da sie nicht in eine Schlacht zogen. Sie führten einen Erkundungsgang aus, und General Sarruts Befehle waren eindeutig. Die Plänkler sollten in gelöster Ordnung in das Tiefland vor den Forts des Feindes vorstoßen, und das Vierte Bataillon, auf der Linken der Linie, sollte das kleine Tal durchsuchen, und wenn sie dort nicht auf Widerstand stießen, würde das Dritte ihnen folgen. Sie würden nur weit genug vorstoßen, um zu prüfen, ob das Tal auf irgendeine Weise befestigt war, und wenn man sich davon überzeugt hatte, sollten sich die Bataillone auf die von den Franzosen gehaltenen Hügel zurückziehen.

Der Nebel war sowohl ein Fluch als auch ein Segen. Ein Segen, weil die vier Bataillone vorstoßen konnten, ohne von den Forts des Feindes aus gesehen zu werden, und ein Fluch, weil er ihnen den Blick in das kleine Tal verhüllen würde, aber Sarrut rechnete damit, dass sich der Nebel zum größten Teil gelegt haben würde, bis die ersten Männer dieses Tal erreichten. Dann musste er sich natürlich auf wütendes Artilleriefeuer aus den Forts des Feindes gefasst machen, aber da seine Männer in gelöster Ordnung vorrücken würden, musste es schon mit dem Teufel zugehen, wenn ein Schuss ihnen Schaden zufügte.

General Sarrut hatte sich viel mehr Sorgen über die Kavallerie des Gegners gemacht, aber diese Bedenken hatte Reynier beiseitegewischt. »Sie werden keine Pferde gesattelt und bereit haben«, hatte er behauptet, »und sie werden

einen halben Tag brauchen, bis sie sie aufgestellt haben. Wenn sie sich überhaupt die Mühe machen, Sie im Tal zu bekämpfen, dann mit Infanterie. Also werde ich Soults Brigade bereithalten, um mit den Bastarden fertigzuwerden.«

Soults Brigade war eine Mischung aus verschiedenen Kavalleristen: Chasseure, Husaren und Dragoner, eintausend Reiter, die zusammen nur sechshundertdreiundfünfzig Pferde besaßen, aber das sollte genügen, um mit sämtlichen britischen oder portugiesischen Plänklern fertigzuwerden, die versuchten, Sarruts Erkundungsgang aufzuhalten.

Es war später Vormittag, als Sarruts Männer fertig zum Vorstoß waren, und der General war im Begriff, dem ersten Bataillon den Aufbruch in das nebelverhangene Tal zu befehlen, als einer von General Reyniers Adjutanten den Hügel heruntergaloppiert kam. Sarrut sah zu, wie der Offizier den Hang bewältigte. »Es wird eine Änderung der Befehle geben«, prophezeite er einem seiner eigenen Adjutanten säuerlich. »Jetzt wollen sie vermutlich, dass wir Lissabon angreifen.«

Reyniers Adjutant zügelte sein Pferd, das eine Wolke von Staub aufwirbelte, dann lehnte er sich nach vorn und klopfte dem Tier den Hals. »Es gibt eine britische Wache, Sir«, berichtete er. »Wir haben sie vom Hügel aus gesehen. Sie befinden sich in einer Scheunenruine beim Fluss.«

»Kein Problem«, erwiderte Sarrut. Kein einfacher Wachtposten würde vier Bataillone hervorragender Leichter Infanterie aufhalten.

»General Reynier schlägt vor, dass wir die Männer gefangen nehmen, Sir«, sagte der Adjutant respektvoll.

Sarrut lachte. »Sobald die einen Blick auf uns werfen, werden sie laufen wie die Hasen.«

»Der Nebel, General«, bemerkte der Adjutant wiederum respektvoll. »Er kommt in Schwaden, in großen Schwaden, und General Reynier schlägt vor, wenn Sie nach Westen aufbrechen, könnten Sie sie umgehen. Er ist der Ansicht, ihr

Offizier könnte Informationen über die Verteidigungsanlagen haben.«

Sarrut knurrte. Ein Vorschlag von Reynier hatte genauso viel Gewicht wie ein Befehl, aber der Befehl erschien sinnlos. Ohne Zweifel hatte die Wache einen Offizier bei sich, aber es schien extrem unwahrscheinlich, dass ein solcher Mann über wertvolle Informationen verfügte. Dennoch musste Reynier zufriedengestellt werden.

»Sagen Sie ihm, wir werden es tun«, sagte er und schickte einen seiner eigenen Adjutanten an die Spitze der Kolonne, um einem halben Bataillon zu befehlen, sich nach Westen zu wenden. Das würde sie durch den Nebel führen und vermutlich dafür sorgen, dass man sie von der Scheune aus nicht sichtete. Dann konnten sie zurückstürmen und der Wache den Weg abschneiden. »Sagen Sie Oberst Feret, er soll jetzt vorstoßen«, befahl er seinem Adjutanten. »Und Sie gehen mit ihm. Sorgen Sie dafür, dass sie nicht zu weit vorrücken. Der Rest der Truppen wird sich, zehn Minuten nachdem er aufgebrochen ist, in Marsch setzen. Und sagen Sie ihm, er soll sich beeilen.«

Er legte Nachdruck auf diese letzten paar Worte. Der Zweck der Übung bestand lediglich darin, herauszufinden, was hinter dem feindlichen Hügel lag, nicht, einen Sieg zu erringen, der das Volk in Paris zum Jubeln bringen würde. Hier ließ sich kein Sieg erringen, hier war lediglich Information zu beschaffen, und je länger sich seine Truppen in der Ebene aufhielten, desto länger wären sie dem Kanonenfeuer ausgesetzt. Es war eine Aufgabe, die sich von Kavalleristen wesentlich effizienter hätte erledigen lassen, dachte Sarrut, denn diese hätten innerhalb von Augenblicken durch das Tal galoppieren können, aber die Kavallerie war in einem traurigen Zustand. Ihre Pferde waren erschöpft und hungrig, und dieser Gedanke erinnerte Sarrut daran, dass die britischen Wachen in der alten Scheune Proviant bei sich haben mussten.

Schlagartig hellte sich seine Stimmung auf. Er hätte seinem Adjutanten sagen müssen, dass er von den Vorräten etwas aufheben sollte, falls er welche fand, aber der Adjutant war ein kluger, junger Bursche, der das vermutlich sowieso tun würde. Vielleicht gab es dort frische Eier? Oder Schinken? Frisch gebackenes Brot, Butter, Milch, die gelblich und warm aus dem Euter einer Kuh strömte? Sarrut träumte von diesen Dingen, während die Chasseure und Voltigeure an ihm vorbeitrampelten. Sie hatten in den letzten Tagen einen langen, harten Marsch hinter sich gebracht und mussten hungrig sein, aber sie schienen noch immer ziemlich guter Stimmung, während sie am Pferd ihres Generals vorüberzogen. Manche trugen Stiefel, denen die Sohlen fehlten, andere hatten sich die Sohlen mit Strippen an den Stiefelschaft geknotet, und ihre Uniformen waren verblichen, zerrissen und fadenscheinig, aber er bemerkte, dass ihre Musketen sauber waren, und er hegte keinen Zweifel daran, dass sie gut kämpfen würden, wenn sie überhaupt in einen Kampf verwickelt werden würden. Für die meisten von ihnen, so vermutete er, würde der Vormittag zu einem ermüdenden Gestampfe durch schlammige Felder werden, belebt durch gelegentliches britisches Artilleriefeuer. Die letzte Kompanie marschierte vorbei, und Sarrut trieb sein Pferd an, um ihnen zu folgen.

Vor ihm befanden sich eine Brigade von Plänklern, ein nebelverhangenes Tal, ein Feind, der nichts argwöhnte, und im Augenblick zumindest Stille.

Lieutenant Jack Bullen war ein anständiger junger Mann, der aus einer anständigen Familie stammte. Sein Vater war Richter, und seine beiden älteren Brüder waren Rechtsanwälte, aber der junge Jack hatte sich in der Schule nie hervorgetan, und sosehr sich seine Lehrer auch bemüht hatten, ihm Latein und Griechisch in den Schädel zu peitschen, sein Schädel hatte den Sieg davongetragen und

war von jeglicher Fremdsprache unbeleckt geblieben. Bullen hatte sich aus den Prügeln nie viel gemacht. Er war ein zäher, fröhlicher Junge gewesen, von dem Schlag, der Vogeleier sammelte, mit anderen Jungen herumzog und als Mutprobe auf den Turm der Kirche kletterte. Und jetzt war er ein zäher, fröhlicher junger Mann, der der Ansicht war, Offizier in Lawfords Regiment zu sein sei so ungefähr das Größte, was das Leben ihm bieten konnte.

Er mochte das Soldatenleben, und er mochte die Soldaten. Manche Offiziere fürchteten ihre Männer mehr, als sie den Feind fürchteten, aber der junge Jack Bullen mit seinen neunzehn Jahren hatte seine Freude an der Kameradschaft unter den Offizieren und den Mannschaften. Er lachte über ihre kümmerlichen Witze, trank begeistert ihren fürchterlichen Tee und betrachtete sie alle, sogar die, die sein Vater vermutlich zum Tode, zu Deportation oder Zwangsarbeit verurteilt hätte, als tolle Kerle. Obwohl er wesentlich lieber mit den tollen Kerlen seiner alten Kompanie zusammen gewesen wäre. Er mochte die Neunte Kompanie, und auch wenn Jack Bullen nicht direkt etwas gegen die Leichte Kompanie hatte, so fand er sie doch als schwierig. Nicht die Männer, Bullen hatte ein natürliches Talent dafür, mit den Männern klarzukommen, aber den befehlshabenden Offizier der Leichten Kompanie empfand er als Herausforderung. Es bedurfte einer Menge, um dem jungen Jack Bullen die Laune zu verderben, aber Captain Slingsby war genau das auf irgendeine Weise gelungen.

»Er ist unpässlich«, sagte Sergeant Read respektvoll.

»Er ist unpässlich«, wiederholte Bullen tonlos.

»Unpässlich«, bestätigte Read. Dass ein Mann unpässlich war, bedeutete, er war krank, aber in Wahrheit hatte Read sagen wollen, dass Captain Slingsby betrunken war. Als Sergeant durfte er so weit jedoch nicht gehen.

»Wie schlimm ist es?«, fragte Bullen. Er hätte die zwanzig Schritte gehen können, um es selbst herauszufinden, aber er hatte das Kommando über die Wachen, die den Fluss kurz

vor der halb zusammengefallenen Scheune säumten, und er wollte Slingsby nicht gern gegenübertreten.

»Sehr schlimm, Sir«, sagte Read mit schwerer Stimme. »Er spricht über seine Frau, Sir. Er sagt hässliche Dinge über sie.«

Bullen hätte gern erfahren, was für Dinge da gesagt wurden, aber er wusste, der Sergeant, der ein Methodist war, würde ihm dies nie erzählen, also grunzte er lediglich, um anzuzeigen, dass er verstanden hatte.

»Es verstört die Männer, Sir«, berichtete Read. »Solche Dinge sollten über Frauen nicht gesagt werden. Erst recht nicht über Ehefrauen.«

Bullen vermutete, dass Slingsby die Männer eher amüsierte als verstörte, und das war schlecht. Ein Offizier, so leutselig er auch sein mochte, hatte eine gewisse Würde zu bewahren. »Kann er noch gehen?«

»Kaum, Sir«, sagte Read, dann berichtigte er seine Antwort. »Nein, Sir.«

»O mein Gott«, entfuhr es Bullen, der sah, wie Read ob der milden Blasphemie zusammenzuckte. »Wo hat er den Alkohol denn herbekommen?«

Read schniefte. »Von seinem Burschen, Sir. Der hat einen Tornister, gefüllt mit Feldflaschen, und der Captain hat die ganze Nacht getrunken, Sir.«

Bullen fragte sich, was er tun sollte. Er konnte Slingsby ja schlecht zurück zum Bataillon schicken, denn Bullen betrachtete es nicht als seine Aufgabe, den Ruf eines befehlshabenden Offiziers zu zerstören. Das wäre ein Akt von Verrat gewesen. »Behalten Sie ihn im Auge, Sergeant«, sagte Bullen hilflos. »Vielleicht erholt er sich ja.«

»Aber ich kann seine Befehle nicht befolgen, Sir, nicht in dem Zustand, in dem er sich befindet.«

»Erteilt er Ihnen denn Befehle?«

»Er hat mir befohlen, Slattery unter Arrest zu stellen, Sir.«

»Unter welcher Anschuldigung?«

»Der habe ihn komisch angesehen.«

»Ach du liebes bisschen. Ignorieren Sie die Befehle, Sergeant, und das ist ein Befehl. Sagen Sie ihm, ich hätte es angeordnet.«

Read nickte. »Übernehmen Sie, Sir?«

Bullen zögerte, wohl wissend, wie wichtig die Frage war. Wenn er ja sagte, erkannte er formal an, dass Slingsby nicht in der Lage war, die Kompanie zu befehligen, und das würde unweigerlich eine Untersuchung nach sich ziehen. »Ich übernehme, bis sich der Captain erholt hat«, sagte er, was ihm als anständiger Kompromiss erschien.

»Sehr gut, Sir.« Read salutierte und wandte sich ab.

»Und, Sergeant …« Bullen wartete ab, bis Read sich ihm noch einmal zugewandt hatte. »Sehen Sie ihn nicht komisch an.«

»Nein, Sir«, erwiderte Read feierlich. »Natürlich nicht, Sir. Ich würde so etwas niemals tun.«

Bullen nippte an dem Tee in seinem Becher und musste feststellen, dass er kalt geworden war. Er stellte ihn auf einem Stein ab und ging zum Fluss. Der Nebel hatte sich ein wenig verdichtet, stellte er fest, sodass er nur noch sechzig oder siebzig Yards weit sehen konnte, obwohl verrückterweise die Hügelkämme, die eine Viertelmeile weit entfernt lagen, klar genug zu erkennen waren. Das sprach dafür, dass der Nebel lediglich eine niedrige Schicht bildete, die die feuchte Erde bedeckte. Er würde sich lichten. Bullen erinnerte sich an manchen wundervollen Wintermorgen in Essex, wenn der Nebel verwehte, um das Jagdgebiet zu enthüllen, das sich einladend vor ihnen ausbreitete. Er liebte die Jagd. Er lächelte vor sich hin, als er an den schwarzen Wallach seines Vaters dachte, einen prachtvollen Jäger, der grundsätzlich nach links einschlug, wenn er hinter einer Hecke landete, und jedes Mal rief sein Vater: »Ordnung im Gerichtssaal, Ordnung im Gerichtssaal!« Es war ein Familienwitz, einer von vielen, der das Haus der Familie Bullen zu einem glücklichen Haus gemacht hatte.

»Mister Bullen, Sir?« Es war Daniel Hagman, der älteste Schütze der Kompanie, der ein Dutzend Schritte weiter stromaufwärts stand und zu ihm herüberrief.

Bullen, der daran gedacht hatte, wie sie daheim jetzt die Pferde für die Jagdsaison vorbereiten würden, ging dem Schützen entgegen. »Hagman?«

»Ich dachte, ich hätte etwas gesehen, Sir.« Hagman wies durch den Nebel. »Jetzt ist nichts mehr da.«

Bullen spähte in die Richtung, sah jedoch nichts. »Dieser Nebel wird sich schon früh genug legen.«

»In einer Stunde ist es klar wie eine Kirchenglocke, Sir. Es wird schön sein, ein bisschen Sonne zu haben.«

»Allerdings.«

Und dann fielen die ersten Schüsse.

Sharpe hatte befürchtet, dass die Ferreira-Brüder einen Hinterhalt in den Sträuchern oben auf der Böschung planten, also hatte er Braithwaite gebeten, das Beiboot weiter flussabwärts zu lenken, an dem verlassenen Boot der Brüder vorbei und an eine Stelle, wo das Flussufer frei von Bäumen war. Er hatte Sarah und Joana angewiesen, im Boot zu bleiben, aber sie hatten ihn ignoriert und waren hinter den drei Männern an Land geklettert. Vicente war wegen ihrer Anwesenheit besorgt. »Sie sollten nicht hier sein.«

»Wir alle sollten nicht hier sein, Jorge«, sagte Sharpe. Er blickte über das Marschland, dann sah er die Ferreira-Brüder und ihre Kumpane im Nebel. Die fünf Männer wanderten landeinwärts, als hätten sie nicht eine Sorge auf der Welt. »Wir sollten nicht hier sein«, wiederholte Sharpe, »aber wir sind es. Also lass uns diese Sache zu Ende bringen.« Er nahm das Gewehr von der Schulter und vergewisserte sich, dass das Pulver in der Pfanne noch trocken war. »Ich hätte an Bord der *Squirrel* abfeuern und neu laden sollen«, sagte er zu Harper.

»Glauben Sie, das Pulver ist feucht?«

»Könnte sein.« Er fürchtete, der Nebel könne es durchnässt haben, aber jetzt konnte er deswegen nichts mehr unternehmen. Sie machten sich auf den Weg, aber indem er weiter südlich an Land gegangen war, hatte Sharpe sie unwissentlich tiefer ins Marschland geführt, und das Gehen fiel ihnen schwer. Der Boden war im besten Fall matschig, im schlimmsten war er eine saugende Masse. Sharpe hielt sich nordwärts, da er annahm, dass der Boden dort fester sein würde, aber die fünf Flüchtlinge vergrößerten mit jedem Schritt ihren Vorsprung. »Ziehen Sie Ihre Stiefel aus«, riet Harper. »Ich bin in Donegal aufgewachsen«, fuhr er fort, »und es gibt nichts, was wir dort nicht über Marschland wissen.«

Sharpe behielt seine Stiefel an. Sie gingen ihm bis zu den Knien und waren keine solche Behinderung, aber die anderen zogen ihre Schuhe aus, und sie kamen schneller voran. »Alles, was wir tun müssen«, sagte Sharpe, »ist, ihnen nahe genug zu kommen, um die Bastarde zu erschießen.«

»Warum sehen die sich nicht um?«, wunderte sich Sarah.

»Weil sie nachlässig sind«, antwortete Sharpe. »Sie glauben, sie sind in Sicherheit.« Sie hatten jetzt festeren Boden erreicht, einen leichten Anstieg zwischen dem gefluteten Land und den nördlichen Hügeln, und beeilten sich, den Abstand zwischen sich und den fünf Männern zu verringern. Diese wirkten immer noch so sorglos, als wären sie zu einer Jagdpartie unterwegs.

Sie schlenderten mit geschulterten Musketen einher und schwatzten dabei. Ferragus überragte seine Kumpane, und Sharpe verspürte den Drang, niederzuknien, zu zielen und den Bastard in den Rücken zu schießen, aber er traute der Ladung im Gewehr nicht, also ging er weiter. In einiger Entfernung konnte er zur Linken durch den Nebel ein paar Gebäude erkennen: zwei Hütten, eine Scheune, ein paar Schuppen und ein größeres Haus, und er vermutete, dass es sich um ein florierendes Gehöft gehandelt haben musste, ehe die Ingenieure das Tal überflutet hatten. Er nahm an,

dass sich das Marschland bis fast zu jenen halb sichtbaren Gebäuden erstreckte, und er ging davon aus, dass Ferreira versuchen würde, das Gehöft zu erreichen und dann nach Süden zu gehen. Und wenn die Brüder bemerkten, dass sie verfolgt wurden, würden sie sich vermutlich in den Gebäuden verschanzen, und es würde höllisch schwierig werden, sie dort herauszuholen. Sharpe begann sich zu beeilen, doch in diesem Moment drehte sich einer der Männer um und starrte ihn geradewegs an.

»Verdammt«, sagte Sharpe und fiel auf ein Knie.

Die fünf Männer begannen zu rennen, wobei sie sich unbeholfen anstellten, weil sie Waffen und das schwere Münzgeld bei sich trugen. Sharpe richtete das Visier aus, spannte den Hahn und betätigte den Abzug. Augenblicklich wusste er, dass der Schuss danebengehen würde, denn das Gewehr zögerte und gab statt eines Knalls nur ein Husten von sich, was bedeutete, dass die nebelfeuchte Ladung zwar gefeuert hatte, aber nur schwach, sodass die Kugel zu kurz geflogen war. Er lud sofort nach, während Harper und Vicente feuerten, und eine der Kugeln musste einen der Männer getroffen haben, denn er stürzte nieder. Sharpe rammte eine neue Ladung in den Lauf. Er hatte keine Zeit, die Kugel in Leder einzuwickeln. Er fragte sich, warum zum Teufel die Armee keine fertig umwickelten Kugeln ausgab, dann stieß er den Ladestock hinunter auf die Kugel, machte die Waffe schussfertig, kniete nieder und feuerte noch einmal.

Joana und Sarah feuerten beide, obwohl ihre Musketen auf diese Entfernung nutzlos waren. Der Mann, der gestürzt war, hatte sich wieder aufgerappelt und zeigte keine Anzeichen einer Verwundung, denn er rannte mit ganzer Kraft los, um seine Kumpane einzuholen.

Harper feuerte, und einer der Männer sprang heftig zur Seite, als sei die Kugel ihm erschreckend nahe gekommen, doch dann hatten alle fünf die Anhöhe erreicht und rannten auf die Gebäude zu. Gerade als Vicente seinen zweiten

Schuss abgab, verschwanden sie zwischen den Steinmauern.

»Verdammt«, sagte Sharpe und feuerte erneut.

»Sie werde dort nicht bleiben«, sagte Vicente ruhig. »Sie werden nach Süden flüchten.«

»Dann gehen wir durch die Marschen«, sagte Sharpe, und er machte sich auf den Weg, trat platschend in Schlamm und von Wasser aufgeweichten Grasboden. Er war darauf aus, südlich der Gebäude des Gehöfts herauszukommen, um dort den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden, aber beinahe sofort wurde ihm klar, dass der Versuch vermutlich vergeblich war. Der Boden war ein Morast, vor ihm war das Land überschwemmt, und als er bis zu den Knien durch Wasser watete, blieb er stehen. Er fluchte, denn er konnte sehen, wie die fünf Männer das Gehöft verließen und nach Süden aufbrachen, aber sie wurden ebenfalls vom Wasser aufgehalten und wandten sich westwärts.

Sharpe legte das Gewehr an die Schulter, verfolgte Ferragus über sein Visier und betätigte den Abzug. Harper und Vicente feuerten ebenfalls, aber sie schossen auf bewegliche Ziele, und alle drei Kugeln gingen vorbei. Dann waren die fünf Männer im dichten Nebel verschwunden.

Sharpe fluchte. »Wir haben es versucht«, sagte er zu Vicente.

»Sie werden bis zum Abend in Lissabon sein«, sagte Vicente. Er half Sharpe, sich aus einem Schlammloch zu befreien. »Ich werde Major Ferreira natürlich melden.«

»Er wird längst über alle Berge sein, Jorge. Entweder das, oder sein Wort steht gegen deines, und er ist Major, und du bist Hauptmann, du weißt, was das bedeutet.« Er starrte in den Nebel im Westen. »Es ist eine Schande«, sagte er. »Ich schulde diesem Bastard eine Tracht Prügel.«

»Bist du ihm deshalb gefolgt?«, fragte Sarah.

»Deshalb so sehr wie aus jedem anderen Grund.« Er rammte die neue Kugel in den Lauf und warf das Gewehr

über seine Schulter. »Lasst uns trockenes Land finden«, sagte er, »und nach Hause gehen.«

»Sie sind nicht weg!«, sagte Harper plötzlich.

Sharpe drehte sich um und sah, dass die fünf Männer wie durch ein Wunder auf das Gehöft zurückkehrten. Sie liefen eilig, blickten in den Nebel hinter sich, und Sharpe, der das Gewehr von der Schulter nahm, fragte sich, was dort vor sich ging.

Dann sah er die Linie der Plänkler. Einen Augenblick lang war er sicher, es müsse sich um eine britische oder portugiesische Kompanie handeln, gleich darauf erkannte er jedoch die blauen Röcke mit den weißen Brustgurten, sah die Epauletten und stellte fest, dass einige der Männer kurze Säbel trugen. Da wusste er, dass es sich um Franzosen handelte. Aus dem Nebel tauchte eine ganze Horde von Plänklern auf.

Dann ertönte von Westen her das splitternde Krachen von Musketen. Die Plänkler wandten sich nach Süden und hielten inne. Die Ferreiras befanden sich mittlerweile in den Hofgebäuden. Harper entsicherte sein Gewehr. »Was in Gottes Namen geht da vor sich?«

»Es nennt sich Schlacht, Pat.«

»Gott schütze Irland.«

»Er kann damit anfangen, uns zu schützen«, sagte Sharpe. Denn obwohl seine Feinde in der Falle saßen, hatte es den Anschein, dass er in der Falle der Franzosen saß.

Eine Laune des Nebels rettete Bullen. Er war auf der Hut, all seine Männer waren auf der Hut, denn im Osten, irgendwo in dem überschwemmten Land in Richtung Fluss, hatten sie Schüsse vernommen. Bullen war im Begriff gewesen, Sergeant Huckfield zu befehlen, ein Dutzend Männer zu nehmen und zu erkunden, woher die Geräusche kamen, doch dann wirbelte ein Wind von den südlichen Höhen in die Tiefe und trieb eine weiße Schwade auf die westliche Seite

der verfallenen Scheune. Bullen sah Männer fliehen. Männer in blauen Röcken, die Musketen trugen, und ein oder zwei Sekunden lang war er so verblüfft, dass er gar nichts tat. Die Franzosen – er konnte kaum fassen, dass es Franzosen waren – waren bereits südlich von ihm, und allem Anschein nach rannten sie zwischen der Scheune und den Forts entlang. Sofort wurde ihm klar, dass er unmöglich Männer die Hügel hinaufschicken konnte.

»Sir!«, rief einer der Schützen, und das Wort riss Bullen aus seiner Schreckstarre.

»Sergeant Read!« Bullen bemühte sich, alles zu bedenken, während er sprach. »Rotröcke zum Gehöft! Dorthin, wo wir gestern Abend waren. Tornister mitnehmen!« Bullen hatte gestern Abend in der Dämmerung eine Patrouille zu dem großen Gehöft geführt. Er war bei Ebbe dem Weg über den Damm gefolgt, hatte den Fluss auf der kleinen Steinbrücke überquert, in den verlassenen Gebäuden ein wenig herumgestöbert und dann ein kleines Stück Land in Richtung Tajo erkundet, bis das überschwemmte Land ihnen Einhalt gebot. Das Gehöft war jetzt der beste Zufluchtsort, den sie finden konnten, ein Ort mit steinernen Mauern, umgeben von Marschland und lediglich einem einzigen Zugang: dem Weg von der Brücke. Sofern es ihm gelang, diesen unbefestigten Weg vor den Franzosen zu erreichen.

»Schützen! Hierher!«, befahl er. »Sergeant McGovern! Suchen Sie sich zwei Männer aus, und bringen Sie Captain Slingsby hier weg. Auf geht's!«

Bullen ging als Letzter, bewegte sich rückwärts hinter den Schützen. Der Nebel hatte sich wieder verdichtet, und der Feind war jetzt verborgen, aber als Bullen nur noch dreißig Schritte von der Scheune entfernt war, tauchten dort die Franzosen auf, stürmten die Ruinen, und einer von ihnen entdeckte die Grünröcke im Osten und stieß einen Warnruf aus. Voltigeure fuhren herum und feuerten, aber ihre Salve war nicht dicht genug, denn sie befanden sich in aufgelöster

Ordnung, auch wenn zahlreiche Kugeln Bullen gefährlich nah kamen und er sich schneller zurückzog. Er konnte ein halbes Dutzend Franzosen sehen, die auf ihn zurannten, und er wollte sich umdrehen und fliehen, als ein paar Gewehre schossen und zwei der Franzosen zu Boden gingen. Grell leuchtete das Blut auf den schmutzigen weißen Hosen. Er drehte sich um und sah, dass die Grünjacken das taten, wofür sie ausgebildet worden waren. Einige von ihnen feuerten erneut, und ein weiterer Franzose stürzte zu Boden.

»Wir werden mit ihnen fertig, Sir!«, rief Hagman. »Vermutlich nur eine Patrouille. Harris! Links aufpassen! Sie laufen weiter, Sir.« Er sprach jetzt wieder zu Bullen. »Wir wissen, was wir tun, und diese Pistole da nützt nicht viel.« Bullen war nicht einmal bewusst gewesen, dass er die Pistole gezogen hatte, die ein Geschenk seines Vaters war. Er feuerte sie trotzdem ab und bildete sich ein, dass die kleine Kugel einen Franzosen getroffen hatte, auch wenn es wesentlich wahrscheinlicher war, dass der Mann durch einen Schuss eines der Schützen umgeworfen worden war. Ein weiteres Gewehr wurde abgefeuert. Die Grünjacken gingen rückwärts, jeweils ein Mann zog sich zurück, während sein Partner schoss. Die Franzosen feuerten zurück, aber die Entfernung war zu groß. Der Rauch ihrer Musketen verdichtete die Nebelschwaden. Wundersamerweise folgten die Voltigeure Bullen nicht auf dem Fuße. Sie hatten damit gerechnet, die Wachen in der verfallenen Scheune umzingeln zu können, und niemand hatte ihnen Befehle erteilt, den Angriff nach Osten zu verlagern. Diese Verzögerung verschaffte Bullen wertvolle Minuten. Ihm wurde klar, dass Hagman recht hatte und die Schützen seine Befehle nicht brauchten, also rannte er an ihnen vorbei zur Brücke, wo Sergeant Read mit den Rotröcken wartete. Captain Slingsby trank aus einer Feldflasche, doch zumindest machte er keine Schwierigkeiten. Die Gewehre feuerten durch den Nebel, und Bullen fragte sich, ob er direkt nach Süden gehen sollte, dem Strom folgen, doch

dann sah er, dass sich auf diesem offenen Gelände Franzosen befanden, und er befahl den Rotröcken, die Brücke zu überqueren und zum Hof zurückzukehren. Die Schützen beeilten sich jetzt, zurückzukommen, bedroht durch Voltigeure, die aus dem Nebel aufgetaucht waren. Großer Gott, durchfuhr es Bullen, die Crapauds sind ja überall!

»Auf das Gehöft!«, rief er den Rotröcken zu. Das Bauernhaus war ein solides Gebäude, das auf der Westseite einer kleinen Erhebung gebaut worden war, sodass seine Vordertür über steinerne Stufen erreicht werden konnte. Seine Fenster befanden sich acht Fuß über dem Boden. Ein perfekter Unterschlupf, dachte Bullen, solange die Franzosen keine Artillerie auffuhren.

Zwei Rotröcke schleiften Slingsby die Stufen hinauf, und Bullen folgte ihnen in einen langen Raum, der Wohnzimmer und Küche in einem war. Die Tür und die beiden hohen Fenster gingen auf den Weg hinaus, der zur Brücke führte. Bullen konnte die Brücke im Nebel nicht ausmachen, aber er konnte sehen, wie sich Schützen eilig den Weg entlang zurückzogen, und er wusste, dass die Franzosen nicht weit sein konnten.

»Hier herein!«, brüllte er den Grünjacken zu, dann erkundete er den Rest seines provisorischen Forts. Eine zweite Tür und ein einzelnes Fenster gingen nach hinten hinaus, wo weitere Gebäude mit niedrigen Dächern einen Hof umgaben. An einem Ende des Raums führte eine Leiter auf einen Dachboden, in dem es drei Schlafzimmer gab.

Bullen teilte die Männer in sechs Einheiten, eine für jedes Fenster, das zum Weg zeigte, eine für die Tür und eine für jeden der kleinen oberen Räume. Einen einzelnen Wachtposten stellte er an der Hintertür auf und hoffte, dass die Franzosen den Hof nicht erreichen würden. »Brechen Sie durch das Dach«, befahl er den Männern, die er oben postiert hatte.

Die ersten Voltigeure kamen jetzt den Weg herauf, und ihre Musketenkugeln prallten gegen die steinernen Mauern des Anwesens.

»Es sind Männer im Hinterhof!«, rief der Mann, den er an der Hintertür postiert hatte.

Bullen glaubte, er meine Franzosen, und riss die Tür auf, dann aber sah er, dass einer der Fremden die Uniform eines portugiesischen Offiziers trug und dass die anderen Zivilisten waren. Einer von ihnen war der größte Mann, den Bullen je gesehen hatte. Der portugiesische Major starrte Bullen mit weit aufgerissenen Augen an, offenbar so verblüfft, Bullen zu sehen, wie Bullen verblüfft war, ihn zu sehen. Dann erholte sich der Major.

»Wer sind Sie?«, verlangte er zu wissen.

»Lieutenant Bullen, Sir.«

»Da drüben sind Feinde«, sagte der Major und wies nach Osten. Bullen fluchte, denn er hatte gehofft, dass seine Männer womöglich in Richtung des Flusses waten und sich in den Schutz des britischen Kanonenboots begeben konnten, dessen Schüsse er im Morgengrauen gehört hatte. Nun sah es aus, als sei er eingekesselt, also hatte er keine Wahl, als sich hier so gut er konnte zu verteidigen.

»Wir schließen uns Ihnen an«, sagte der portugiesische Major, und die fünf Männer kamen ins Bauernhaus, wo Bullen auf Rat des Majors eine Hand voll Männer am östlichen Fenster postierte, um ein Auge auf die Feinde zu haben, die der Major in Richtung des Flusses gesehen hatte. Ein Krachen ertönte, als Schindeln herunterstürzten, sobald Männer in den oberen Räumen durch das Dach brachen. Dann krachten Schüsse, als die portugiesischen Zivilisten auf Männer, die von Osten kamen, feuerten. Bullen drehte sich um, um nachzusehen, auf was sie da schossen, und gerade in diesem Augenblick krachte eine Salve vom Westen los, Glas zerplatzte in den Fensterrahmen, und einer der Rotröcke stürzte mit einer Kugel in der Lunge nach hinten. Er begann schaumiges Blut zu husten.

»Feuer!«, schrie Bullen.

Ein weiterer Mann wurde getroffen, diesmal in der Tür des Hauses. Bullen ging zu einem Fenster, spähte über die Schulter eines Rotrocks und sah Franzosen nach links laufen. Noch mehr liefen nach rechts, und noch mehr kamen den Weg herauf. Musketen und Gewehre feuerten vom Dach herunter, aber er sah nicht einen einzigen Franzosen stürzen. Der lange, niedrige Raum hallte von den Schüssen wider, füllte sich mit Rauch, und dann fügten die Kanonen der Briten und Portugiesen aus der Anhöhe ihren Lärm hinzu. Die Männer an den hinteren Fenstern feuerten so unentwegt wie die Männer auf der Vorderseite.

»Sie erkämpfen sich ihren Weg von den Seiten, Sir«, sagte Read und meinte, dass die Franzosen an den Flanken auf das Bauernhaus zukamen, wo es keine Fenster gab.

»Tötet sie, Jungs!«, brüllte Slingsby plötzlich. »Und Gott schütze König George!«

»Zum Teufel mit König George«, murmelte ein Rotrock, dann fluchte er, denn ein Holzsplitter, den eine Musketenkugel aus dem Fensterrahmen gerissen hatte, traf ihn. »Achtung links, Achtung links!«, schrie ein Mann, und drei Musketen krachten gleichzeitig. Bullen rannte zur Hintertür, spähte hinaus und sah Pulverrauch am anderen Ende des Hofs, wo sich Hütten und Stallungen aneinanderschmiegten. Was zur Hölle ging nur vor sich? Irgendwie hatte er gehofft, die Franzosen würden auf dem Weg bleiben und nur von Westen her angreifen, aber jetzt war ihm klar, dass das eine törichte Hoffnung gewesen war. Die Voltigeure umzingelten den Hof und trommelten mit ihrem Musketenfeuer auf ihn ein.

Bullen konnte spüren, wie Panik in ihm aufstieg. Er war neunzehn Jahre alt, und mehr als fünfzig Männer erwarteten von ihm, dass er sie führte. Bisher hatte er das getan, aber der Lärm des feindlichen Musketenfeuers setzte ihm zu, das endlose Krachen der Kugeln gegen den Stein und Captain Slingsby, der jetzt auf den Beinen war und die Männer

anschrie, sie sollten auf das Weiße in den Augen der Feinde achten.

Dann löste der portugiesische Major einige seiner Probleme. »Ich übernehme diese Seite«, erklärte er Bullen und zeigte nach Westen.

Bullen vermutete, dass sich dort draußen weniger Feinde befanden, aber er war froh, dass er die jetzt erst einmal vergessen konnte. Er blickte zurück zur Westseite, die den Großteil des Feuers abbekam, obwohl sich die meisten Kugeln in die steinernen Wände bohrten. Das Problem, das erkannte Bullen, bestand im Norden und im Süden, denn wenn die Franzosen erst einmal erkannt hatten, dass niemand die Flanken des Gebäudes schützte, würden sie sich dort konzentrieren.

»Schießscharten in die Dachgiebel«, schlug Hagman vor, der Bullens Problem intuitiv verstand. Er wartete die Antwort des Lieutenants nicht ab, sondern stieg die Leiter hinauf, um es zu versuchen und Löcher ins Steinwerk an den Giebeln des Dachs zu schlagen.

Bullen hörte, wie sich die Franzosen etwas zuriefen, und weil er nichts Besseres zu tun hatte, feuerte er seine Pistole aus der offenen Tür. Und dann fegte ein weiterer Windstoß mehr Nebelschwaden beiseite, und fassungslos sah er, dass das gesamte Tal hinter der Brücke mit Franzosen gefüllt war. Die meisten bewegten sich von ihm weg, sie stießen in einer gewaltigen Plänklerlinie auf die Forts vor, und die Kanoniere beschossen sie aus der Höhe, dass ihre Granaten über dem Gras explodierten, den Nebel mit ihrem Rauch verdichteten und den Lärm verschlimmerten.

Ein Rotrock fiel von einem Fenster zurück, aus seinem Schädel spritzte Blut. Ein weiterer Mann wurde in den Arm getroffen, ließ seine Muskete, die feuerte, fallen, und die Kugel traf einen der Schützen in den Knöchel. Der Lärm draußen schwoll nicht ab, das Donnern der Kugeln gegen die steinernen Mauern glich einem Trommelschlag des Teufels,

und Bullen konnte die Angst auf den Gesichtern der Männer sehen.

Die Tatsache, dass Slingsby inzwischen seinen Degen gezogen hatte und den Männern zuschrie, sie sollten schneller schießen, machte nichts besser. Slingsbys roter Rock war auf der Vorderseite mit Speichel besudelt, und er taumelte leicht. »Feuer!«, bellte er. »Feuer, schickt sie zur Hölle!« Er hatte eine offene Feldflasche in der linken Hand, und Bullen, der plötzlich wütend wurde, stieß den Captain beiseite, dass Slingsby stolperte und sich hinsetzte. Wieder wurde ein Mann in der Tür getroffen, dieser war durch einen Splitter, den eine Kugel aus einem Musketenschaft geschlagen hatte, am Arm verwundet. Einige Männer weigerten sich nun, zur Tür zu gehen, und auf ihren Gesichtern stand mehr als nur Angst – dort stand schieres Entsetzen. Der Lärm der Gewehre vervielfältigte sich in dem Raum, die Rufe der Franzosen schienen entsetzlich nahe, es ertönten nun unaufhörlich dröhnende Schüsse aus den großen Geschützen auf der Höhe, während im Bauernhaus Rauchschwaden wallten, frisches Blut rann und Panik einsetzte.

Dann ertönte das Hornsignal. Es war ein merkwürdiges Signal, eines, das Bullen nie zuvor gehört hatte, und allmählich erstarb das Musketenfeuer, als das Horn noch einmal rief. Einer der Rotröcke, die das Fenster nach Westen hinaus bewachten, rief ihm zu, ein Franzose schwenke eine weiße Fahne am Ende eines Degens.

»Feuer einstellen!«, schrie Bullen. »Feuer einstellen!« Vorsichtig trat er zur Tür und sah einen großen Mann in französischem Rock, weißen Hosen und Reitstiefeln vom Weg her auf ihn zukommen. Bullen beschloss, dass er nicht wollte, dass seine Männer die Verhandlung hörten, also trat er nach draußen und nahm seinen Tschako ab. Er war nicht sicher, warum er das tat, aber er hatte kein weißes Stück Stoff bei sich, und seinen Tschako abzunehmen schien das Beste, was er stattdessen tun konnte.

Zwanzig Schritte vor dem Gehöft trafen die beiden Männer aufeinander. Der Franzose verbeugte sich, zog seinen Zweispitz vom Kopf, setzte ihn wieder auf, und dann nahm er das Taschentuch von seiner Degenspitze. »Ich bin Hauptmann Jules Derain«, verkündete er in makellosem Englisch, »und ich habe die Ehre, General Sarrut als Adjutant zu dienen.« Er steckte das Taschentuch in seine Brusttasche, dann stieß er den Degen heftig in die Scheide, dass es knallte. Es war ein seltsames Geräusch.

»Lieutenant Jack Bullen«, sagte Bullen.

Derain wartete. »Von welchem Regiment, Lieutenant?«, fragte er nach der Pause.

»Das South Essex Regiment«, erwiderte Bullen.

»Aha«, sagte Derain, eine Antwort, die schwach andeutete, dass er von dieser Einheit noch nie gehört hatte. »Mein General«, fuhr er fort, »möchte Ihnen zu Ihrer Tapferkeit gratulieren, Lieutenant, aber er möchte Ihnen auch zu verstehen geben, dass jegliche weitere Verteidigung einem Selbstmord gleichkäme. Möchten Sie diese Gelegenheit ergreifen und sich ergeben?«

»Nein, Sir«, erwiderte Bullen instinktiv. Er war nicht dazu erzogen worden, so leicht aufzugeben.

»Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer tapferen Haltung, Lieutenant«, sagte Derain, dann zog er eine Uhr aus der Tasche und öffnete ihren Deckel. »In fünf Minuten haben wir eine Kanone auf der Brücke, Lieutenant.« Er wies den Pfad hinab, der vom Nebel verhangen und so voller Voltigeure war, dass Bullen keine Chance hatte, festzustellen, ob der Franzose die Wahrheit sagte. »Drei oder vier Schüsse werden Sie schon überzeugen«, fuhr Derain fort, »aber wenn Sie vorher nachgeben, dann werden Sie natürlich am Leben bleiben. Wenn Sie mich zwingen, die Kanone einzusetzen, werde ich Ihnen keine weitere Chance bieten, sich zu ergeben, und ich werde auch keine Verantwortung für das Betragen meiner Männer übernehmen.«

»In meiner Armee«, sagte Bullen, »werden Offiziere dafür zur Verantwortung gezogen.«

»Ich danke täglich meinem Schöpfer dafür, dass ich nicht in Ihrer Armee bin«, sagte Derain geschmeidig, dann zog er den Hut vom Kopf und verbeugte sich wieder. »Fünf Minuten, Lieutenant. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.« Er drehte sich um und ging davon. Eine Menge von Voltigeuren und Chasseuren befand sich auf dem Weg, aber, was schlimmer war, Bullen konnte auf jeder Seite des Bauernhauses noch mehr von ihnen sehen. Wenn das Gehöft praktisch eine Insel inmitten der Marschen darstellte, dann gehörte sie eher den Franzosen als ihm. Unter den Augen der französischen Soldaten ging er zum Bauernhaus zurück.

»Was wollten sie von Ihnen, Lieutenant?« Es war der portugiesische Offizier, der diese Frage stellte.

»Dass wir uns ergeben, Sir.«

»Und wie lautete Ihre Antwort?«

»Nein«, sagte Bullen und hörte die Männer murmeln, doch ob sie ihm zustimmten oder ob sie über seine Entscheidung erschrocken waren, konnte er nicht ausmachen.

»Mein Name ist Major Ferreira«, sagte Ferreira und zog Bullen zur Feuerstelle, wo sie ein wenig für sich allein sein konnten. »Ich gehöre zum portugiesischen Stab. Es ist wichtig, dass ich unsere Linien erreiche, Lieutenant. Was ich von Ihnen verlange, und ich weiß, es wird Sie hart ankommen, ist, dass Sie mit den Franzosen verhandeln. Sagen Sie Ihnen, dass Sie sich ergeben.« Er hob die Hand, um Bullens Protest im Keim zu ersticken. »Aber sagen Sie ihnen auch, dass sie fünf Zivilisten bei sich haben und dass Ihre Bedingung für die Kapitulation lautet, das die Zivilisten unbehelligt gehen dürfen.«

»Fünf Zivilisten?«

»Ich werde vorgeben, einer zu sein«, sagte Ferreira leichthin. »Und sobald ich die französischen Linien passiert habe, werden Sie sich ergeben, und ich versichere Ihnen, dass Lord Wellington von Ihrem Opfer erfahren wird. Ich

hege keinerlei Zweifel, dass Sie schon sehr bald ausgetauscht werden.«

»Aber meine Männer werden es nicht«, wandte Bullen kämpferisch ein.

Ferreira lächelte. »Ich erteile Ihnen einen Befehl, Lieutenant.« Er hielt inne, um seinen Uniformrock auszuziehen, nachdem er offenbar befunden hatte, dass sein militärischer Status ohne diesen gut genug verborgen wäre. Der große Zivilist mit dem erschreckenden Gesicht kam, um sich neben ihn zu stellen, und setzte seine Körpergröße als zusätzliches Mittel zur Überzeugung ein. Die übrigen Zivilisten standen dicht hinter ihm, sie trugen ihre Waffen und ihre schweren Taschen.

»Ich erkenne Sie wieder«, sagte Slingsby plötzlich von der Feuerstelle aus. Er zwinkerte Ferragus zu. »Sharpe hat Sie geschlagen.«

»Wer sind denn Sie?«, fragte Ferreira kalt.

»Ich habe hier das Kommando«, erwiderte Slingsby und versuchte, mit seinem Degen zu salutieren. Es gelang ihm aber lediglich, den Fensterrahmen zu treffen. »Captain Slingsby«, sagte er.

»Bis Captain Slingsby sich erholt hat, führe ich das Kommando«, sagte Bullen, der sich schämte, vor einem Fremden eingestehen zu müssen, dass sein befehlshabender Offizier betrunken war.

»Dann gehen Sie, Lieutenant.« Ferreira wies auf die Tür.

»Tun Sie, was er sagt«, forderte Slingsby ihn auf, der von dem Gespräch in Wahrheit jedoch nichts verstanden hatte.

»Es ist das Beste, zu tun, was er sagt«, murmelte Sergeant Read. Der Sergeant war kein Feigling, aber er war der Ansicht, wenn sie blieben, wo sie waren, baten sie den Tod praktisch zur Tür herein. »Die Froschfresser werden sich schon um uns kümmern.«

»Sie können mir keine Befehle erteilen«, forderte Bullen Ferreira heraus.

Der Major hielt den großen Mann, der mit einem Knurren vorgesprungen war, zurück. »Das ist richtig«, sagte Ferreira zu Bullen, »aber wenn wir uns nicht ergeben, Lieutenant, und wenn wir gefangen werden, dann werden wir später ausgetauscht, und ich werde Lord Wellington ein paar Dinge zu erzählen haben. Dinge, Lieutenant, die Ihre Chancen auf Beförderung nicht eben erhöhen.« Er hielt inne, dann senkte er die Stimme. »Diese Sache ist wichtig, Lieutenant.«

»Wichtig!«, echote Slingsby.

»Bei meiner Ehre«, sagte Ferreira feierlich, »ich muss Lord Wellington erreichen. Es ist ein Opfer, das ich von Ihnen verlange, Lieutenant, ja tatsächlich flehe ich Sie an, aber indem Sie dieses Opfer bringen, dienen Sie Ihrem Land sehr gut.«

»Gott schütze unseren guten König«, sagte Slingsby.

»Bei Ihrer Ehre?«, fragte Bullen Ferreira.

»Bei meiner heiligsten Ehre«, erwiderte der Major.

Also drehte sich Bullen zur Tür um. Die Leichte Kompanie würde sich ergeben.

Colonel Lawford starrte hinunter ins Tal. Der Nebel verzog sich jetzt schnell und ließ erkennen, dass das ganze Gebiet von französischen Plänklern wimmelte. Hunderte von Plänklern! Sie waren so verteilt, dass die britischen und portugiesischen Kanonen wenig oder gar keine Wirkung zeigten. Die Granaten explodierten, Schrapnelle flogen mit kleinen schwarzen Rauchwolken durch die Luft, aber Lawford konnte keinen Franzosen zu Boden gehen sehen.

Ebenso wenig konnte er seine Leichte Kompanie sehen. »Verdammt«, sagte er leise, dann beugte er sich zu dem Fernglas auf seinem Stativ nieder und blickte auf die verfallene Scheune, die noch immer halb vom Nebel verhüllt war. Obwohl er erkennen konnte, dass sich Männer in der Nähe der zertrümmerten Mauern bewegten, war er sich

ziemlich sicher, dass sie weder rote noch grüne Röcke trugen.

»Verdammt«, sagte er noch einmal.

»Was zum Teufel machen die von allen guten Geistern verlassenen Idioten denn da? Morgen, Lawford. Was zum Teufel glauben die verdammten Bastarde, was sie da tun?« Es war General Picton, gekleidet in einen schäbigen schwarzen Rock, der die Treppe heraufkam und einen finsteren Blick auf den Feind warf. »Verdammt idiotisches Manöver«, sagte er, »was immer es auch sein soll.« Seine Adjutanten, die außer Atem waren, folgten ihm auf die Bastion, wo einer der Zwölfpfünder feuerte, sie alle für kurze Zeit taub machte und die Luft mit Rauch erfüllte. »Hört verdammt noch mal auf zu feuern!«, bellte Picton. »So, Lawford, was zum Teufel machen die da nun?«

»Sie haben eine Brigade von Plänklern ausgesandt, Sir«, antwortete Lawford, was keine besonders hilfreiche Antwort war, aber eine andere fiel ihm nicht ein.

»Sie haben Plänkler ausgesandt?«, fragte Picton. »Aber keine schweren Sachen? Sind nur auf einem verdammten Spaziergang, ja?«

Musketenfeuer krachte durch das Tal. Es schien von dem großen, verlassenen Gehöft zu kommen, das im Nebel verborgen lag. Auf dem schlammigen Boden war der Nebel dichter, aber dennoch wurde jetzt offensichtlich, dass dort etwas vor sich ging, denn drei- oder vierhundert der französischen Plänkler überquerten die Brücke, statt durch das Tal vorzustoßen, und hielten auf das Gehöft zu. Die Fluten zogen sich mit der Ebbe zurück und ließen die große Biegung des Flusses erkennen, die um die Farm führte.

»Dort sind sie«, sagte Major Leroy. Er hatte sein eigenes Fernglas auf die Brüstung gelegt und spähte in die Nebelfetzen. Er konnte die Dächer der Farm sehen, und von der vermissten Leichten Kompanie gab es kein Anzeichen, aber Leroy konnte Dutzende von Voltigeuren ausmachen,

die die Gebäude unter Beschuss nahmen. Er zeigte hinunter ins Tal. »Sie müssen auf dem Gehöft sein, Sir.«

»Wer ist auf dem Gehöft?«, verlangte Picton zu wissen. »Was für ein Gehöft? Von wem zum Teufel sprechen Sie überhaupt?«

Das war die Frage, die Lawford gefürchtet hatte, aber er hatte keine Wahl, er musste gestehen, was er getan hatte. »Ich habe unsere Leichte Kompanie dort postiert, Sir«, sagte er.

»Sie haben *was*?«, fragte Picton, sein Tonfall war gefährlich.

»Sie waren in der Scheune«, sagte er und wies auf das verfallene Gebäude. Er konnte keinesfalls erklären, dass er sie dort postiert hatte, um seinem Schwager eine Chance zu geben, die Leichte Kompanie in den Griff zu bekommen, und dass er angenommen hatte, Slingsby besitze Verstand genug, sich zurückzuziehen, sobald er einer Übermacht gegenüberstand.

»Nur in der Scheune?«, fragte Picton.

»Sie hatten Befehl, zu patrouillieren«, antwortete Lawford.

»Gottverdammt noch mal, Mann«, platzte Picton heraus, »Gottverdammt noch mal! Ein Wachtposten ist ungefähr so nützlich wie eine Titte am Besenstiel! Ketten von Wachtposten, Mann, Ketten von Wachtposten! Aber eine einzige verdammte Wache? Die verdammten Franzosen haben sie im Nu umzingelt, richtig? Sie hätten den armen Teufeln genauso gut befehlen können, sich in einer Reihe aufzustellen und sich in den Kopf zu schießen. Dann hätten sie zumindest ein schnelles Ende gefunden. Und wo zur Hölle sind sie jetzt?«

»Dort ist ein Gehöft«, sagte Leroy und zeigte es ihm, und gerade in diesem Augenblick lichtete sich der Nebel genug, um die Westseite des Gehöfts freizugeben, von der Musketenrauch aufwallte.

»Guter Jesus, verdammter Erlöser«, grummelte Picton. »Sie wollen sie nicht verlieren, habe ich recht, Lawford? Das

würde sich in der Armee Seiner Majestät nicht gut machen, wenn Sie eine ganze Leichte Kompanie verloren hätten. Stinkt nach Nachlässigkeit. Ich denke, wir gehen besser und retten sie.« Die letzten Worte, die in einem übertriebenen walisischen Dialekt ausgesprochen wurden, klangen verächtlich.

»Mein Bataillon steht bereit«, sagte Lawford mit so viel Würde, wie er aufbringen konnte.

»Zumindest das, was davon übrig ist«, konterte Picton. »Und die Portugiesen haben wir auch noch, oder?« Er wandte sich einem Adjutanten zu.

»Beide Bataillone sind bereit, Sir«, meldete der Adjutant.

»Dann gehen Sie verdammt noch mal«, befahl Picton. »Holen Sie sie raus, Lawford.«

Lawford und die übrigen South-Essex-Offiziere rannten die Treppen hinunter.

Picton schüttelte den Kopf. »Es ist natürlich zu spät«, sagte er zu seinem Adjutanten, »viel zu spät.« Er sah, wie sich der Pulverrauch im Nebel um das Gehöft verdichtete. »Die armen Kerle werden im Netz hängen, lange bevor Lawford eine Chance hat, aber wir können ja nicht einfach nichts tun, oder? Wir können nicht einfach nichts tun.« Zornig wandte er sich an die Kanoniere. »Warum steht ihr hier herum wie die Huren am Barackentor? Gebt diesen Bastarden ein bisschen Feuer.« Er wies auf die Plänkler, die das Gehöft bedrohten. »Macht das Ungeziefer kalt.«

Die Geschütze wurden neu ausgerichtet, dann stießen sie zurück, und ihr Rauch fuhr hinunter ins Tal, wo die Granaten aufheulten und ihre Spuren von Rauch hinter sich ließen.

Picton sah finster drein. »Verdammter Wachtposten in einer Scheune«, sagte er zu niemandem im Besonderen. »Kein walisisches Regiment wäre so idiotisch gewesen. Das ist es, was wir brauchen. Mehr walisische Regimenter. Ich könnte eindeutig ganz Europa säubern, wenn ich mehr walisische Regimenter hätte, doch stattdessen muss ich die

verdammten Engländer retten. Gott allein weiß, warum der Allmächtige diese verdammten Ausländer geschaffen hat.«

»Tee, Sir«, verkündete ein Adjutant und brachte dem General einen großen Blechbecher, und das brachte ihn zumindest einen Moment lang zum Schweigen. Die Kanonen feuerten weiter.

KAPITEL 13

Sharpe kämpfte sich durch das Marschland zum Rand der Anhöhe vor, auf der das Gehöft stand. Er rechnete damit, unter Beschuss zu geraten, aber allem Anschein nach warteten die Ferreira-Brüder und ihre drei Kumpane nicht am Rand des Gehöfts auf ihn, und sobald er die Ecke eines Verschlags für Rinder erreichte, sah er auch, warum nicht. Französische Voltigeure, ein ganzer Schwarm von ihnen, befanden sich auf der anderen Seite des Bauernhauses, das offensichtlich unter Belagerung stand. Franzosen kamen auf ihn zu, die ihn im Augenblick jedoch noch nicht zu bemerken schienen, sondern lediglich vorhatten, in die Gebäude einzudringen, damit sich die Männer in dem belagerten Bauernhaus ergaben.

»Wer kämpft da gegen wen?«, fragte Harper, der zu Sharpe aufschloss.

»Gott weiß wer.« Sharpe lauschte und glaubte, den schärferen Ton von Gewehren aus dem Bauernhaus zu vernehmen. »Sind das Gewehre, Pat?«

»In der Tat, Sir.«

»Dann müssen das da drinnen unsere Männer sein«, sagte er und schlüpfte um das Ende des Verschlags herum. Augenblicklich sausten ihm Musketenkugeln vom Bauernhaus aus entgegen, die Kugeln schlugen in die steinernen Mauern des Verschlags und donnerten in die hölzernen Trennwände, die die Boxen der offenen Viehställe teilten. Er hockte sich hinter die nächste Holzwand, die etwa vier Fuß hoch war. Der Verschlag war an der dem Hof zugewandten Seite offen, und die Musketen feuerten weiter vom Haus aus, zischten über seinen Kopf hinweg oder prallten auf Stein.

»Vielleicht sind es die Portugiesen!«, rief er nach hinten zu Harper. Wenn Ferreira in dem Bauernhaus eine portugiesische Wacheinheit entdeckt hatte, würde er sie zweifellos dazu bringen können, auf Sharpe zu feuern. »Bleib, wo du bist, Pat!«

»Kann ich nicht, Sir. Die verdammten Crapauds kommen mir zu nahe.«

»Warte«, sagte Sharpe, erhob sich hinter der Trennwand und richtete das Gewehr auf das Haus. Augenblicklich wurden Musketen abgefeuert, und die Fenster ihm gegenüber verschwanden im Rauch. »Jetzt!«, rief Sharpe, und Harper, Vicente, Sarah und Joana eilten um die Ecke und schlossen in dem Stall, der von uraltem Kuhdung verkrustet war, zu ihm auf.

»Wer seid ihr?«, brüllte Sharpe in Richtung Bauernhaus, aber seine Stimme verlor sich im Lärm des unentwegten Musketenfeuers, das im Hof widerhallte, während die Kugeln donnernd aufschlugen. Wenn es überhaupt eine Antwort vom Haus gab, so konnte er sie nicht hören. Stattdessen tauchten zwei Franzosen am anderen Ende des Hofs zwischen den Hütten auf. Einen schoss Harper nieder, und der andere duckte sich gerade in dem Augenblick, als Vicentes Kugel einen Brocken Gestein aus der Mauer sprengte. Der Mann, den Harper niedergeschossen hatte, kroch beiseite, und Sharpe zielte mit dem Gewehr auf die Lücke zwischen den Gebäuden, wobei er damit rechnete, dass jeden Moment ein weiterer Voltigeur auftauchte.

»Ich muss dieses Haus erreichen«, sagte Sharpe und spähte erneut über die Trennwand. Diesmal erahnte er im Fenster des Bauernhauses eine Gestalt, die er für einen Rotrock hielt. Auf der anderen Seite des Hofs befanden sich keine weiteren Voltigeure, und flüchtig spielte er mit dem Gedanken, zu bleiben, wo er war, und darauf zu hoffen, dass die Franzosen sie nicht entdeckten, aber irgendwann würden sie sie unvermeidlich finden. »Halte Ausschau nach verdammten Froschfressern«, sagte Sharpe zu Harper und

wies über den Hof. »Und ich werde rennen wie der Teufel. Ich glaube, es sind Rotröcke in dem Haus, also muss ich es einfach bis zu den Kerlen schaffen.«

Er spannte die Muskeln, bereitete sich darauf vor, den Kugelhagel auf dem Hof zu durchqueren, und dann hörte er das Hornsignal. Es ertönte noch ein zweites und ein drittes Mal, dann riefen Stimmen etwas auf Französisch, sie waren entsetzlich nahe, und das Feuer erstarb allmählich, bis Stille herrschte, von den Schüssen der Artillerie auf der Höhe und den explodierenden Granaten im Tal unterhalb des Gehöfts abgesehen.

Sharpe wartete. Nichts bewegte sich, keine Muskete feuerte mehr. Er lief geduckt um die Trennwand herum bis zum nächsten Verschlag, und noch immer schoss niemand auf ihn. Vorsichtig richtete er sich auf und spähte hinüber zum Bauernhaus, konnte aber nichts sehen. Die anderen folgten ihm in die neue Box, dann bewegten sie sich von einem Rinderverschlag zum nächsten, und auch weiterhin fielen keine Schüsse.

»Sir!«, rief Harper warnend, und Sharpe drehte sich um und entdeckte einen Franzosen, der sie von einem Schuppen auf der anderen Seite des Hofs aus beobachtete. Der Mann zielte nicht mit seiner Muskete auf sie, stattdessen winkte er ihnen, und Sharpe begriff, dass das Hornsignal zu einem Waffenstillstand gerufen haben musste. Ein Offizier tauchte neben dem französischen Soldaten auf und wies Sharpe und seine Gefährten an, in den Verschlag zurückzukehren. Sharpe zeigte ihm zwei Finger, dann rannte er zum nächsten Gebäude, das sich als gekachelte Milchkammer entpuppte. Er stieß die Tür auf und entdeckte zwei Franzosen, die sich umdrehten und ihre Musketen halb erhoben, ehe sie des Gewehrs gewahr wurden, das auf sie gerichtet war.

»Wagen Sie verdammt noch mal nicht, auch nur daran zu denken«, sagte Sharpe. Er überquerte den gefliesten Boden und öffnete am anderen Ende eine Tür, die dem Bauernhaus

am nächsten war. Vicente, Harper und die beiden Frauen folgten ihm in die Milchkammer, und Sarah sprach mit den beiden Franzosen, die jetzt zu Tode erschrocken wirkten.

»Sie haben den Befehl, nicht zu schießen, bis das Hornsignal noch einmal ertönt«, sagte Sarah zu Sharpe.

»Sag ihnen, dann sollen sie verdammt noch mal besser nicht feuern«, erwiderte Sharpe. Er spähte durch die Tür, um nachzusehen, wie viele Voltigeure sich zwischen der Milchkammer und dem Bauernhaus befanden, und konnte keine sehen. Als er jedoch um die Ecke sah, entdeckte er nur ein paar Yards entfernt eine ganze Horde. Sie hockten an der Seite, dann drehte sich einer von ihnen um und sah Sharpes Gesicht in der Tür der Milchkammer. Er nahm wohl an, Sharpe sei Franzose, denn er gähnte lediglich. Die Voltigeure taten nichts als warten. Ein paar Männer hatten sich sogar niedergelegt, und einer hatte sich seinen Tschako über die Augen gezogen, als hoffe er, ein paar Minuten schlafen zu können. Sharpe konnte keinen Offizier entdecken, war aber sicher, dass sich einer in der Nähe befinden musste.

Sharpe bewegte sich aus dem Sichtfeld des Franzosen und fragte sich, wer zum Teufel in dem Bauernhaus war. Falls es sich um Briten handelte, war er in Sicherheit, falls es aber Portugiesen waren, würde Ferreira ihn töten lassen. Wenn er blieb, wo er war, würde er entweder getötet oder von den Franzosen gefangen genommen werden, sobald der Waffenstillstand aufgehoben war.

»Wir gehen zum Haus«, sagte er zu seinen Gefährten. »Und hier um die Ecke lagert ein Haufen Froschfresser. Ignoriert sie einfach. Haltet die Waffen nach unten, seht sie nicht an und geht hinüber, als würde euch der verdammte Hof hier gehören.« Er warf einen letzten Blick nach vorn, konnte im Fenster des Hauses niemanden erkennen, sah, dass die Voltigeure schwatzten oder sich ausruhten, und beschloss, das Risiko einzugehen. Einfach hinüber über den Hof. Es waren nur ein Dutzend Schritte. »Gehen wir«, sagte er.

Später wurde Sharpe klar, dass die Franzosen einfach nicht gewusst hatten, was sie tun sollten. Ihre vorgesetzten Offiziere, die vielleicht eine spontane Entscheidung darüber hätten treffen können, was mit den feindlichen Soldaten, die mir nichts dir nichts den Waffenstillstand brachen, geschehen sollte, befanden sich auf der Vorderseite des Bauernhauses, und die, die die drei Männer und beiden Frauen aus der Milchkammer auftauchen sahen, waren zu verblüfft, um sofort zu reagieren. Bis sich irgendein Franzose zu einer Entscheidung durchgerungen hatte, war Sharpe längst im Bauernhaus.

Ein Mann öffnete den Mund, um zu protestieren, aber Sharpe sagte lächelnd: »Schöner Tag, was? Da werden unsere nassen Sachen schnell trocknen.« Dann drängte er die anderen durch die Tür, ehe er selbst als Letzter hineinging und die Rotröcke entdeckte. »Wer zum Teufel hat versucht, uns umzubringen?«, fragte er laut, und als Antwort deutete der fassungslose Schütze Perkins wortlos auf Major Ferreira.

Sharpe, ohne im Schritt auch nur innezuhalten, durchquerte den Raum und schlug Ferreira mit dem Gewehrkolben gegen den Kopf. Der Major sackte zusammen wie ein gefällter Ochse. Ferragus sprang vor, aber Harper richtete die Mündung seines Gewehrs auf den Kopf des großen Mannes.

»Kommen Sie her«, sagte der Ire sanft, »bitte tun Sie's doch.«

Rotröcke und Grünröcke starrten Sharpe an. Lieutenant Bullen war in der Vordertür stehen geblieben, drehte sich um und betrachtete Sharpe, als sehe er einen Geist.

»Verdammter Haufen«, sagte Sharpe. »Verdammt noch mal, ausgerechnet ihr! Ihr habt versucht, mich da draußen zu erschießen! Verdammt lausige Schützen seid ihr, einer wie der andere! Nicht eine Kugel ist mir nahe gekommen. Sie sind Mister Bullen, richtig?«

»Ja, Sir!«

»Wohin wollen Sie, Mister Bullen?« Sharpe wartete nicht auf die Antwort, sondern wandte sich ab. »Sergeant Huckfield! Entwaffnen Sie die Zivilisten. Und wenn dieser große Bastard Ihnen Schwierigkeiten macht, erschießen Sie ihn.«

»Erschießen, Sir?«, fragte Huckfield ungläubig.

»Sind Sie verdammt noch mal taub? Erschießen! Wenn er auch nur einmal zuckt, erschießen Sie ihn.« Sharpe wandte sich wieder Bullen zu. »Nun, Lieutenant?«

Bullen wirkte verlegen. »Wir hatten vor, uns zu ergeben, Sir. Major Ferreira hat gesagt, das sollten wir tun.« Er wies auf Ferreira, der reglos am Boden lag. »Ich weiß, er hat hier nicht das Kommando, Sir, aber das hat er gesagt, und …« Die Stimme versagte ihm. Er war im Begriff gewesen, hinzuzufügen, dass Slingsby die Kapitulation empfohlen hatte, aber damit hätte er die Verantwortung von sich geschoben, und das war unehrenhaft. »Es tut mir leid, Sir«, sagte er. »Es war meine Entscheidung. Der Franzose hat gesagt, sie holen eine Kanone.«

»Der erbärmliche Bastard hat Sie belogen«, sagte Sharpe. »Die haben gar keine Kanone. Auf einem Boden, der so feucht ist wie der da draußen? Man würde zwanzig Pferde brauchen, um eine Kanone hier hochzubekommen. Nein, er wollte Sie nur erschrecken, denn er weiß sehr wohl, dass wir alle hier an Altersschwäche sterben könnten. Harvey, Kirby, Batten, Peters, schließt diese Tür.« Er wies auf die Vordertür. »Und stapelt alle Tornister dahinter auf. Verbarrikadiert sie.«

»Die Hintertür auch, Sir?«, fragte Schütze Slattery.

»Nein, Slats, die lassen wir offen. Die werden wir noch brauchen.« Sharpe warf einen schnellen Blick durch eines der vorderen Fenster und erkannte, dass es zu hoch war, als dass ein Franzose hätte hoffen können, das Sims zu erklimmen. »Mister Bullen? Sie kommandieren diese Seite.« Er meinte die beiden Fenster und die Tür auf der Vorderseite des Hauses. »Aber Sie benötigen hier nur vier Männer. Durch die Fenster können sie nicht kommen. Sind Rotröcke oben?«

»Ja, Sir.«

»Holen Sie sie runter. Nur Schützen nach oben. Carter, Pendleton, Slattery, Sims. Klettert diese Leiter da rauf, und seht zu, dass ihr euch ein bisschen amüsiert. Mister Vicente? Können Sie mit Ihrer Schulter nach oben steigen?«

»Ich kann«, antwortete Vicente.

»Nehmen Sie Ihr Gewehr mit, und passen Sie auf die Jungs da oben auf.« Sharpe wandte sich wieder Bullen zu. »Lassen Sie vier Männer weiter auf die Bastarde feuern. Nicht zielen, nur feuern. Alle anderen Rotröcke will ich auf dieser Seite des Raums haben. Miss Fry?«

»Mister Sharpe?«

»Ist Ihre Muskete geladen? Gut. Zielen Sie auf Ferragus. Wenn er sich bewegt, erschießen Sie ihn. Wenn er atmet, erschießen Sie ihn. Perkins, du bleibst bei den Damen. Diese Männer sind Gefangene, und so behandelst du sie. Sarah? Sag ihnen, sie sollen sich hinsetzen und die Hände auf die Köpfe legen, und wenn einer von ihnen seine Hände bewegt, erschieß ihn.«

Sharpe ging hinüber zu den vier Männern, beförderte ihre Taschen mit Tritten von ihnen weg und hörte das Klimpern von Münzen. »Klingt nach Ihrer Mitgift, Miss Fry.«

»Die fünf Minuten sind um«, berichtete Bullen. »Wenigstens glaube ich das.« Er hatte keine Uhr bei sich und konnte lediglich schätzen.

»Das ist die Zeit, die sie Ihnen gegeben haben? Dann achten Sie auf die Vorderseite. Für diese Seite des Hauses sind Sie verantwortlich.«

»Ich werde dort kommandieren«, sagte Slingsby, der Sharpe schweigend beobachtet hatte, und stieß sich auf einmal von der Feuerstelle ab. »Ich habe hier das Kommando«, korrigierte er seine Aussage.

»Haben Sie eine Pistole?«, wollte Sharpe von Slingsby wissen, der von der Frage überrascht wirkte, dann aber nickte. »Geben Sie sie her«, sagte Sharpe. Er nahm die Pistole und blies das Pulver von der Zündpfanne, sodass die

Waffe nicht feuern würde. Das Letzte, was er gebrauchen konnte, war ein Betrunkener mit geladener Waffe. Er legte die Pistole Slingsby wieder in die Hand, dann half er ihm, sich wieder an der Feuerstelle hinzusetzen. »Was Sie zu tun haben, Mister Slingsby«, sagte er, »ist, den Kamin zu bewachen. Passen Sie auf, dass die Franzosen nicht durch ihn einsteigen.«

»Wird gemacht, Sir«, sagte Slingsby.

Sharpe ging zum hinteren Fenster. Es war nicht groß, aber es würde einem Mann nicht schwerfallen, hindurchzusteigen, also postierte er fünf Männer dort, die es bewachen sollten. »Ihr schießt auf jeden verdammten Kerl, der versucht, hier durchzukommen, und wenn euch die Kugeln ausgehen, benutzt eure Bajonette.« Die Franzosen, das wusste er, würden die letzten Minuten genutzt haben, um sich neu zu organisieren, aber er war sicher, dass sie keine Artillerie bei sich hatten. Letzten Endes konnten sie also nur das Haus stürmen, und er vermutete, dass der Hauptangriff von hinten erfolgen und sich vor dem Fenster und der Tür sammeln würde, die er absichtlich offen gelassen hatte. Er hatte achtzehn Männer, die in drei Reihen dieser Tür zugewandt waren, die erste Reihe kniend, die übrigen stehend. Die einzige verbliebene Sorge galt Ferragus und seinen Kumpanen, und Sharpe richtete sein Gewehr auf den großen Mann. »Wenn Sie mir Ärger machen, überlasse ich Sie meinen Männern für Bajonettübungen. Bleiben Sie da sitzen.« Er ging zur Leiter. »Mister Vicente? Ihre Männer können schießen, wann immer sie Ziele finden. Rütteln Sie die Bastarde wach. Und ihr hier unten«, er wandte sich wieder dem großen Raum zu, »abwarten.«

Ferreira rührte sich und rappelte sich auf, da schlug Sharpe ihn erneut mit dem Gewehrkolben, und dann rief Harris ihm von oben zu, dass die Franzosen in Bewegung waren. Die Gewehre krachten im Dachboden, und draußen ertönte lauter Jubel. Eine gewaltige französische Salve trommelte gegen die Außenmauer, drang durch die offenen

Fenster und schlug in die Deckenbalken. Der Jubel kam von hinten, und Sharpe, der neben dem nach Osten zeigenden offenen Fenster stand, sah Männer, die auf der einen Seite hinter den Verschlägen und auf der anderen hinter den Hütten hervorstürmten.

»Warten!«, rief er. »Warten!«

Die Franzosen jubelten noch immer, vielleicht fühlten sie sich vom fehlenden Beschuss ermutigt, und dann erfolgte der Angriff die Stufen hinauf und auf die offene Hintertür zu, und Sharpe schrie den knienden Männern zu: »Erste Linie! Feuer!« Der Lärm im Raum war ohrenbetäubend, und die sechs Kugeln, die aus drei Schritt Entfernung abgefeuert wurden, konnten ihre Ziele nicht verfehlen. Die Männer der ersten Linie sprangen zur Seite, um ihre Musketen zu laden, und die zweite Linie, die aufrecht gestanden hatte, ging in die Knie. »Zweite Linie! Feuer!« Wieder sechs Kugeln. »Dritte Linie! Feuer!« Harper trat mit der Salvenbüchse vor, aber Sharpe schickte ihn mit einer Geste zurück. »Spar es dir auf, Pat«, sagte er, dann trat er zur Tür und sah, dass die Franzosen die Tür mit toten und sterbenden Männern blockiert hatten, doch ein tapferer Offizier versuchte, seine Männer zwischen den Leichen emporzuführen. Sharpe hob sein Gewehr, schoss dem Mann in den Kopf und trat zurück, ehe eine dünne Salve als Antwort durch den leeren Türeingang jagte.

Dieser Eingang war jetzt von Leichen blockiert, von denen eine nahezu der Länge nach im Inneren des Hauses lag. Sharpe schob die Leiche nach draußen und schloss die Tür, die augenblicklich zu erzittern begann, weil Musketenkugeln gegen das schwere Holz prallten. Dann zog er seinen Degen und ging zum Fenster, wo drei Franzosen sich an die Bajonette der Rotröcke klammerten und versuchten, ihren Feinden die Musketen aus den Händen zu reißen. Sharpe hackte mit dem schweren Kavalleriedegen auf sie ein, schlug einem die halbe Hand ab, und die Franzosen wichen zurück. Dann stürmte eine neue Horde Männer auf das

Fenster zu, aber diese empfing Harper mit seiner Salvenbüchse. Das schiere Geräusch schien den Feind zu überwältigen, denn das Fenster war plötzlich von Angreifern frei, und Sharpe befahl den fünf Männern, schräg durch die Öffnung auf die Voltigeure zu feuern, falls sie versuchten, den Durchgang zur Tür frei zu räumen.

Das Donnern von Musketenfeuer kündete von einer weiteren Attacke auf der anderen Seite des Hauses. Voltigeure hämmerten an die Vordertür, dass der Haufen Tornister dahinter erzitterte, aber Sharpe beorderte die Männer, die die tödlichen Salven an der Hintertür abgegeben hatten, nach vorn, um die Verteidiger dort zu verstärken. Jeder Mann feuerte schnell durch das Fenster und duckte sich dann außer Sicht. Jäh wurde den Franzosen die Stärke des Bauernhauses bewusst, ihr Angriff brach abrupt ab, und sie zogen sich entlang der Seiten des Hauses zurück. Damit war die Vorderseite des Hauses von Feinden frei, aber die Rückseite zeigte hinaus auf den Hof mit seinen Gebäuden, die Deckung boten, und dort nahm der Beschuss kein Ende.

Sharpe lud sein Gewehr, kniete sich vor das hintere Fenster und sah einen Voltigeur, der am Ende des Hofs zurückzuckte, getroffen von einer vom Dachboden aus abgefeuerten Kugel. Sharpe feuerte auf einen anderen Mann, und die Voltigeure sprangen in Deckung, um sich nicht noch weiteren Gewehrschüssen auszusetzen. »Feuer einstellen!«, rief Sharpe. »Gut gemacht! Die Kerle habt ihr verscheucht. Neu laden! Feuersteine prüfen.«

Einen Augenblick lang herrschte relative Stille, auch wenn die Kanonen aus der Höhe laut hallten und Sharpe klar wurde, dass die Artillerie in den Forts die Männer, die die Farm angriffen, beschoss, da er die Schrapnelle auf dem Dach rasseln hörte. Die Schützen im Dachboden feuerten noch immer. Ihre Schüsse fielen langsam, und das war gut so, denn es bedeutete, dass Vicente dafür sorgte, dass sie gut zielten, bevor sie den Abzug betätigten. Er blickte

hinüber zu den Gefangenen und kam zu dem Schluss, dass er Perkins’ Gewehr und die Musketen, die Joana und Sarah trugen, gut gebrauchen konnte. »Sergeant Harper?«

»Sir!«

»Fesseln Sie diese Bastarde. An Händen und Füßen. Benutzen Sie Musketengurte.«

Ein halbes Dutzend Männer kam Harper zu Hilfe. Als Ferragus gefesselt wurde, blickte er zu Sharpe auf, leistete jedoch keinen Widerstand. Sharpe fesselte dem Major auch die Hände. Slingsby rutschte auf Händen und Knien umher und suchte in den Tornistern hinter der Vordertür. Als er seinen Tornister mit dem Rumvorrat gefunden hatte, kroch er zur Feuerstelle zurück und entkorkte die Feldflasche. »Der arme verdammte Bastard«, sagte Sharpe, erstaunt, dass er für Slingsby Mitleid empfinden konnte. »Wie lange ist er schon so hinüber?«

»Seit Coimbra«, antwortete Bullen. »Mehr oder weniger ununterbrochen.«

»Ich habe ihn nur einmal betrunken erlebt«, sagte Sharpe.

»Vor Ihnen hatte er vermutlich Angst, Sir«, erwiderte Bullen.

»Vor mir?« Sharpe klang überrascht. Er ging hinüber zu der Feuerstelle, ließ sich auf ein Knie nieder und sah Slingsby ins Gesicht. »Es tut mir leid, dass ich grob zu Ihnen war, Lieutenant«, sage er. Slingsby blinzelte, auf seinem Gesicht zeichnete sich Verwirrung und anschließend Überraschung ab. »Haben Sie mich gehört?«, fragte Sharpe.

»Sehr anständig von Ihnen, Sharpe«, sagte Slingsby und trank weiter.

»Sie haben mich gehört, Mister Bullen. Ich habe mich entschuldigt.«

Bullen grinste, war im Begriff, etwas zu sagen, dann aber ertönten Gewehrschüsse auf dem Dachboden, und Sharpe wandte sich dem Fenster zu. »Bereit machen!«

Die Franzosen kamen zurück, aber diesmal hatten sie eine größere Truppe von Voltigeuren mitgebracht, und sie hatten

den Befehl, unentwegt durch eines der Fenster zu feuern, während ein Dutzend Männer die Leichen von den Stufen räumen sollten, um der Angriffstruppe den Weg frei zu machen. Diese beging den Fehler, laut aufzujubeln, als sie vorstürmte. Sharpe warf die Tür auf, und Harper befahl der vordersten Linie, zu feuern, dann der zweiten und schließlich der dritten. Wieder häuften sich die Leichen auf den Stufen, und immer mehr Franzosen kamen, kletterten über die Leichen, und eine Muskete krachte dicht neben Sharpes Ohr. Es war Sarah, die in die ununterbrochene Attacke hineinfeuerte. Noch immer stürmten Franzosen die Stufen hinauf, Harper ließ die erste Linie, die nachgeladen hatte, feuern, aber ein blauberockter Mann überlebte die Füsillade und brach durch die Tür, wo Sharpe ihn mit seinem Degen empfing. »Zweite Linie«, brüllte Harper, »Feuer!« Sharpe drehte die Klinge aus dem Bauch des sterbenden Mannes, zog ihn ins Haus und schlug die Tür wieder zu. Sarah sah zu, wie die Männer luden, und tat es ihnen nach.

Die Tür erzitterte, Staub wirbelte bei jeder Kugel von den berstenden Holzbrettern auf, und dann begann das französische Musketenfeuer, das Sharpes Männer von den Fenstern ferngehalten hatte, zu ersterben, und die frustrierten Franzosen zogen sich auf die Seiten des Hauses zurück, wo sie vor dem Beschuss in Sicherheit waren.

»Wir siegen«, sagte Sharpe, und die Männer grinsten ihn mit ihren von Schießpulver fleckigen Gesichtern an.

Und es entsprach beinahe der Wahrheit.

Zwei von General Sarruts Adjutanten brachten den Erkundungsgang zu Ende, und wenn sich die Vernunft durchgesetzt hätte, so wäre mit ihrer tapferen Tat das Abenteuer dieses Vormittags beendet gewesen. Die beiden Männer, die Pferde in ausgezeichneter Verfassung ritten, hatten das Kanonenfeuer in Kauf genommen und waren in das Tal galoppiert, das hinter der britischen Bastion mit dem

Namen Festungswerk Nummer 119 entlangführte. Granaten, Gewehrbeschuss und sogar ein paar Musketenkugeln schlugen rings um die beiden Reiter ein, während sie im Schatten des östlichen Bergs dahinjagten, dann zügelten beide ihre Pferde, sodass die Grasnarben aufgewirbelt wurden, wendeten und sprengten den Weg, den sie gekommen waren, zurück. Eine Granate schlug kurz hinter ihnen ein, und vom Hinterlauf eines Pferdes spritzte Blut. Dennoch gelang es den beiden erregten Offizieren, sicher zu entkommen, sie galoppierten zwischen den vorderen Plänklern hindurch, setzten über den kleinen Fluss und zügelten die Pferde auf der Höhe ihres Generals.

»Das Tal ist blockiert, Sir«, berichtete einer von ihnen. »Da sind Baumstämme, Sträucher und Palisaden, die das Tal absperren. Es gibt keinen Weg hindurch.«

»Und oberhalb der Barrikade steht eine Bastion mit einer Kanone«, berichtete der andere Adjutant. »Die wartet nur darauf, dass sich jemand in das Tal wagt.«

Sarrut fluchte. Seine Aufgabe war damit erledigt. Er konnte General Reynier Bericht erstatten, der seinerseits Marschall Masséna berichten würde, dass es sich bei keiner der Kanonen im Tal um eine Attrappe handelte und dass das kleine Tal beileibe keinen Durchgang durch die Linien des Feindes darstellte, sondern im Gegenteil einen Bestandteil seiner Verteidigungsanlagen bildete. Jetzt brauchte er nur noch das Signal zum Rückzug zu geben, und die Plänkler würden sich zurückziehen, der Pulverrauch würde zerstieben und die Stille des Morgens zurückkehren, doch gerade als die beiden Reiter von ihrer Erkundung zurückkehrten, sah Sarrut braun uniformierte Portugiesen, die aus dem Tal kamen. Der Feind, so schien es, wollte kämpfen, und kein französischer General stieg zum Marschall auf, indem er eine solche Einladung ausschlug. »Wie kommen die von ihren Linien herunter?«, wollte er wissen und wies auf die Plänkler der Portugiesen.

»Am hinteren Hang des Hügels gibt es einen schmalen Weg, *Sire*«, antwortete der aufmerksamere der beiden Adjutanten. »Mit Toren und von den Forts geschützt.«

Sarrut knurrte. Die Antwort bedeutete, dass er nicht darauf hoffen durfte, die Forts über den Pfad, den die Portugiesen benutzten, anzugreifen, aber er wollte verdammt sein, wenn er sich einfach zurückzog, wo der Feind ihm einen Kampf anbot. Zumindest konnte er ihnen eine blutige Nase verpassen. »Hart in ihre Reihen vorstoßen«, befahl er. »Und was zum Teufel ist mit dieser Wache passiert?«

»Hat sich eingegraben«, antwortete ein anderer Adjutant.

»Wo?«

Der Adjutant wies auf das Gehöft, das von Rauch umhüllt war. Der Nebel hatte sich gerade erst verzogen, aber um das Gehöft herum wallte Rauch in solchen Schwaden, dass er wie Nebel wirkte.

»Dann grabt sie aus!«, befahl Sarrut. Ihm hatte die Idee, einen Wachtposten gefangen zu nehmen, zuerst missfallen, aber frustriert, wie er war, hatte er seine Meinung geändert. Er hatte vier ausgezeichnete Bataillone in dieses Tal marschieren lassen, und er konnte nicht einfach mit ihnen zurückmarschieren, ohne etwas vorzuweisen. Selbst eine Hand voll Gefangener wäre eine Art Sieg. »Waren in der Scheune irgendwelche verdammten Vorräte?«, fragte er.

Ein Adjutant hob einen Klumpen britischen Armeezwieback in die Höhe. Er war so hart wie eine Kanonenkugel und in etwa so genießbar. Sarrut betrachtete ihn verächtlich, dann trieb er sein Pferd durch den Fluss, an der Scheune vorbei und hinaus in das Weideland, wo ihn noch mehr schlechte Nachrichten empfingen. Die Portugiesen, die keinesfalls schwer getroffen worden waren, trieben seine Chasseure und Voltigeure zurück. Zwei Bataillone gegen vier, aber die Portugiesen waren auf dem Vormarsch, und Sarrut vernahm das unverwechselbare Krachen von Gewehren und wusste, diese Waffen

beeinflussten den Ausgang des Kampfes zugunsten der Portugiesen. Warum zur Hölle bestand der Kaiser nur darauf, dass Gewehre nutzlos waren? Nutzlos waren vielmehr die kläglichen Musketen, dachte Sarrut, wenn sie Plänklern gegenüberstanden. Musketen konnten gegen gegnerische Formationen eingesetzt werden, nicht gegen Einzelpersonen, ein Gewehr dagegen war in der Lage, auf hundert Schritt Entfernung den Floh vom Hintern einer Hure zu schießen. »Sagen Sie General Reynier, er soll die Kavallerie schicken«, sagte er zu einem Adjutanten. »Das wird diese Bastarde in die Flucht schlagen.«

Es hatte als Erkundungstour begonnen, jetzt aber verwandelte es sich in eine Schlacht.

Das South Essex Regiment kam von der Ostseite des Hügels, auf dem sich das Festungswerk Nummer 119 befand, während die Portugiesen von Westen gekommen waren, und diese beiden Bataillone sperrten nun den Eingang zu dem kleinen Tal ab. Somit befand sich also das South Essex Regiment rechts von den Portugiesen, eine halbe Meile entfernt, und vor ihnen erstreckte sich ein Streifen Weideland, der vom Wasser des Flusses und dem dadurch entstandenen Morast rings um das belagerte Gehöft begrenzt wurde. Zu Lawfords Linken befanden sich die Schulter des Hügels und die Flanke der Portugiesen, und vor ihm im Tal war der Schwarm der Voltigeure und Chasseure, deren lockere Formation durch die explodierenden Rauchwolken aus britischen und portugiesischen Kanonen noch weiter auseinandergerissen wurde.

»Was für ein verdammtes Durcheinander«, protestierte Lawford. Die meisten der South-Essex-Offiziere hatten keine Zeit gehabt, sich ihre Pferde zu holen, aber Lawford saß auf Lightning, und vom Sattel aus konnte er den Weg sehen, der über die Brücke und zum Gehöft führte. Dort, so beschloss er, würde er hingehen. »Doppelte Kolonne von Kompanien«,

befahl er. »Viertel-Abstand!« Und dann blickte er hinüber zum Bauernhaus und schloss aus dem Lärm des Beschusses und den dichten Rauchwolken, dass die Leichte Kompanie eisern Widerstand leistete. »Gut gemacht, Cornelius«, sagte er laut. Es mochte unklug von Slingsby gewesen sein, sich in das Bauernhaus statt auf die Berge zurückzuziehen, aber wenigstens kämpfte er, was das Zeug hielt. »Vorstoß, Major!«, rief er Forrest zu.

Jede Kompanie des South Essex Regiments war nun in vier Abteilungen eingeteilt. Zwei Kompanien standen Seite an Seite, sodass das Bataillon zwei Kompanien breit und vier Kompanien tief aufgestellt war, wobei die Neunte Kompanie allein die Nachhut bildete. Auf General Picton, der aus der Höhe zusah, wirkte das Ganze mehr wie eine französische Kolonne als wie eine britische Einheit, aber es erlaubte dem Bataillon, eine dichte Ordnung einzuhalten, während es schräg vorstieß, das Marschland zu ihrer Rechten und das feste Land und die Hügel zu ihrer Linken. »Wir formieren uns zur Linie, sobald es nötig wird«, erklärte Lawford Forrest. »Wir scheuchen diese Männer von dem Gehöft weg, besetzen die Brücke, dann schicken wir drei Kompanien zu den Gebäuden. Sie können sie führen. Fegen Sie diese verdammten Froschfresser aus dem Weg, holen Sie Cornelius' Leute heraus, schließen Sie wieder zu uns auf, und dann kehren wir zum Abendessen zurück. Ich dachte mir, wir lassen uns den Rest dieses gepfefferten Schinkens schmecken. Er ist ziemlich gut, oder nicht?«

»Sehr gut.«

»Und dazu gekochte Eier.«

»Finden Sie nicht, dass die stopfen?«, fragte Forrest.

»Gekochte Eier? Stopfen? Nie im Leben. Ich versuche, jeden Tag welche zu essen, und mein Vater hat sein Leben lang auf gekochte Eier geschworen. Er war der Ansicht, sie halten einen im Gleichgewicht. Ah, ich sehe, die verdammten Hunde haben uns bemerkt.«

Er gab Lightning die Sporen und trieb ihn in die enge Schneise zwischen den Kompanien. Die verdammten Hunde, die er gesehen hatte, waren Chasseure und Voltigeure, die sich vor seinem Bataillon versammelten. Die Franzosen hatten die rechte Flanke der Portugiesen angegriffen, jetzt aber, wo sie die Rotröcke herankommen sahen, wandten sie sich der neuen Gefahr zu. Es waren nicht genug, um den Ansturm des Bataillons aufzuhalten, aber trotzdem wünschte sich Lawford, er hätte seine Leichte Kompanie zur Verfügung, die vorangehen und die Plänkler vertreiben konnte. Er wusste, er würde einige Tote und Verletzte in Kauf nehmen müssen, ehe er nahe genug war, um eine Salve abzufeuern, die dem französischen Unsinn ein Ende setzte, also ritt er nach vorn, damit seine Männer sahen, dass er die Gefahr mit ihnen teilte. Er warf einen Blick hinüber zum Gehöft und sah, dass dort noch immer heftig gekämpft wurde.

Eine Granate ging etwa hundert Schritte vor ihm krachend in Flammen und Rauch auf. Eine Musketenkugel, die aus viel zu großer Entfernung abgefeuert wurde, flog dicht über Lawfords Kopf hinweg und traf die gelbe Standarte des Regiments. Dann hörte er das Hornsignal, stellte sich in den Steigbügeln auf und sah weit hinten am Ende des Tals, wie Kolonnen von Reitern zwischen den Hügeln hervorbrachen. Er bemerkte sie, aber er unternahm noch nichts, denn sie waren zu weit entfernt, um eine Gefahr darzustellen.

»Nach rechts!«, rief Lawford Forrest zu, der sich bei der Kompanie von Grenadieren befand, die vorn auf der rechten Flanke stand. »Voran! Voran!« Er wies nach vorn und meinte, das Bataillon solle auf die Brücke zumarschieren. Ein Mann stolperte in der vorderen Reihe, blieb am Boden liegen und hielt sich den Oberschenkel. Die Reihen dahinter öffneten sich, um um ihn herumzumarschieren, dann schlossen sie sich wieder. »Zwei Männer sollen ihm helfen, Mister Collins!«, rief Lawford dem nächststehenden Captain zu. Er

wagte nicht, den verletzten Mann zurückzulassen, nicht, wo Kavalleristen das Tal stürmten. Gott sei Dank ist hier keine französische Artillerie, dachte er.

Die Reiter hatten nun den Fluss überquert, und Lawford konnte das helle Glitzern ihrer gezogenen Säbel und Degen sehen. Bunt gemischte Reiter, stellte er fest: Dragoner in grünen Röcken mit ihren langen, geraden Degen, himmelblaue Husaren und hellgrüne Chasseure mit Säbeln. Sie waren noch eine gute Meile weit entfernt, offenbar entschlossen, die Portugiesen auf ihrer hinteren Flanke anzugreifen, aber ein Blick nach hinten bewies ihm, dass die *Cazadores* sich der Gefahr bewusst waren und sich in zwei Blöcken formierten. Die Reiter bemerkten es ebenfalls und schwenkten nach Osten ab. Der weiche Boden flog unter den Hufen ihrer Pferde auf. Jetzt kamen sie, um das South Essex Regiment anzugreifen, aber sie waren noch immer weit entfernt, und Lawford marschierte weiter, während die Voltigeure den Reitern auswichen. Granaten explodierten inmitten der Kavalleristen, und instinktiv verteilten sie sich.

Lawford hatte jäh einen wahnwitzigen Einfall. »Halber Abstand!«, rief er. »Halber Abstand!«

Die Kompanien vergrößerten den Abstand zwischen sich. Wie die Kavalleristen breiteten auch sie sich aus und glichen nun nicht länger einer Kolonne, sondern ließen zwischen den einzelnen Einheiten Streifen von Sonnenlicht erkennen und luden damit die Kavalleristen ein, in diese Schneisen einzudringen und das Bataillon von innen auseinanderzureißen.

»Weitermarschieren!«, rief Lawford der nächsten Kompanie zu, die nervös auf die Kavalleristen blickte. »Ignoriert sie!«

Jetzt nur noch knapp eine halbe Meile. Die Kavallerie hatte sich zu einer Linie verbreitert, die durch das Tal donnerte, und das South Essex Regiment marschierte vor ihrer Front entlang, wobei die linke Flanke einer jeden Reihe den Reitern ausgesetzt war. Jetzt hing alles von der richtigen

Zeiteinteilung ab, dachte Lawford, denn zu früh wollte er sich nicht zum Karree formieren und damit die Reiter dazu bringen, auszuscheren. Wie viele waren es? Dreihundert? Mehr, vermutete er und konnte ihre Hufe auf dem weichen Boden hören und ihre Wimpel ausmachen. Er sah, wie die Linie in Galopp fiel, und vermutete, dass sie sich zu früh dazu entschieden hatten, denn der Boden war weich und die Pferde würden erschöpft sein, wenn sie sein Bataillon erreichten.

Eine Granate explodierte unter den führenden Reitern, und ein Dragoner stürzte in einem Wirrwarr aus Hufen, Zaumzeug, Blut und Degen zu Boden. Die zweite Linie der Kavallerie schwenkte um das ausschlagende Pferd herum, und Lawford gelangte zu dem Schluss, dass es an der Zeit war.

»Zum Karree formieren!«

Eine gewisse Schönheit lag in gutem Drill, fand Lawford. Zuzusehen, wie die hintersten Kompanien innehielten und rückwärtsmarschierten, wie die mittleren Kompanien ausschwangen, wie die vorderen Kompanien abwarteten und wie all die verschiedenen Teile nahtlos zusammenkamen, um ein unförmiges Rechteck zu formieren. Drei Kompanien bildeten die langen Seiten, zwei waren am Nordende, und eine einzelne Kompanie bildete die südliche Front, doch was zählte, war, dass das Karree formiert und undurchdringlich war. Die erste Linie ging auf ein Knie nieder. »Bajonette aufsetzen!«

Die meisten Reiter wichen zurück, aber mindestens hundert von ihnen ritten weiter voran und damit direkt in Lawfords Salve hinein. Der westliche Teil des Karrees verschwand im Rauch, man hörte Pferde wiehern, und als sich der Rauch legte, konnte Lawford sehen, dass Männer und Pferde davongaloppierten und ein Dutzend Leichen auf dem Boden zurückließen. Die Voltigeure nahmen jetzt das Karree unter Beschuss, dankbar, dass sich ihnen ein so riesenhaftes Ziel bot, und die Getroffenen wurden ins

Zentrum des Karrees getragen. Die einzige Antwort auf den Angriff der Plänkler war eine Halb-Kompanie-Salve, und das funktionierte: Jeder Beschuss trieb eine Gruppe von Franzosen zurück, und zuweilen blieb einer sich windend auf der Erde liegen, aber wie die Wölfe einer Herde kehrten sie zurück, und die Reiter ritten dahinter in Kreisen und warteten darauf, dass sich das Bataillon der Rotröcke öffnete und ihnen die Gelegenheit zum Angriff gab. Lawford würde sie ihnen nicht geben. Sein Bataillon würde dicht zusammenstehen, aber das verschaffte den Plänklern ihr Ziel, und allmählich wurde ihm klar, dass er sich in ein gefährliches Dilemma manövriert hatte.

Der beste Weg, die Voltigeure loszuwerden, war, die Linien zu öffnen und vorzustoßen, aber das würde die Kavallerie zur Attacke einladen, und die Kavallerie stellte die größere Gefahr dar. Also mussten sie geschlossen stehen bleiben, doch das verschaffte den französischen Musketen ein verführerisches Ziel, und indem die Voltigeure ihm einen Mann nach dem anderen niedermähten, nagten sie ihn langsam zu Tode. Die Artillerie half Lawford. Die Granaten explodierten stetig, aber der Boden war weich, und die Geschütze feuerten aus der Höhe, sodass viele der Granaten begraben wurden, ehe sie explodierten. Damit wurde ihre Wucht vom Boden abgefedert oder ganz verschwendet. Das Schrapnell war tödlicher, aber mindestens einer der Kanoniere schnitt die Zündschnüre zu lang.

Lawford drängte das Bataillon nach Norden. Sich im Karree zu bewegen war schwierig, es musste langsam geschehen, und die Verwundeten im Zentrum des Rechtecks mussten mit der Formation mitgetragen werden. Alle paar Sekunden war das Bataillon gezwungen, anzuhalten, um eine weitere Salve auf die Plänkler abzufeuern. In Wahrheit, so wurde Lawford klar, saß er den Voltigeuren in der Falle, und was nach einer einfachen Aufgabe ausgesehen hatte, erwies sich nun als blutige Angelegenheit.

»Ich wünschte, wir hätten unsere Schützen«, murmelte Forrest.

Der Wunsch ärgerte Lawford, aber zugleich teilte er ihn. Es war seine Schuld, das wusste er, er hatte die Leichte Kompanie als Wachtposten ausgeschickt und darauf vertraut, dass sie schon nicht in Schwierigkeiten geraten würden, und jetzt steckte sein ganzes Bataillon in Schwierigkeiten. Alles hatte so gut angefangen: Der Marsch in dichter Ordnung, die schöne, wie dem Lehrbuch entnommene Formation des Karrees und der Kavallerieangriff, der sich so leicht abwehren ließ, aber jetzt befand sich das South Essex Regiment mitten im Tal und hatte keine Unterstützung als die weit entfernten Geschütze, während mehr und mehr Voltigeure, die Blut geleckt hatten, sich dem Bataillon näherten. Bisher hatte er noch nicht viele Treffer hinnehmen müssen, lediglich fünf Männer waren tot und eine Reihe verwundet worden, aber das lag daran, dass die französischen Plänkler Abstand hielten und seine Salven fürchteten. Mit jeder Minute erfolgte jedoch ein neuer Musketentreffer, und je näher er dem Weg zum Gehöft kam, desto isolierter war er. Und Picton sah zu. Lawford wusste, dass er und sein Bataillon den Blicken des Generals ausgesetzt waren.

Und er saß in der Falle.

Vicente kam die Leiter herab, um zu berichten, dass ein Bataillon von Rotröcken zu ihrer Rettung kam, dass es jedoch von Kavalleristen bedroht wurde und sich daher in einer halben Meile Entfernung zum Karree formiert hatte. Sharpe blickte aus dem Fenster und erkannte an der Regimentsstandarte, dass es sich um das South Essex Regiment handelte, aber das Bataillon hätte auch hundert Meilen weit entfernt sein können, denn es vermochte ihnen nicht zu helfen.

Nach dem Rückschlag des letzten Angriffs hatten sich die Franzosen hinter die Hofgebäude zurückgezogen, außer Sichtweite der Schützen, die vom Dach aus feuerten. Der Weg zum Gehöft, auf dem es von Voltigeuren gewimmelt hatte, war jetzt leer. Sharpe hatte zwei der Schützen nach unten geholt und sie zusammen mit sich und Perkins an den vorderen Fenstern postiert. Sie hatten die Voltigeure für Zielübungen benutzt, bis die Franzosen, die auf offenem Gelände standen und deren Musketen eine geringere Reichweite hatten, entweder an den Seiten in Deckung gingen oder zum festen Bereich des Tals zurückkehrten, um dort beim Angriff auf das umzingelte Karree zu helfen. »Was machen wir jetzt, Mister Bullen?«, fragte Sharpe.

»Machen?« Bullen war überrascht, dass er gefragt wurde.

Sharpe grinste. »Sie haben gute Arbeit geleistet, als Sie die Männer hierher brachten, sehr gute Arbeit. Ich dachte, Sie haben vielleicht auch noch eine gute Idee, wie man Sie wieder nach draußen bringen könnte.«

»Weiterkämpfen, Sir?«

»Das ist für gewöhnlich das Beste«, sagte Sharpe, dann spähte er rasch aus dem Fenster, ohne Musketenfeuer zu provozieren. »Die Froschfresser werden nicht lange durchhalten«, sagte er.

Bullen erschien diese Einschätzung reichlich optimistisch, denn soweit er sehen konnte, war das Tal voller Franzosen, sowohl Infanterie als auch Kavallerie, und das Karree der Rotröcke war schlichtweg umzingelt.

Sharpe war zum selben Schluss gekommen. »Höchste Zeit, sich all das Geld, das der König Ihnen zahlt, zu verdienen, Mister Bullen.«

»Was für Geld, Sir?«

»Was für Geld? Sie sind ein Offizier und Gentleman, Mister Bullen. Sie müssen doch wohl reich sein.« Einige der Männer lachten.

Slingsby, der mit der Feldflasche im Schoß an der Feuerstelle saß, war eingeschlafen. Sein Kopf lehnte am

Steinwerk, und sein Mund stand offen.

Sharpe wandte sich ab und blickte noch einmal durch das Fenster. »Sie stecken in Schwierigkeiten«, sagte er und nickte in Richtung des Bataillons. »Sie brauchen unsere Hilfe. Sie brauchen Gewehre, was bedeutet, dass wir sie retten müssen.« Er schaute stirnrunzelnd zu den Gefangenen hinüber, wobei sich eine Idee zu formen begann. »Major Ferreira hat Ihnen also gesagt, Sie sollen sich ergeben, ja?«, fragte er Bullen.

»Das hat er, Sir. Ich weiß, er hatte kein Recht, Befehle zu erteilen, aber …«

»Er hatte kein Recht«, unterbrach ihn Sharpe, der mehr daran interessiert war, warum Ferreira so bereitwillig den Franzosen in die Hände fallen wollte. »Hat er Ihnen gesagt, warum Sie sich ergeben sollten?«

»Ich sollte mit den Franzosen ein Geschäft machen, Sir. Wenn Sie die Zivilisten laufen lassen würden, dann würden wir aufgeben.«

»Der gerissene Bastard«, sagte Sharpe. Ferreira, der zusammengekauert und mit einer gewaltigen Beule an der Schläfe dasaß, blickte zu Sharpe auf. »Sie wollten also vor uns unsere Leute erreichen, ja?«, fragte ihn Sharpe. Ferreira sagte nichts. »Nicht Sie, Major«, sagte Sharpe. »Sie sind ja ein Angehöriger des Militärs und stehen unter Arrest. Aber Ihr Bruder? Und seine Männer? Wir können sie gehen lassen. Miss Fry? Sagen Sie ihnen, sie sollen aufstehen.«

Unbeholfen erhoben sich die vier Männer. Sharpe ließ Perkins und zwei der Rotröcke ihre Gewehre auf sie richten, während Harper ihnen zuerst die Fußfesseln und dann die Handfesseln löste.

»Ich sage Ihnen, was Sie zu tun haben«, erklärte er ihnen und ließ Sarah übersetzen. »Sie gehen nach draußen. Vorn sind keine Franzosen. Sergeant Read? Räumen Sie die Vordertür frei.« Sharpe sah nach hinten zu Ferragus und seinen drei Kumpanen. »Sie können gehen, sobald die Tür offen ist. Rennen Sie wie die Teufel, schlagen Sie sich durchs

Marschland, und Sie könnten es bis zu diesen Rotröcken schaffen.«

»Die Franzosen werden sie erschießen, wenn du sie zwingst zu gehen«, protestierte Vicente, der im Herzen noch immer ein Anwalt war.

»Und ich werde sie verdammt noch mal erschießen, wenn sie nicht gehen«, sagte Sharpe, dann fuhr er herum, weil vom Hof hinter dem Haus aus gefeuert wurde. Die auf dem Dach verbliebenen Schützen erwiderten das Feuer, und Sharpe lauschte, um nach dem Geräusch zu beurteilen, ob ein weiterer Angriff bevorstand, aber es schien ihm, als feuerten die Franzosen einfach ziellos herum. Die Salven des South Essex Regiments dröhnten dumpf über das Marschland, während der Lärm der portugiesischen Gewehre schärfer herüberklang.

Major Ferreira, der am anderen Ende des Raums hockte, sprach auf Portugiesisch mit seinem Bruder. »Er sagt«, übersetzte Sarah für Sharpe, »dass du ihnen in den Rücken schießen wirst, wenn sie gehen.«

»Sag ihnen, dass ich das nicht tun werde. Und sag ihnen, dass sie, wenn sie schnell gehen, am Leben bleiben.«

»Die Tür ist frei, Sir«, verkündete Sergeant Read.

Sharpe sah Vicente an. »Hol alle Schützen vom Dachboden herunter.« Ihr Feuer würde ihm fehlen, und er konnte nur hoffen, dass der Mangel an Pulverrauch aus den Dachöffnungen die Franzosen nicht ermutigen würde, aber er hatte eine Idee, eine, die dem Feind beträchtlichen Schaden zufügen würde. »Sergeant Harper?«

»Sir?«

»Sie stellen sechs Schützen und sechs Rotröcke nebeneinander auf. Suchen Sie welche aus, die in der Größe zueinanderpassen, und lassen Sie sie die Röcke tauschen.«

»Die Röcke tauschen, Sir?«

»Sie haben mich doch gehört. Jetzt machen Sie schon. Und wenn die ersten sechs so weit sind, nehmen Sie noch mal sechs. Ich will jeden Schützen in einem roten Rock. Und

sobald sie angezogen sind, können Sie sich Ihre Tornister aufschnallen.« Sharpe drehte sich um, um nach den Verwundeten zu sehen, die in der Mitte des Raumes lagen. »Wir gehen nach draußen«, sagte er zu ihnen, »und Sie bleiben hier.« Die Angst in den Gesichtern der Männer entging ihm nicht. »Die Franzosen werden Ihnen nichts tun«, sagte er. Die Briten kümmerten sich um französische Verwundete, und die Franzosen taten andersherum dasselbe. »Aber sie werden Sie auch nicht mitnehmen, also kommen wir zurück und holen Sie, sobald dieses Durcheinander überstanden ist. Allerdings werden die Froschfresser alles stehlen, was von Wert ist, wenn Sie also etwas Wertvolles bei sich haben, dann geben Sie es jetzt einem Freund, der es für Sie aufbewahrt.«

»Und was machen Sie, Sir?«, fragte einer der verwundeten Männer.

»Wir helfen dem Bataillon«, antwortete Sharpe. »Und dann komme ich zurück und hole Sie, das verspreche ich Ihnen.« Er sah zu, wie die ersten Schützen widerstrebend die roten, mit Gelb besetzten Röcke überzogen. »Nun macht schon«, herrschte er sie an, und dann gab Perkins, der geholfen hatte, die gefangenen Zivilisten zu bewachen, einen Laut des Schmerzes und der Überraschung von sich. Sharpe drehte sich halb um, nahm an, ein Querschläger müsse sich durchs Fenster verirrt haben, sah jedoch, dass Ferragus, der sich von seinen Fesseln befreit hatte, Perkins niedergeschlagen hatte. Die Rotröcke wagten nicht, auf den Riesen zu feuern, aus Angst, in dem überfüllten Raum den falschen Mann zu treffen, und Ferragus stürmte nun wutschnaubend und rachsüchtig auf Sharpe zu.

Colonel Lawford sah, wie sich die Voltigeure im Westen und im Norden zusammenzogen. Im Süden befanden sich nur einige wenige, und im Osten, wo der Boden überflutet oder zumindest aufgeweicht war, waren gar keine. Die Kavallerie

wartete hinter den Voltigeuren, bereit für den Moment, wenn das Musketenfeuer das Karree des South Essex Regiments so sehr geschwächt hatte, dass ein neuer Angriff möglich war. Im Moment war die Schussweite des französischen Musketenfeuers noch zu groß, aber schmerzhaft war es dennoch, und das Zentrum des Karrees füllte sich allmählich mit verwundeten Männern. Die Kanoniere auf der Höhe halfen ein wenig, denn solange die Voltigeure sich auf das Karree konzentrierten, boten sie den Granaten und Schrapnellen ein einladendes Ziel, aber die französischen Plänkler im Norden, die den schmaleren Seiten des Karrees gegenüberstanden, bekamen von dem Granatenfeuer weniger ab, weil die Kanoniere fürchteten, das South Essex Regiment zu treffen. Somit rückten diese Plänkler immer näher und fügten ihnen immer größeren Schaden zu. Noch mehr Voltigeure rannten nach dieser Seite, als ihnen klar wurde, dass sie dort weniger den Salven ausgesetzt waren als an der langen Seite des Karrees, das nach Westen gerichtet war.

Major Forrest kam herüber zu Lawford. »Ich bin nicht sicher, dass wir das Gehöft erreichen können.« Lawford gab keine Antwort. Mit seiner Bemerkung deutete Forrest vorsichtig an, dass der Versuch, die Leichte Kompanie zu retten, abgebrochen werden sollte. Der Weg nach Süden, zurück zum Fort auf dem Hügel, war mehr oder weniger frei, und wenn sich das South Essex Regiment auf die Höhen zurückzog, würde es überleben. Die Franzosen würden dies als Sieg betrachten, doch zumindest würde es sein Bataillon noch geben. Die Leichte Kompanie würde verloren sein, und das war bedauerlich, aber besser eine Kompanie zu verlieren als alle zehn.

»Das Feuer lässt eindeutig nach«, sagte Forrest, und er sprach nicht von dem unaufhörlichen Musketenfeuer der Voltigeure, sondern vom Kampfgeschehen rund um das Gehöft.

Lawford drehte sich im Sattel um und sah, dass das Bauernhaus praktisch frei von Pulverrauch war. Er konnte eine Gruppe Franzosen erkennen, die hinter einem Schuppen oder einer Scheune hockten, was ihm verriet, dass sich die Männer im Bauernhaus noch nicht ergeben hatte, aber Forrest hatte recht. Dort wurde jetzt weniger gefeuert, und das bedeutete, dass der Widerstand der Leichten Kompanie zusammenbrach.

»Die armen Kerle«, sagte Lawford. Eine Sekunde lang spielte er mit dem Gedanken, das Gehöft zu erreichen, indem er durch die Fluten und das Marschland zog, aber ein reiterloses Pferd, eines, dessen Sattel vom Karree des South Essex Regiments geleert worden war, stolperte durch den Schlamm, und aus seinem Kampf ließ sich schließen, dass jeder Versuch, den aufgeweichten Boden zu durchqueren, Probleme mit sich bringen würde. Das Pferd kämpfte sich auf einen trockenen Flecken und blieb dort stehen, zitternd und verängstigt. Lawford selbst verspürte einen Anflug von Angst und wusste, er musste eine Entscheidung treffen. »Die Verwundeten müssen getragen werden«, sagte er zu Forrest. »Teilen Sie Männer von der hinteren Linie dazu ein.«

»Wir ziehen uns zurück?«, fragte Forrest.

»Ich fürchte, Joseph, ich fürchte«, sagte Lawford, und in diesem Moment traf die Kugel eines Voltigeurs Lightning ins rechte Auge. Das Pferd bäumte sich auf und schrie. Lawford zog seine Füße aus den Steigbügeln und warf sich nach links, während Lightning mit schlegelnden Hufen in die Höhe stieg. Lawford prallte hart auf, schaffte es aber, sich zur Seite zu wälzen, ehe das große Pferd zusammenbrach. Lightning versuchte, wieder aufzustehen, schaffte es aber nur, den Boden zu treten, und Lawfords Bursche kam mit der großen Reiterpistole des Colonels herbeigerannt. Dann zögerte er, weil Lightning um sich trat.

»Tun Sie’s, Mann«, rief der Colonel, »tun Sie’s!«

Das eine Auge des Pferdes zeigte nur noch das Weiße, der blutige Kopf schlug auf den Boden, und der Bursche konnte

mit der Pistole nicht zielen, aber Major Leroy nahm ihm die Waffe weg, stellte seinen Stiefel auf den Kopf des Pferdes und schoss Lightning in die Stirn. Noch ein letztes Mal zuckte das Pferd gewaltig auf, dann lag es still. Lawford fluchte. Leroy warf dem Burschen die Pistole wieder zu. Seine Stiefel glänzten vom Blut des Pferdes. Dann ging er zur Westseite des Karrees zurück.

»Geben Sie die Befehle aus, Major«, sagte Lawford zu Forrest. Er fühlte sich den Tränen nah. Das Pferd war fantastisch gewesen. Er befahl seinem Burschen, den Gurt zu öffnen und den Sattel abzuschnallen, und sah zu, wie die Verwundeten, die weder kriechen noch humpeln konnten, angehoben wurden, und dann begann das South Essex Regiment mit dem Rückzug. Es würde ein schmerzlich langsamer Rückzug werden. Das Karree musste zusammenbleiben, damit die Reiter nicht angreifen konnten, also konnten sie sich nur mit größter Vorsicht ihren Weg bahnen, und es würde eher ein Schleichen als ein Marschieren werden. Die Franzosen, die sahen, dass sie sich nach Süden bewegten, jubelten spöttisch und drängten nach. Sie wollten den Rotröcken den Garaus machen und mit einer ordentlichen Schar von Gefangenen, geraubten Waffen und – als Krönung des Ganzen – mit den beiden unschätzbaren Standarten auf ihre Seite des Tals zurückkehren.

Lawford blickte zu den beiden Fahnen auf, die nun von Einschüssen durchlöchert waren, und fragte sich, ob er sie von ihren Stangen reißen und die schwere Seide verbrennen sollte, doch er verwarf den Gedanken als zu panisch. Er würde es zurück auf die Hügel schaffen, und Picton würde wütend sein, und ohne Zweifel würde es Spott von den anderen Bataillonen hageln, aber das South Essex Regiment würde überleben. Und nur darauf kam es an.

Der Weg zurück in die Berge war nun von Feinden frei, weil das Bataillon der *Cazadores* zur Rechten näher an das South Essex Regiment herangerückt war. Die Franzosen

waren von den Portugiesen zurückgeschlagen worden, besiegt von ihren Gewehren, und hatten sich stattdessen auf die Rotröcke konzentriert. Jetzt bewegte sich das portugiesische Bataillon auf seine rechte Seite, und die Gewehre nahmen sich die Männer vor, die Lawford angriffen, sodass der Weg nach Süden frei wurde. Aber die Kavallerie folgte dorthin, und die Portugiesen formierten sich ebenfalls zum Karree. Die Kavallerie, der der unaufhörliche Granatenbeschuss zusetzte, zog sich ins Zentrum des Tals zurück, aber die portugiesischen Gewehre schossen auch weiterhin den Rückweg für das South Essex Regiment frei. Noch zwei- oder dreihundert Yards, dachte Lawford, dann würden sie dicht beim Hügel sein und die Franzosen würden aufgeben und sich zurückziehen. Nur würden sie sich leider schadlos halten, indem sie das Gehöft einnahmen. Lawford blickte hinüber zu den Gebäuden, sah keinen Rauch mehr, der aus dem Dach oder aus den Fenstern drang, und nahm an, es sei nun alles zu spät.

»Wir haben es versucht«, sagte er zu Forrest, »wenigstens haben wir es versucht.«

Und sind gescheitert, dachte Forrest, aber er sagte nichts. Die nördlichsten Reihen des Karrees teilten sich, um Lightnings Kadaver zu umgehen. Die Voltigeure, die die portugiesischen Gewehre fürchteten, konzentrierten sich wiederum auf diese nördliche Flanke, und die Halb-Kompanie-Salven blieben konstant, während die Rotröcke versuchten, die vermaledeiten Plänkler zu vertreiben. Die Musketen flammten auf, und der Rauch verdichtete sich, und das Karree strauchelte nach Süden.

Und die Leichte Kompanie war allein.

Sharpe duckte sich, entkam damit gerade noch einem Schlag von Ferragus’ rechter Faust und erwischte stattdessen einen linken Schwinger an der Schulter, der sich anfühlte, als sei er von einer Musketenkugel getroffen

worden. Der Hieb warf ihn zurück, und der folgende Schlag von Ferragus’ Rechter, der dazu gedacht war, Sharpe den Schädel zu zerschmettern, streifte nur seine Schläfe und stieß ihm den Tschako vom Kopf. Dennoch erschütterte er Sharpe, der instinktiv den Kolben seines Gewehrs in Ferragus’ Richtung rammte und den großen Mann am linken Knie traf. Der Schmerz dieses Schlags hielt Ferragus auf, und der zweite Schlag des Gewehrs erwischte seine linke Faust, die noch immer von dem Hieb mit dem Stein verletzt war, den Sharpe ihm beim Mönchskloster versetzt hatte. Ferragus zuckte vor Schmerz zusammen, und zwei Rotröcke versuchten, ihn niederzuziehen, aber er schüttelte sie ab, wie ein Bär es mit Hunden tat. Sie hatten ihn jedoch eine Sekunde lang aufgehalten, und das gab Sharpe die Chance, sich zu erheben. Er warf Harper das Gewehr zu.

»Lasst ihn«, sagte er zu den Rotröcken, »lasst ihn.« Er schnallte seinen Degengurt ab und gab Bullen die Waffe. »Behalten Sie die Fenster im Auge, Mister Bullen.«

»Ja, Sir.«

»Sehr gut im Auge! Sorgen Sie dafür, dass die Leute nach draußen sehen, nicht nach hier drinnen.«

»Lassen Sie mich ihn töten, Sir«, bat ihn Harper.

»Wir wollen nicht unfair zu Mister Ferreira sein, Pat«, sagte Sharpe. »Er könnte mit dir nicht fertigwerden. Und das letzte Mal, als er es mit mir versucht hat, brauchte er Hilfe.« Sharpe grinste Ferragus an, der seine Rechte beugte und streckte. »Jetzt nur Sie und ich, einverstanden?«

Sarah stand hinter dem großen Mann, und sie spannte die Muskete, wobei sie eine Grimasse zog, weil viel Kraft nötig war, um den Hahn zurückzuziehen. Das Geräusch veranlasste Ferragus, über die Schulter zu blicken, und Sharpe trat vor und hieb ihm die Knöchel seiner rechten Hand ins linke Auge. Er fühlte, wie etwas nachgab, der große Kopf zuckte zurück, und als sich der Riese erholt hatte, befand sich Sharpe bereits wieder außer Reichweite.

»Ich weiß, du würdest ihn gern töten«, sagte Sharpe zu Sarah, »aber das ist nicht sehr damenhaft. Überlass ihn mir.« Wieder sprang er vor und zielte mit der Rechten auf Ferragus’ linkes Auge, das sich schloss. Doch bevor er zuschlug, wich er zurück und bewegte sich nach links, wobei er sich vergewisserte, dass Ferragus nachsetzte, allerdings wartete er einen Herzschlag zu lange, denn Ferragus schlug schneller, als Sharpe erwartet hatte, und landete einen linken Schwinger. Er hatte nicht weit ausgeholt und der Schlag war nicht besonders hart, aber er traf Sharpes bandagierte Rippen und fühlte sich an wie eine Kanonenkugel. Hätte er sich nicht entschieden, zurückzuweichen, hätte der Hieb ihn zu Boden geworfen, aber seine Beine bewegten sich bereits, als der Schmerz ihm durch die Rippen schoss. Er holte mit der Linken aus, zielte wiederum auf das geschwollene Auge, aber Ferragus warf sich zur Seite und holte erneut mit der Linken aus. Sharpe jedoch war inzwischen zurückgesprungen.

Ferragus konnte mit dem linken Auge nichts sehen, und der Schmerz sandte ein flammendes Rot in seinen Schädel, aber er wusste, er hatte Sharpe verletzt, und er wusste auch, dass er den Schützen, wenn er ihm nur nahe genug kam, mehr als nur verletzen konnte. Dieser trat nun zwischen die verwundeten Rotröcke und die große Feuerstelle zurück.

Ferragus beeilte sich, er hatte vor, Sharpe seine besten Schläge vergeuden zu lassen und dann nahe genug an den englischen Bastard heranzukommen, um ihm den Garaus zu machen. Slingsby jedoch, der betrunken wie eine Haubitze war und an der Feuerstelle hockte, streckte sein Bein aus, und Ferragus stolperte darüber. Im selben Moment war Sharpe wieder über seinem Gesicht, bearbeitete abermals sein verletztes Auge und hieb ihm dann mit der rechten Handkante auf die Nase. Etwas brach, und Ferragus, der mit der Linken nach Slingsby geschlagen hatte, holte mit der Rechten aus, um Sharpe aufzuhalten, der aber war wieder

zurückgewichen. »Lassen Sie ihn, Mister Slingsby«, sagte er. »Sehen Ihre Männer aus den Fenstern, Mister Bullen?«

»Das tun Sie, Sir.«

»Sorgen Sie verdammt noch mal dafür, dass sie es weiter tun.«

Sharpe war jetzt an den verwundeten Männern vorbei und stand im leeren Raum zwischen den vorderen und hinteren Fenstern, wo aus Furcht vor den französischen Kugeln niemand zu stehen wagte. Er zog sich in Richtung des Fensters zurück, das auf den Hof hinausging, hörte eine Kugel in den Fensterrahmen knallen und schlug rasch mit der Linken nach Ferragus. Der trat beiseite, um auszuweichen, dann stürmte er auf Sharpe zu. Sharpe wich auf Ferragus' linke Seite aus, weil sein Gegner auf diesem Auge blind war.

Ferragus drehte sich um, um Sharpe gegenüberzustehen. Er wusste, er würde die Schläge jetzt einstecken müssen, und er trat in die Reichweite des großen Mannes.

Sharpe hieb ihm eine Faust nach der anderen in den Bauch. Es fühlte sich an, als schlüge man auf ein Brett aus Eichenholz ein. Sharpe wusste, diese Schläge würden Ferragus nicht schmerzen, aber er wollte nur eines: Ferragus rückwärtstreiben. Er rammte seinen Kopf nach vorne und hämmerte seine Stirn in die blutige Masse von Ferragus' Gesicht. Dann stieß er ihn weiter zurück, und in seinem Kopf begann es zu rauschen, als ihn ein Schlag seitlich am Schädel traf. Er sah rot und schwarz vor Augen. Wieder stieß er zu und Ferragus' Linke traf die andere Seite seines Kopfes. Sharpe wusste, er konnte höchstens noch einen solchen Schlag aushalten, und er war sich nicht sicher, ob er das überleben würde, denn die Sinne schwanden ihm. Noch ein letztes Mal stieß er zu und fühlte, wie Ferragus gegen das Fensterbrett fiel. Sharpe duckte sich, versuchte, dem nächsten Schlag auszuweichen, der seine Schädeldecke streifte, aber sogar dieses Streifen genügte, um einen stechenden Schmerz durch seinen Kopf zu senden. Dann

aber spürte er, dass Ferragus zuckte. Und noch einmal zuckte er, und jetzt taumelte Sharpe zurück und sah, wie sich Ferragus’ verbliebenes Auge trübte. Der große Mann wirkte verblüfft, und Sharpe holte halb benommen mit der Linken aus, um Ferragus gegen die Kehle zu schlagen. Ferragus versuchte sich zu wehren, versuchte, zwei hammerartige Schläge in Sharpes verletzten Rippen zu landen, aber sein breiter Rücken füllte das Fenster aus, und zum ersten Mal, seit die Belagerung des Gehöfts begonnen hatte, bot sich den Franzosen ein einfaches Ziel. Zwei Musketenkugeln trafen ihn, und er zuckte noch einmal, dann öffnete er den Mund, und Blut quoll heraus.

»Ihre Männer sehen nicht nach draußen, Mister Bullen!«, mahnte Sharpe. Eine letzte Kugel traf Ferragus im Nacken, und wie ein gefällter Baum stürzte er nach vorn.

Sharpe beugte sich vor, um seinen Tschako zu retten, holte tief Atem und fühlte den Schmerz in seinen Rippen. »Möchten Sie einen Rat, Mister Bullen?«, fragte Sharpe.

»Natürlich, Sir.«

»Kämpfen Sie niemals fair.« Er nahm seinen Degen wieder an sich. »Teilen Sie zwei Männer ein, die Major Ferreira begleiten, und zwei weitere, die Lieutenant Slingsby helfen. Und die vier Männer sollen auch diese Taschen tragen.« Er wies auf das Gepäck, das Ferragus und seinen Leuten gehört hatte. »Und das, was drinnen ist, ist Miss Frys Eigentum, also sorgen Sie dafür, dass die diebischen Bastarde die Taschen zugeschnallt lassen.«

»Das werde ich tun, Sir.«

»Und du«, sagte Sharpe zu Sarah, »könntest vielleicht so nett sein und Jorge ein paar Münzen abgeben? Er muss das Boot bezahlen.«

»Natürlich tue ich das.«

»Gut!«, sagte Sharpe, dann wandte er sich an Harper. »Sind alle umgezogen?«

»So gut wie, Sir.«

»Dann beeil dich!« Einen Augenblick dauerte es noch, aber schließlich trug jeder Schütze, sogar Harper, einen roten Rock, obwohl selbst der größte rote Rock an dem Iren lächerlich eng wirkte. Sharpe tauschte die Röcke mit Lieutenant Bullen und hoffte, die Franzosen würden die Schützen wirklich für Rotröcke mit Musketen halten. Er hatte die Männer nicht die Hosen tauschen lassen, weil er befürchtete, dass das zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Ein Voltigeur mit scharfen Augen mochte sich fragen, warum die Rotröcke dunkelgrüne Hosen trugen, aber das musste er riskieren.

»Wissen Sie, was wir jetzt tun?«, fragte er seine Kompanie. »Wir retten ein Bataillon.«

»Wir gehen nach draußen?« Bullen klang erschrocken.

»Nein, die da gehen.« Sharpe wies auf die drei portugiesischen Zivilisten. Er nahm Harper sein Gewehr ab und spannte es. »Raus mit euch!«

Die drei Männer zögerten, aber sie hatten gesehen, was der Schütze mit ihrem Herrn getan hatte, und hatten furchtbare Angst vor ihm. »Sag ihnen, sie sollen zu dem Karree rennen«, bat Sharpe Vicente. »Sag ihnen, dort sind sie in Sicherheit.«

Vicente wirkte nicht überzeugt, er hatte den Verdacht, dass das, was Sharpe da vorhatte, gegen die Regeln des Krieges verstieß, dann aber bemerkte er Sharpes Gesichtsausdruck und beschloss, sich nicht mit ihm anzulegen. Die drei Männer entschieden ebenso. Sie wurden zur Vordertür geführt, und als sie dort wiederum zögerten, legte Sharpe sein Gewehr an.

Sie rannten los.

Sharpe hatte sie nicht belogen. Sie waren einigermaßen sicher, und je weiter sie sich von dem Bauernhaus entfernten, desto größer wurde ihre Sicherheit. Zuerst reagierte keiner der Franzosen, denn das Letzte, was sie erwarteten, war, dass jemand wagte, das Haus zu verlassen. Daher dauerte es volle vier oder fünf Sekunden, ehe die

erste Muskete abgefeuert wurde. Aber die Voltigeure schossen auf Männer, die rannten, Männer, die den Weg entlangflohen, und die Kugeln sausten kreuz und quer ins Leere. Nach fünfzig Yards erreichten die drei Männer das Marschland. Sie kamen jetzt wesentlich langsamer voran, doch dafür vergrößerte sich ihr Abstand zu den Franzosen, die, durch ihre Flucht frustriert, versuchten, zu ihnen aufzuschließen. Sie kamen hinter den Hofgebäuden hervor, strebten auf den Rand des Sumpfgebietes zu und zielten mit ihren Musketen auf die drei Männer, die versuchten, sich einen Weg durch den Morast zu bahnen. »Gewehre«, rief Sharpe, »fangt an, diese Bastarde umzubringen!«

Die Franzosen, die aus der Deckung rannten, machten sich zu leichten Zielen für die Schützen, die aus den Fenstern des Bauernhauses schossen. Ein paar Sekunden lang herrschte Panik unter den Voltigeuren, dann eilten sie auf die Seiten des Gehöfts zurück. Sharpe wartete, bis die Schützen neu geladen hatten. »Das werden sie nicht noch einmal machen«, sagte er, dann erklärte er ihnen, was er vorhatte.

Die Schützen in ihren roten Röcken sollten als Erste das Gehöft verlassen. Genau wie die drei Portugiesen sollten sie so schnell, wie sie konnten, den Weg hinauf und dann durch den Schlamm auf den Fluss zulaufen. »Nur werden wir draußen bei dem Misthaufen stehen bleiben«, erklärte Sharpe, »und den anderen Feuerschutz geben.«

Major Ferreira, seine Begleiter, Slingsby, Sarah und Joana sollten als Nächste gehen, beschützt von Vicente, und zu guter Letzt würde Lieutenant Bullen den Rest der Kompanie herausbringen.

»Sie sind unsere Nachhut«, sagte Sharpe zu Bullen. »Sie wehren die Voltigeure ab. Ordentliche Plänklerarbeit, Lieutenant. Kämpfen Sie in Paaren, schön ruhig. Die Feinde werden Ihre grünen Röcke sehen und werden nicht allzu scharf darauf sein, Ihnen nahe zu kommen. Es sollte also alles gut gehen. Laufen Sie einfach hinter uns her in

Richtung auf das Bataillon. Wir werden alle durchs Wasser waten müssen, und wenn das zu tief ist, werden wir verdammt noch mal ersaufen, aber wenn diese drei es schaffen, wissen wir, dass es gefahrlos möglich ist. Das erledigen sie für uns, sie zeigen uns den Weg.«

Die drei Portugiesen hatten das schlammige Gebiet jetzt zur Hälfte hinter sich gebracht, sie stiefelten platschend durch die zurückweichenden Fluten, und ihre Flucht hatte bewiesen, dass, sobald man das Bauernhaus erst einmal hinter sich gelassen hatte, von den Voltigeuren keine echte Gefahr mehr drohte. Sharpe ging davon aus, dass er, wenn er Pech hatte, zwei Männer bei diesem Vorstoß verlieren konnte. Die Franzosen waren vom Ausmaß des Feuers vom Gehöft aus schockiert und befanden sich jetzt in Deckung, die meisten von ihnen wären gern in ihr Lager zurückgekehrt. Also sollten sie bekommen, was sie wollten.

»Schützen, alle bereit?«

Er zog sie vor der Vordertür zusammen, erklärte ihnen, dass sie das Gehöft schnellstens verlassen mussten, und erinnerte sie daran, dass sie beim Misthaufen innehalten, sich umdrehen und jegliche Bedrohung durch die Voltigeure abwehren sollten. »Amüsiert euch, Jungs«, sagte Sharpe, »und ab mit euch!«

Er ging als Erster, sprang die Stufen hinab und rannte auf den Weg zu. Beim Misthaufen blieb er stehen, drehte sich um und fiel auf ein Knie. Links und rechts von ihm stellten sich die Schützen in ihren roten Röcken in gelöster Ordnung auf. Er zielte mit dem Gewehr auf die Seite des Hauses, hielt nach einem Offizier Ausschau, konnte keinen entdecken, sah aber, dass ein Voltigeur mit seiner Muskete zielte. Sharpe drückte ab.

»Jorge«, bellte er, »jetzt!«

Die Gewehre feuerten. Die Franzosen drängten sich auf den Seiten des Gebäudes zusammen und glaubten sich dort in Sicherheit, weil es der Besatzung des Bauernhauses nicht gelungen war, in einen der Giebel eine Schießscharte zu

schlagen, aber sie stellten jetzt einladende Ziele dar, und die Kugeln hagelten auf sie ein, während Vicentes Gruppe an Sharpe vorüberstürmte.

»Weiter!«, rief Sharpe Vicente zu, dann blickte er zurück zum Gehöft. Eine Musketenkugel peitschte an seinem Kopf vorbei. »Mister Bullen! Jetzt!«

Bullens Gruppe, die größte der drei, kam als letzte heraus, und Sharpe brüllte ihnen zu, sie sollten die gelöste Ordnung einnehmen und den Kampf beginnen. »Gewehre, zurück! Zurück!« Sie waren alle da, achtzehn Männer in roten Röcken, die Vicente folgten, der jetzt ins Marschland hinausstrebte, den drei Portugiesen hinterher, die nahe beim Karree durchs Wasser wateten. Das Gebiet konnte also durchquert werden! Das Karree hatte mit dem Rückzug begonnen, hatte sich langsam entfernt, aber Sharpe sah, dass es jetzt innehielt, vermutlich, weil die Männer gesehen hatten, dass sich die Leichte Kompanie aus dem Gehöft befreit hatte. Die roten Reihen des Bataillons waren vom Rauch umhüllt, der an den beiden Standarten vorbeiwehte. Sharpe blickte hinter sich und war wieder einmal verblüfft, weil sich die Zeit zu verlangsamen schien und alles auf einmal so wundervoll klar erschien. Bullens Männer waren zu langsam, um die gelöste Ordnung einzuhalten, und ein Mann wurde niedergeschossen, er war ins Knie getroffen worden und wimmerte vor Schmerzen.

»Lassen Sie ihn!«, brüllte Sharpe. Er war stehen geblieben, um sein Gewehr zu laden. »Kämpfen Sie gegen die Bastarde, Mister Bullen! Verjagen Sie sie!«

Die Franzosen begannen sich aus der Deckung beim Bauernhaus zu bewegen, und die Musketen mussten das verhindern, sie mussten sie zurücktreiben. Sharpe sah einen Offizier, der etwas brüllte und mit seinem Degen gestikulierte, offenbar um seine Männer zu ermutigen, aus den Gebäuden herauszukommen und den Weg zu stürmen. Sharpe zielte, feuerte und verlor den Mann im Rauch seines Gewehrs aus den Augen. Eine Kugel prallte auf den Boden

neben ihm und flog in die Höhe, eine weitere zischte an seinem Kopf vorbei.

Bullen hatte seine Männer jetzt in der Hand, er brachte sie ins Gleichgewicht und sorgte dafür, dass sie ordentlich kämpften und sich dabei langsam zurückzogen.

Sharpe drehte sich um und rannte hinter seinen verkleideten Schützen her. Sie waren jetzt im Marschland und warteten auf ihn.

»Dort entlang«, schrie er und wies auf die Voltigeure, die die Nordflanke des Karrees bekämpften. Vicente war dem South Essex Regiment bereits nahe und stakste durch das Wasser des gefluteten Landes.

Sharpe betrat das Marschland, um zu seinen Schützen aufzuschließen. Zuerst kam er recht gut voran, denn er konnte von Grasbüschel zu Grasbüschel springen, dann aber versanken seine Stiefel in der saugenden Masse. Eine Musketenkugel platschte dicht neben ihm ins Wasser, und an den Spritzern erkannte er, dass sie von Westen aus abgefeuert worden war, von den Voltigeuren, die dem Karree zusetzten.

Das waren die Männer, auf die Sharpe zustürmte. Er würde Bullen, Vicente und den Rest der Kompanie dem Karree entgegenstreben lassen, selbst aber würde er seine Schützen in ihren roten Jacken auf die Flanke der Voltigeure führen, die dem Bataillon so viel Schaden zugefügt hatten. Lediglich eine Hand voll dieser Voltigeure schenkte ihm Aufmerksamkeit, und Sharpe wusste, dass sie Rotröcke sahen, keine Schützen. Sie nahmen an, dass ihnen achtzehn Rotröcke nichts anhaben konnten, und Sharpe wollte, dass sie genau das dachten. Er führte seine Männer an den Rand des überfluteten Landes, wo die Schussweite bis zu den Voltigeuren weniger als hundert Schritte betrug. »Nehmt euch die Offiziere vor«, sagte er zu den Schützen, »Sergeant – halten Sie Ausschau nach ihnen, und bringen Sie sie um.«

Dafür hatte Gott das Gewehr erschaffen. Musketen konnten einander auf hundert Schritte bekämpfen, und es

kam einem Wunder gleich, wenn ein gezielter Schuss traf, aber Gewehre waren auf diese Entfernung Mörder, und die Voltigeure, die sich lediglich Musketen gegenübergeglaubt hatten, saßen in der Falle. In den ersten paar Sekunden hatten Sharpes Männer bereits drei Franzosen erschossen und sieben weitere verwundet, und dann luden sie neu, und Sharpe drängte sie nach links, ein paar Schritte näher zum Karree. Sie feuerten erneut, und die Voltigeure, die verwirrt waren, weil sie lediglich Rotröcke sahen, feuerten zurück. Sharpe ging auf ein Knie, sah einen rennenden Offizier, der in einer Hand seinen Degen hochhielt, wartete, bis der Mann stehen blieb, dann richtete er seine Waffe auf ihn und betätigte den Abzug. Als sich der Rauch legte, war der Offizier verschwunden.

»Langsam und stetig!«, rief Sharpe. »Jeder Schuss zählt!« Er drehte sich um und sah, dass Bullen inzwischen im Marschland in Sicherheit war. Die Voltigeure waren ihm den Weg hinauf gefolgt, aber keiner war bereit, durch den Morast zu stapfen.

Er blickte wieder nach Westen, lud das Gewehr, dessen Kolben halb im Wasser versank, sah einen Mann, der mit seiner Muskete zielte, und schoss auf ihn. Endlich wurde den Voltigeuren klar, dass sie einen grausam ungleichen Kampf ausfochten, und sie flohen aus der Reichweite der Gewehre. Die Kavalleristen jedoch, die weiter entfernt waren, sahen lediglich ein paar verstreute Rotröcke. Also wendete eine Gruppe von ihnen die Pferde, gab ihnen die Sporen und preschte an den Voltigeuren vorbei, die sich zurückzogen.

»Zurück«, rief Sharpe, »leicht zurück! Und nach links!« Er führte seine Männer jetzt näher zum Karree, wobei sie durch fußtiefes Wasser wateten. Er hatte den Fluss noch vor sich, doch dasselbe galt für die Kavallerie. Vielleicht nahmen sie an, das Wasser sei überall gleich tief, nicht mehr als einen Fuß, also senkten sie ihre Säbel, spornten ihre Pferde zum Galopp an und ritten los, um zu töten. »Wartet, bis sie zu zappeln beginnen. Dann macht sie kalt!«

Die ersten Reiter sprengten am gegenüberliegenden Ufer in das überflutete Land. Dann trat ein Pferd in den Fluss und warf seinen Reiter über seinen Kopf ab. Die übrigen Pferde verlangsamten ihr Tempo, sie kämpften nun darum, Tritt zu fassen, und Sharpe befahl seinen Männern, das Feuer zu eröffnen. Ein Husar, dem Zöpfe an beiden Seiten seines sonnengebräunten Gesichts hingen, knurrte, während er an seinen Zügeln zerrte und versuchte, sein Pferd durch den Fluss zu zwingen. Sharpe schoss ihm eine Kugel durch seinen himmelblauen Rock. Eine Granate explodierte zwischen den Reitern, die aufgerückt waren, als sie sahen, dass die ersten anhielten.

Sharpe lud nach, warf einen Blick in die Runde, um sicherzugehen, dass keiner der Voltigeure vom Gehöft ihnen durch das Marschland gefolgt war, dann erschoss er einen Dragoner. Die Reiter waren leicht zu töten, das begriffen sie selbst, wendeten ihre Pferde und gaben ihnen die Sporen, kämpften sich, noch immer vom Feuer der Gewehre verfolgt, zurück auf festen Boden.

Und mittlerweile gab es noch mehr Gewehrfeuer, ein ganzer Sturm drang vom anderen Ende des South Essex Regiments her, wo die *Cazadores* den Rotröcken zu Hilfe eilten und die Voltigeure zurücktrieben. Dann wurde die Nordflanke des Karrees in Rauch gehüllt, als zwei Kompanien ihre Salven in den Pulk der Reiter schossen, die davonsprengten und sich in Sicherheit brachten.

Sharpe warf sich das Gewehr über die Schulter.

»Kein übler Arbeitstag, Pat«, sagte er und nickte in Richtung des einsamen Kavalleriepferdes, das den Fluss durchquert und sich im Marschland verirrt hatte. »Sie zahlen immer noch Prämien für feindliche Pferde, oder? Es gehört Ihnen, Sergeant.«

Die Kavallerie stellte nicht länger eine Bedrohung dar, also formierte sich das South Essex Regiment in vier Linien, zweimal so dicht wie auf einem gewöhnlichen Schlachtfeld, aber sicherer für den Fall, dass einige der Dragoner oder

Husaren einen letzten Angriff wagen sollten. Das war unwahrscheinlich, denn jetzt befanden sich portugiesische *Cazadores* auf der linken Flanke des Bataillons, und leeres Marschland erstreckte sich zu ihrer Rechten, während die Franzosen unter Beschuss der Kanonen ihren Rückzug durch das Tal antraten. Aber das Beste von allem war: Die Leichte Kompanie war zurück!

»Es ist gut gegangen«, sagte Lawford. Er saß auf dem Pferd, das Harper dem Bataillon gebracht hatte. »Sehr gut.«

»Obwohl es ein oder zwei Momente der Angst gab«, sagte Major Forrest.

»Angst?«, entgegnete Lawford in überraschtem Tonfall. »Aber nicht doch! Alles lief genau so, wie ich es erwartet hatte. Mehr oder weniger so, wie ich es erwartet hatte. Nur um Lightning ist es natürlich schade.« Angewidert betrachtete er seinen Schwager, der sichtlich betrunken hinter den Standartenträgern saß. Dann zog er den Hut, als Sharpe die Linie entlangkam. »Mister Sharpe! Das war sehr hübsch, was Sie mit diesen Voltigeuren gemacht haben, sehr hübsch. Vielen Dank, meine Lieben.«

Sharpe tauschte den Rock mit Bullen, dann blickte er zu Lawford auf, der vor Freude strahlte. »Erteilen Sie mir Erlaubnis, unsere Verwundeten aus dem Gehöft zu bergen?«, fragte Sharpe. »Bevor ich in den Dienst zurückkehre?«

Lawford wirkte verwirrt. »Die Verwundeten zu bergen gehört doch zu Ihrem Dienst, oder nicht?«

»Ich meinte, in den Dienst als Quartiermeister.«

Lawford beugte sich aus dem Sattel. »Mister Sharpe«, sagte er weich.

»Sir?«

»Seien Sie verdammt noch mal nicht so langweilig.«

»Jawohl, Sir.«

»Und wenn das hier erledigt ist, soll ich Sie nach Pero Negro schicken«, fuhr der Colonel fort und fügte, als ihm klar wurde, dass Sharpe ihn nicht verstand, hinzu: »Ins Hauptquartier. Wie es aussieht, hätte der General gern mit Ihnen gesprochen.«

»Schicken Sie *Senhor* Vicente, Sir«, sagte Sharpe, »und den Gefangenen. Gemeinsam können die beiden dem General alles erzählen, was er wissen muss.«

»Und Sie können es mir erzählen«, sagte Lawford, der zusah, wie die Franzosen auf die Hügel in der Ferne zurückkehrten.

»Ich habe nichts zu erzählen, Sir«, erwiderte Sharpe.

»Nichts zu erzählen! Großer Gott, Sie waren zwei Wochen abwesend und haben nichts zu erzählen?«

»Habe mich eben verirrt, Sir, als ich nach diesem Terpentin gesucht habe. Es tut mir leid, Sir.«

»Sie haben sich eben verirrt«, wiederholte Lawford tonlos, dann betrachtete er Sarah und Joana in ihren schlammverschmierten Hosen und mit den geschulterten Musketen. Lawford sah aus, als wolle er eine Bemerkung über die Frauen machen, dann aber schüttelte er den Kopf und wandte sich wieder Sharpe zu. »Nichts zu erzählen, was?«

»Wir sind entkommen«, sagte Sharpe. »Nur das ist wichtig. Wir sind entkommen.« Und das waren sie.

Sharpes Flucht war geglückt.

HISTORISCHE ANMERKUNGEN

Die französische Invasion in Portugal im Spätsommer 1810 wurde durch Hunger niedergeschlagen. Es war das letzte Mal, dass die Franzosen versuchten, das Land zu besetzen. Wellington, der zu dieser Zeit sowohl die portugiesische als auch die britische Armee befehligte, schlug eine Politik der verbrannten Erde ein und brachte damit viel Leid über das portugiesische Volk. Der Versuch wurde unternommen, den Besatzern jeden Krumen an Essbarem vorzuenthalten, während man den Portugiesen befahl, ihre Häuser zu verlassen, um sich entweder in die Berge zu schlagen oder gen Norden nach Oporto oder gen Süden nach Lissabon zu gehen. Letzteres sollte durch die einzigartigen Befestigungen von Torres Vedras verteidigt werden.

Die Strategie ging auf, aber der Preis dafür war hoch. Einer Schätzung nach verloren vierzig- bis fünfzigtausend Portugiesen während des Winters 1811/12 ihr Leben. Die meisten verhungerten, andere wurden von den Franzosen getötet, aber die Zahl als solche, die zwei Prozent der portugiesischen Gesamtbevölkerung ausmachte, ist erschreckend. Wie man es auch immer betrachtet, es war eine gnadenlose Strategie, die die Last des Krieges der Zivilbevölkerung aufbürdete. War sie notwendig? Wellington hatte auf den Höhen von Bussaco einen überzeugenden Sieg über Masséna errungen. Hätte er die Straße um die Nordseite der großen Anhöhe bewachen lassen, hätte er die Franzosen dort vermutlich zurückschlagen und sie anschließend über die spanische Grenze zurück nach Ciudad Rodrigo zwingen können. Aber dabei wäre natürlich Massénas Armee verhältnismäßig wenig Schaden zugefügt worden. Hunger und Krankheiten waren stärkere Feinde als

Rotröcke und Schützen, und indem er Masséna zwang, den Winter in dem verwüsteten Land nördlich der Befestigungen vor Lissabon zu verbringen, zerstörte er die Armee seines Feindes. Zu Beginn des Feldzugs im September 1810 kommandierte Masséna 65 000 Männer. Als er nach Spanien zurückging, hatte er nicht einmal mehr 40 000. Er hatte die Hälfte seiner Pferde und praktisch all seine Transportmittel auf Rädern verloren. Von den 25 000 Männern, die er verlor, wurden lediglich 4000 in der Schlacht von Bussaco (wo die britischen Verluste etwa 1000 Mann betrugen) verwundet, getötet oder als vermisst gemeldet. Den Rest verlor er, weil die Befestigungen von Torres Vedras Masséna zu einem Winter des Hungers, der Krankheiten und der Desertion verdammten.

Warum also wurde in Bussaco überhaupt gekämpft, wo doch die Befestigungen von Torres Vedras so viel besser für diese Aufgabe geeignet waren? Wellington ließ sich dort aus Gründen der Moral auf einen Kampf ein. Die portugiesische Armee hatte keine besonders eindrucksvolle Bilanz gegen die Franzosen vorzuweisen, aber sie war mittlerweile neu organisiert worden und unterstand Wellingtons Kommando. Indem er dieser Armee den Sieg auf der Anhöhe verschaffte, verlieh er ihr ein Selbstvertrauen, das sie nie wieder verlor. Bussaco war der Ort, an dem die Portugiesen lernten, dass sie imstande waren, die Franzosen zu besiegen, und die Schlacht nimmt völlig zu Recht einen Ehrenplatz in der Geschichte Portugals ein.

Die Anhöhe ist heute stark bewaldet, sodass es schwerfällt, sich vorzustellen, wie eine Schlacht auf dem östlichen Hang überhaupt ausgefochten werden konnte, aber Fotos, die 1910 aufgenommen wurden, zeigen die Höhe nahezu völlig unbewachsen, und zeitgenössische Berichte lassen darauf schließen, dass sie auch hundert Jahre zuvor so ausgesehen hat. Diese Fotos können in einem hervorragenden Buch betrachtet werden – »Bussaco 1810« von René Chartrand, erschienen bei Osprey. In den meisten

Büchern über die Schlacht wird die religiöse Stätte auf dem hinteren Abhang schlicht als Kloster bezeichnet, was sowohl auf Gemeinschaften von Mönchen als auch Nonnen angewendet werden kann, im Allgemeinen jedoch häufiger für Nonnenklöster benutzt wird. Ich habe das Gebäude in Bussaco gesehen, das den Namen *Convento dos Carmelitas Descalços* trägt, und ebenso das *Mosteiro de Carmelitas*, und ich spreche in diesem Buch ausdrücklich von einem Mönchskloster, um den Eindruck zu vermeiden, es habe dort auch Nonnen gegeben. Es wurde bis 1843, als die portugiesischen Mönchsklöster aufgelöst wurden, von den barfüßigen Karmelitern bewohnt. Es existiert noch immer, auch die Tonstatuen in ihren Ziegelhäusern sind noch vorhanden und können besichtigt werden. Ein großes Hotel, das zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts als königlicher Palast errichtet wurde, steht heute neben dem Mönchskloster.

Masséna befand sich am Vorabend der Schlacht tatsächlich zweiundzwanzig Meilen hinter Bussaco. Er hatte den Ort flüchtig besucht, dann war er zu seiner achtzehnjährigen Mätresse Henriette Leberton zurückgekehrt, und Neys Adjutant D’Esmenard war gezwungen, durch deren geschlossene Schlafzimmertür mit ihm zu sprechen. Masséna schaffte es, sich aus Henriettes Armen zu reißen und zurück nach Bussaco zu reiten, wo er sich dagegen entschied, irgendwelche Erkundigungen einzuziehen, und seine Truppen einfach in den Angriff schickte. Es war eine törichte Entscheidung, denn die Höhe von Bussaco ist ein ausgezeichneter Stützpunkt. Einige seiner Generäle rieten ihm von einem Angriff ab, aber Masséna war zuversichtlich, dass seine Truppen in der Lage sein würden, die Linien der Briten und Portugiesen zu durchbrechen. Es war ein Irrtum, der seinem übersteigerten Selbstbewusstsein entstammte. Obwohl die französischen Kolonnen in der Tat den Hügelkamm erreichten, wie es im

Roman beschrieben ist, wurden sie dort abgefangen und geschlagen.

Die französische Plünderung von Coimbra hat sich in jeder Einzelheit so abscheulich abgespielt, wie sie in »Sharpes Flucht« dargestellt wird. Die ersten Truppen, die die Stadt erreichten, waren neue Rekruten, schlecht ausgebildet und undiszipliniert, und sie liefen Amok. Die Stadt hatte zu Beginn des Feldzugs 40 000 Einwohner, und mindestens die Hälfte davon hatte sich entschlossen, sich nicht nach Lissabon zurückzuziehen. Von jenen, die zurückblieben, wurden etwa tausend von den Besatzern ermordet. Die Universität wurde geplündert, die Königsgräber in Santa Cruz geöffnet und entweiht, und auch wenn die hungrigen Franzosen jede Menge Vorräte in der Stadt vorfanden, wurde der größten Teil von ihnen vernichtet. Lagerhäuser voller Lebensmittel wurden in Brand gesteckt, sodass Massénas Armee, als sie schließlich gen Süden marschierte, noch immer so hungrig war wie bei ihrer Ankunft.

Masséna ließ seine Verwundeten in Coimbra unter völlig unzureichender Bewachung zurück. Die Wachen konnten die Stadt lediglich vier Tage lang halten, dann eroberte Colonel Trant, ein britischer Offizier, der eine portugiesische Bürgerwehr befehligte, Coimbra von Norden aus. Nachdem er einige Probleme hatte, seine Gefangenen vor den Racheakten der Stadtbewohner zu schützen, gelang es ihm, mit ihnen gen Norden nach Oporto zu marschieren beziehungsweise sie dorthin zu tragen.

In der Zwischenzeit war Masséna auf die Befestigungen von Torres Vedras gestoßen und war völlig überrascht. Wellington und sein leitender Ingenieur Colonel Fletcher hatten es irgendwie geschafft, das massive Bauprojekt geheim zu halten (sogar vor der britischen sowie der portugiesischen Regierung), und auch wenn Masséna Gerüchte über eine Reihe von Forts zu Ohren gekommen waren, war er in keiner Weise auf die tatsächliche Lage vorbereitet. Die Verteidigungslinien bestanden aus 152

Befestigungen (Bastionen oder Forts), sie waren mit 543 Kanonen bestückt und bedeckten 52 Meilen Boden. Die ersten beiden Linien hinderten die Franzosen am Vormarsch nach Lissabon, die dritte, die sehr viel weiter südlich lag, umschloss eine Notfall-Enklave, in die sich Wellington mit seinen Truppen zurückziehen konnte, falls dies notwendig werden sollte. Ein französischer Offizier berichtete über die beiden ersten Linien, sie seien von »so außergewöhnlicher Gestalt, dass ich zu behaupten wage, es ließe sich auf der Welt kein Stützpunkt finden, der ihnen vergleichbar ist«. Ein anderer Franzose, ein Offizier der Husaren, formulierte griffiger: »Vor uns lag ein Wall aus Eisen und hinter uns das Land des Hungers.« Masséna starrte durch sein Fernglas auf diese Befestigungslinien und wurde von einem Kanonenschuss vertrieben, auf den er reagierte, indem er seinen Hut vom Kopf zog. Das war höflich von ihm, in Wahrheit jedoch bebte er vor Zorn, weil er vor den neuen Befestigungsanlagen nicht gewarnt worden war. Es erscheint schwer vorstellbar, dass er überhaupt nichts von ihnen erfahren hatte, aber sie waren in der Tat geheim geblieben. Tausende von Männern hatten daran gearbeitet, diese Linien zu errichten, und wiederum Tausende hatten die Linien passiert, als sie die Straßen, die hindurchführten, benutzten, aber die Franzosen wurden von ihnen vollkommen überrascht. Masséna unternahm keinen ernsthaften Versuch, sie zu brechen. Tatsächlich gab es lediglich einen Kampf, eine unbedeutende Schlacht zwischen zwei Gruppen von Plänklern, die am 12. Oktober in Sobral stattfand, am Tag, nachdem die ersten französischen Truppen die Befestigungen erreicht hatten. Der Kampf am Ende von »Sharpes Flucht« basiert in etwa auf diesen Kampfhandlungen, aber ich gestehe, dass die Wörter »in etwa« hier entscheidend sind, denn ich habe die Schlacht um nahezu zwanzig Meilen verlegt, um sie näher an den Tajo zu rücken, und ich habe sie Sir Thomas Picton

zugeschrieben, der sich nicht einmal in der Nähe von Sobral befand.

Die meisten der 152 Befestigungen existieren noch heute, aber viele von ihnen sind derartig zerfallen und überwuchert, dass sie sich nicht leicht entdecken lassen. Wenn man lediglich während eines höchst flüchtigen Besuchs Gelegenheit hat, sie zu besichtigen, ist es vermutlich ratsam, dies in der Nähe der Stadt Torres Vedras selbst zu tun, wo nur ein kleines Stück weiter nördlich das Fort von Saint Vincent rekonstruiert worden ist. Ein längerer Besuch sollte hingegen (wie jeder Besuch auf einem Schlachtfeld der Halbinsel) mithilfe von Julian Pagets hervorragendem Handbuch »Wellington’s Peninsular War«, Leo Cooper, London, 1990, geplant werden.

Masséna blieb wesentlich länger in Portugal, als Wellington gehofft hatte. Der Versuch, sämtliche Lebensmittel aus dem portugiesischen Landesinneren zu entfernen, hatte nie richtig funktioniert, und die Franzosen fanden genug Vorräte vor, um sich den Oktober hindurch ausreichend zu ernähren. Sie reparierten die Windmühlen und bauten die Backöfen wieder auf, doch als es November wurde, mussten sie ihre Rationen bereits halbieren, und dann setzte ihnen auch noch ein Winter zu, der ungewöhnlich feucht und kalt war. Mitte November verließen sie Torres Vedras und zogen sich in ein Gebiet zurück, in dem sie sich mehr Lebensmittel erhofften, und irgendwie gelang es ihnen, sich bis März in Portugal zu halten. Dann endlich kehrten sie ausgehungert, entmutigt und ohne Erfolg in ihre Depots nach Spanien zurück. Es war eine bittere Niederlage für Masséna.

John Grehans Buch »The Lines of Torres Vedras«, das im Jahr 2000 bei Spellmount erschien, hat mir beim Schreiben von »Sharpes Flucht« unschätzbare Dienste geleistet. Es enthält bei Weitem die beste Beschreibung der Verteidigungslinien, doch es leistet noch wesentlich mehr. So gibt es darin eine fesselnde Beschreibung der Schlacht

von Bussaco, und ich stehe in der Schuld des Autors, auch wenn ich sämtliche Fehler natürlich selbst zu verantworten habe.

Und so werden Sharpe und Harper weiter marschieren.


Sharpes
FLUCHT
PREBOOK
BERNARD
CORNWELL
BASTEI
LÜBBE